



Mord am Kudamm

Kriminalroman
von Chris Tanner

Chris Tanner

Mord am Kudamm

Ein Berlin-Krimi,
Textausgabe

1. Auflage Dez. 2013

© Chris Tanner

Alle Rechte vorbehalten

Titel teilweise unter Verwendung
von www.istockphoto.com

Die Orte dieses Romans sind real. Die dazu erzählte Geschichte ist frei erfunden. Die handelnden Personen sind ebenfalls Fiktion. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

chris-tanner@arcor.de

Als ich mein verstaubtes Büro verlasse, ist es noch früh am Abend. Die Sonne wird erst in zwei Stunden untergehen, aber die Schatten sind schon erheblich länger geworden. Einige Pärchen sind unterwegs. Dennoch ist es ruhig, wie in meiner Stammkneipe am Vormittag. Ich schlendere langsam zum Ku'damm hin. Der Salon eines schwulen Coiffeurs ist hell erleuchtet. Ich sehe hinein. Eine ältere Dame mit angeklatschtem Haar kauert auf einem

sündhaft teuren Drehstuhl, und um sie herum tänzelt ein kleines dürres Männlein. Auf dem Boden liegt ein riesiger überzüchteter Pudel und starrt mich mit traurigen Augen an.

„Du wirst noch lange warten müssen“, sage ich leise.

Plötzlich vernehme ich ein vertrautes Klirren, so als hätte jemand meine Terrassentür von oben mitten auf den Gehweg geworfen.

Ein Mann steht schräg gegenüber, auf der anderen Straßenseite. Er kehrt mir den Rücken zu und schwankt leicht, was um diese Uhrzeit noch recht ungewöhnlich ist. Nach einigem Überlegen nehme ich an, dass er

gerade aus dem knallroten Spielcasino gekommen ist. Die Tür zu diesem reizenden Etablissement steht jedenfalls offen.

Normalerweise sehe ich dort entweder germanische Helden mit abgerissenen Hosen oder jede Menge Südländer mit teuren Lederjacken ein und ausgehen. Nun steht eine ängstliche Blondine im Eingang, mit einem Telefon in der Hand und lugt vorsichtig um den Mauervorsprung herum, zu dem Mann hinüber.

Der gehört eindeutig zur Fraktion der abgerissenen Hosen. In der rechten Hand hält er einen lächerlichen Einkaufsbeutel aus

zerknittertem Stoff, und mit der linken räumt er seelenruhig die Einlagen des Schaufensters aus.

Es ist kein besonderer Laden, dem er da die Scheibe eingeschlagen hat. Irgendein Gimmickzeug für Touristen wird dort verkauft. Ich war bisher immer achtlos daran vorübergegangen.

Nun schlendere ich hinüber, um dem Mann Gesellschaft zu leisten. Er hat seine liebe Mühe, mit dem was er angerichtet hat. Die Splitter der Scheibe haben sich über die Auslagen verteilt, und so muss er darin herumwühlen, um an die Ware zu kommen. Wie er das schafft, ohne sich

zu verletzen, ist mir unbegreiflich.

Auf jeden Fall macht er einen Heidenkrach. Ich stehe eine Weile so neben ihm, während die vorüberkommenden Pärchen einen weiten Bogen um uns machen.

Er ist noch nicht ganz so heruntergekommen, wie der Penner unter der Brücke zum Bahnhof Zoo, dem ich manchmal ein paar Geldstücke in den Kaffeebecher werfe. Er sieht jünger und kräftiger aus. Aber heute hat er einen schlechten Tag. Er trägt einen dünnen Vollbart, wenn man das Durcheinander in seinem Gesicht so nennen will. Eine Brille mit schwarzem Rahmen und dicken

schmutzigen Gläsern sitzt auf seiner blassen Nase. Das fettige Haar liegt in dicken Strähnen auf seinem Kopf. Allerdings riecht er gar nicht mal so übel. Vielleicht hat er gestern erst gebadet.

„Ganz schöne Schweinerei“, sage ich schließlich leise.

Es dauert ein Weilchen, bis mein Testballon seine letzten Gehirnwindungen erreicht. Danach steht er plötzlich völlig starr, wie ein Cowboy in einem billigen Western, der eben gehört hat, wie jemand seine Mutter beleidigt. Diese Bewegungslosigkeit hält er eine Weile durch. Ich dachte schon, er wäre

eingeschlafen. Dann zieht er plötzlich seine Hand aus den Auslagen und versucht mich mit einer großen Scherbe in der Mitte zu zerteilen.

Ich hatte so etwas kommen sehen, trotzdem finde ich es einigermaßen hinterhältig. Also mache ich eine leichte Verbeugung, um ihm auszuweichen, und gehe dann einfach um ihn herum. Da er in seinem Zustand mehr als langsam ist, habe ich damit keine Probleme. Ein leichter Tritt in die Kniekehle ist alles, was ich tun muss. Da er ohnehin Mühe hat, sich gerade zu halten, sackt er auf der Stelle in sich zusammen. Die Glasscherbe fällt scheppernd zu

Boden und zerbricht.

Er braucht wieder einen langen Moment, ehe er kapiert, was los ist. Während er so kniet und vor sich hin stiert, tut er mir fast leid. Ich lege ihm die Hände auf den Rücken und fixiere seine Handgelenke mit einer von meinen Kunststofffesseln. Nun kann er sich nicht mehr rühren und starrt blöde gegen die Wand.

Die Blonde vom Spielkasino eilt mit klappernden Absätzen herbei.

„Wie haben Sie das nur gemacht?“, ruft sie atemlos.

Unter anderen Umständen würde sie eine gute Partie abgeben. Sie trägt ein glänzendes Dekolleté vor sich her

und hat sich hübsch angemalt. Gerade weiße Zähne und ein frisches Aussehen. Die Nase ein wenig zu spitz, als würde sie ständig daran herumzwiebeln. Doch irgendetwas an ihr gefällt mir nicht. Es sind wohl die schmalen Lippen. Außerdem pflegt sie einen schlechten Umgang. Als Handlangerin bei dem schwulen Coiffeur würde sie wesentlich mehr Reiz ausstrahlen, als in diesem billigen Kasino.

„Mädchen, wenn du auf den fünf Metern schon außer Puste gerätst, dann solltest du mit dem Rauchen aufhören.“

„Nein. Das ist die Aufregung. Dei

Kerl hat uns drinnen die halbe Einrichtung zerschlagen.“

„Hätte dein Chef nicht Lust, mit seiner Bude umzuziehen? Ich weiß ein hübsches Plätzchen in der Badstraße, im Wedding.“

Die Blondine prustet vor Vergnügen. „Zwischen den Gemüseboxen? Das fehlte noch. Außerdem haben wir gerade erst eröffnet.“

„Eben. Und seitdem sind die Abende hier ziemlich rau geworden.“

„Machen Sie Kampfsport oder so?“

„Ich mache Feierabend“, sage ich müde und will gehen.

„Moment, Sie können doch nicht

einfach verschwinden. Ich habe die Polizei gerufen.“

„Schön. Die Handfessel können die behalten. Und rede unbedingt mit deinem Chef. In Neukölln ist es übrigens auch sehr schön.“

Dann gehe ich fort, nicht ohne noch einen Blick in ihr Dekolleté zu werfen.

Als ich den Ku'damm erreiche, kommt mir der Streifenwagen entgegen. Ungefähr mit Tempo dreißig. Dann hält er plötzlich an, als wolle er die Lage peilen. Die Blonde vom Spielkasino springt auf die Straße und winkt hektisch. Daraufhin schießt der Streifenwagen mit wilden zwanzig

Stundenkilometern nach vorn, um ihr zu Hilfe zu eilen.

Ich will nicht ungerecht sein. Sie hatten sicher auch einen langen Tag, und niemand hat Lust, sich kurz vor Feierabend von einem durchgedrehten Alkoholiker verprügeln zu lassen.

Als ich mich umdrehe, um weiterzulaufen, falle ich beinahe über einen alten Mann, der auf dem Bürgersteig kniet, um ihn mit Kreide zu beschmieren.

Jeden Tag erschafft er ein neues drei Quadratmeter großes Kunstwerk. Und jede Nacht wirft er es dem Regen zum Fraß vor.

Er starrt mich an, als hätte ich einen Anschlag auf sein Leben verübt. Ich murmele eine Entschuldigung und reihe mich in den Strom der Fußgänger ein. Der Ku'damm ist um diese Zeit noch wesentlich belebter, als dessen Seitenstraßen.

Vor dem Kempinski-Hotel ist Hochbetrieb für die versnobten Voyeure. Das *Café Reinhard's* hat mit seinen Tischen wieder den Bürgersteig okkupiert. Die äußersten zwei Tischreihen sind so bestuhlt, dass die Gäste sich nicht gegenüber sitzen, um miteinander zu reden, wie überall auf der Welt, sondern sie sitzen wie im Kino, mit dem Gesicht zum Ku'damm

hin, sodass sie jeden Fußgänger, der sich an den Tischen vorbeidrängen muss, ausgiebig begaffen können.

Heut Abend nehme ich mir einen dicken Herren in der zweiten Reihe vor. Ich fixiere ihn im Vorübergehen mit eisernem Blick, sodass er sich fast an seinem Mineralwasser verschluckt, und ich hoffe, dass er sich das nächste Mal ein Tischchen weiter hinten sucht.

Mein Ziel liegt eine Querstraße weiter, gegenüber vom Café Kranzler. Dort, wo die Touristen sich in dicken Trauben den Bürgersteig entlangschieben, in dem Glauben, die große weite Welt zu sehen, die doch in Wirklichkeit nur aus Glas und Beton

besteht.

Ich öffne die Tür und sehe nur noch rot. Die Wände, die Decken, selbst die Jalousien sind knallrot oder zumindest in ein feines rosarot getaucht. Vor dem Haus war mir die Werbung für einen Massagesalon aufgefallen. Dort wollte ich jetzt eigentlich nicht landen. Also trete ich wieder zurück und lese noch einmal das Schild vor der Tür: „Rechtsanwaltskanzlei Bärenreuter“. Alles richtig. Hier ist wohl ein besonderer Geschmack zu Hause, denke ich und gehe hinein.

Der Vorraum ist riesig. Zuerst kann

ich sie kaum erkennen. Sie trägt ein enges rot-schwarzes Kleid und fällt in der Konstellation der Raumfarben kaum auf. Ihr Schreibtisch steht seitlich zum Eingang, sodass jeder der hereinkommt, ihre Beine betrachten kann. Ich trete näher. Sie schaut kurz auf und liest dann wieder in irgendwelchen Papieren. So darf ich eine Zeit lang zusehen, wie sich ihre Brust hebt und senkt, während sie atmet. Es ist eine sehr schön geformte Brust. Andererseits verspüre ich kein Verlangen, sie zu berühren. Ich räuspere mich.

„Frank Ross. Ich habe einen Termin mit Frau Bärenreuter.“

Sie schaut mich wortlos an. Dann streckt sie ihre Hand in meine Richtung aus. Ich bewege mich keinen Zentimeter. Die Sache fängt an, mir Spaß zu machen. Nach gefühlten zehn Minuten zieht sie die Hand wieder zurück.

„Geben Sie mir bitte ihr Terminschreiben“, faucht sie böse.

Ich schüttele den Kopf.

„Es gibt kein Schreiben. Ich bekam einen Anruf.“

„Ihr Name?“

„Ross. Wie ich schon sagte.“

Sie wühlt eine Weile in ihren Unterlagen. Dann bricht sie völlig unerwartet in schallendes Gelächter

aus.

„Der Privatdetektiv!“, kreischt sie belustigt. Es hätte nur noch gefehlt, dass sie sich vor Wonne auf die Schenkel klatscht. Sie hat sehr feste und wohlgeformte Schenkel.

Ich trete einige Zentimeter näher an sie heran und schaue ihr tief in die Augen. Was ich darin sehe, beunruhigt mich nicht. Ich ahnte es bereits. Sie hat rabenschwarze Augen. Aber mittendrin springt unruhig ein Licht hin und her. Und während sie mich betrachtet, zieht sie einen ihrer schön geschwungenen Mundwinkel nach unten. Ich drehe mich um und gehe zur Tür.

„Warten Sie“, ruft sie, als ich die Tür schon fast erreicht habe. „Mit mir haben Sie einen Termin.“

Ich drehe mich um. Sie ist aufgestanden und hat wirklich eine umwerfende Figur.

„Kommen Sie“, sagt sie mit völlig veränderter liebenswürdiger Stimme und zeigt auf eine Besucherecke. „Der Kaffee steht bereit.“

Ich bleibe unschlüssig stehen. Ich vertrage keinen Kaffee. Er macht mich immer so reizbar. Aber ich kann ihm auch nicht widerstehen. Besonders dann nicht, wenn er von einer Frau gebrüht wurde. Also gehe ich hinüber und setze mich zu ihr. Nach dem

ersten Schluck schaue ich sie an. Sie hat immer noch dieses unruhige Licht in den Augen.

„Wie gefällt Ihnen das Büro?“, fragt sie.

„Ein wenig zu viel Rot.“

Sie lacht schrill und wirft dabei den Kopf zurück. „Ja, diese Farbe stimmt mich auf meine Abende ein. Ich liebe den Flamenco, müssen Sie wissen. Die feurige Musik. Die flammend-roten Kleider. Und wenn ich eine spanische Gitarre höre, bin ich nicht mehr zu bremsen.“

Irgendwie spüre ich, dass ich ihre Abende lieber meiden werde.

„Wie stehen Sie denn zu Grün?“,

frage ich.

„Sind Sie verrückt?“, kreischt sie und schaut mich böse an.

So habe ich mir das gedacht. Eine Frau mit unverrückbaren Prinzipien.

„Könnten Sie zur Sache kommen?“, frage ich leicht genervt. Der Kaffee beginnt wohl schon zu wirken.

„Mein Hausdetektiv hat sich überfressen. Jetzt liegt er mit einer Galle im Krankenhaus. Deshalb sind sie hier.“

Ich zucke nur mit den Schultern.

„Und weil Sie mir empfohlen wurden.“

„Von wem?“, frage ich interessiert.

„Ich hab herumtelefoniert. Und

Brockmann, der Chef von *Cleanserv* hatte endlich was für mich. Er musste ein Weilchen suchen, und dann gab er mir Ihre Nummer.“

Ich erinnere mich. Gegen seine Firma waren plötzlich hässliche Sachen in Umlauf. Ich hatte dann einen seiner Mitarbeiter überführt. Der plante, eine Konkurrenzfirma zu gründen und wollte Brockmanns Kunden übernehmen.

„Guter Mann“, sage ich nur.

Sie lacht wieder schrill, und irgendwie an der falschen Stelle. Oder habe ich etwas verpasst? Dann beugt sie sich herüber, sodass ich ihr in den Ausschnitt sehen kann, und legt mir

einen Umschlag hin. Ich ziehe einige großformatige Bilder heraus. Sie zeigen alle denselben Mann. So etwa Anfang vierzig. Sehr gut gebaut.

„Das ist Martin Wentdorf. Dreiundvierzig Jahre alt und Chef der F i r m a *MWH*, *Hauservice-Dienstleistungen* ... und mein aktueller Liebhaber.“

Ich schaue sie fragend an. Sie zieht einen Mundwinkel nach oben.

„Was erwarten Sie? Die Kanzlei hier gehört meinem Mann. Er ist zwanzig Jahre älter als ich und völlig vertrocknet. Wenn wir uns abends begegnen, redet er nur von seinen Akten. Aber er versorgt mich gut. Also

bleibe ich ihm erhalten. Ich verbringe halt nur meine Abende woanders.“

„Bei Musik und Tanz.“

„Beim Flamenco. Richtig.“

„Und was soll ich dabei tun?“ Die Sache beginnt leicht säuerlich zu schmecken.

„Martin, also Herr Wentdorf, ist ein Hansdampf in allen Gassen. Ich liebe ihn. Aber es wurmt mich, wenn ein Kerl mich betrügt. Das macht mich richtig rasend. Und deshalb sollen Sie ihn überwachen. Sollte sich herausstellen, dass er es auch mit anderen Weibern treibt, dann beende ich die Sache und drehe ihm den Geldhahn zu.“

Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

„Es ist keine Gigolobeziehung, aber Martin braucht immer Geld. Und da pumpt er halt jeden an, den er kennt. Ich helfe gern. Aber wie gesagt, dann wäre damit Schluss.“

Ich begutachte noch einmal die Bilder. Besonders die Augen des Mannes. Er hat den Blick eines Kolkraben. Völlig furchtlos und selbstzufrieden. Ich kann mich aber auch irren. Ich verstaue die Bilder wieder im Umschlag und schiebe ihn zu ihr zurück.

„Frau Bärenreuter ...“

„Nennen Sie mich Denise.“

Ich nicke.

„Ich beschatte keine untreuen Männer. Dazu fehlen mir einfach die Kapazitäten.“ Ich trinke noch einen letzten Schluck. „Trotzdem, danke für den Kaffee. Wenn Sie wollen, rufe ich Sie gleich noch mal an und gebe Ihnen die Nummer eines Kollegen durch.“

Ich stehe auf und nicke ihr zu. Sie bleibt sitzen, völlig gefasst, so als hätte sie meine Reaktion erwartet. Ihre Brüste machen wirklich etwas her, auch wenn man so von oben auf sie herabschaut. Dann drehe ich mich um und gehe in Richtung Tür. Als ich die Türklinke schon in der Hand halte, spricht sie endlich, sehr leise, aber gerade noch hörbar.

„Das Honorar beträgt tausend Euro am Tag.“

Ich bleibe ruckartig stehen. Dann strecke ich mich leicht im Rücken und knurre zufrieden. Vor zwei Wochen konnte ich meine Schulter kaum bewegen. Einige Massagen haben das Problem behoben. Aber mein Physiotherapeut hat seine Praxis direkt am Ku'damm. Sehr teures Pflaster, für ihn und für seine Patienten. An seine Rechnung mag ich gar nicht denken. Ich seufze leicht und gehe wieder zurück.

„Tausend Euro sagten Sie?“

„Plus Spesen selbstverständlich“, sagt sie grinsend.

Ich nicke langsam und setze mich wieder.

„Wo finde ich den Mann?“

Sie nimmt die Fotos wieder in die Hand und sieht sie durch. Sie wirft mir eines zu. Martin ist darauf in Badehose zu sehen.

„Dort ist er am Wochenende. Solange es noch warm ist.“

Ich schaue mir den Hintergrund an. „Wannsee?“

Sie nickt. Dann schiebt sie das nächste Foto hinüber.

„Das ist sein Firmenfahrzeug. Ein *Sprinter*. Wo der steht, da ist auch Martin nicht weit ... Warten Sie.“

Sie steht auf und geht zum

Schreibtisch hinüber. Ihre festen Schenkel zeigen kaum Druckstellen vom langen Sitzen.

Ich schaue dorthin, wo die Schenkel im kurzen Kleid verschwinden. Dann mustere ich die Tapete an der Wand und ärgere mich. Ich bin sicher, dass ihr dieser Blick nicht entgangen ist. Sie nimmt es leicht und kommt grinsend mit einem Zettel in der Hand zurück.

„Hier haben Sie eine Liste der meisten seiner Kunden. Der wichtigste ist dieser hier. Dort hat er jeden Tag zu tun.“

Ich kann ihren Atem riechen. Pfefferminze. Sie muss gerade

irgendetwas eingeworfen haben. Ihr Körper strahlt eine enorme Hitze ab, und zwar von der erotischen Art. Ich hole tief Luft, dann lese ich: Rasthof am Ku'damm.

„Kenne ich“, sage ich. „An der Auffahrt zur Stadtautobahn. Ich werde es dort zuerst versuchen.“

Endlich tritt sie beiseite und lässt sich in ihren Sessel sinken. Einen Moment lang schaut sie sehr zufrieden aus. Doch plötzlich entgleisen ihre Gesichtszüge. Sie schaut auf das Regal hinter mir.

„Tun Sie das bitte weg“, sagt sie leise.

Ich drehe mich um, kann aber

nichts entdecken.

„Was meinen Sie?“

„Das Messer ... das schwarze Messer.“

Ich stehe auf und nehme ein kleines Messer in die Hand. Ein einfaches Küchenmesser. Solch eins nutze ich selbst zum Kartoffelschälen. Aber ihr Gesicht ist käseweiß, als hätte ich einen Pesterreger zwischen den Fingern. Ich lege das Messer weiter oben ins Regal.

„Nein“, presst sie hervor. „Bringen Sie es bitte in die Küche. Dort hinten links.“

Ich tue ihr den Gefallen. Während ich an ihr vorbeigehe, beäugt sie das

Messer scharf. Doch als ich zurückkomme, hat sie schon wieder etwas Farbe im Gesicht.

„Meine Bürohilfe hat es dort liegen gelassen“, sagt sie nun fast heiter. „Ich werde sie morgen anschreien. Ich hasse jedes Messer, wenn es offen herumliegt.“

„Sie haben Angst, dass Sie es benutzen.“

Sie nickt freimütig. „Im Hause meines Mannes gibt es überhaupt keine Messer. Wenn ich eins sehe, dann überkommt mich ein unbeherrschbarer Drang. Ich kann es nicht kontrollieren. Es ist noch nie etwas passiert. Aber ich habe Angst,

jemanden zu töten.“

Noch eine Frau, vor der man sich in acht nehmen muss.

Inzwischen hat sie auch ihre erotische Ausstrahlung wieder eingeschaltet. Sie lächelt mich an, sodass ihre Zähne blitzen. Dann schiebt sie einen kleinen Umschlag herüber.

„Hier ist der erste Tausender. Sie können es nachzählen.“

„Danke.“ Ich lasse den Umschlag zu und stehe auf. „Ich schicke Ihnen noch einen Standardvertrag.“

„Natürlich.“

Sie nickt. Dann geben wir uns die Hand. Sie ist kein bisschen irritiert

oder peinlich berührt wegen der Messerszene. Ich übrigens auch nicht. Mir sind schon sehr viele merkwürdige Menschen begegnet. Man muss sich nur weit genug von ihnen fernhalten. Das ist schon alles. Die Begegnung vermeiden kann man allerdings nicht. Es gibt einfach zu viele Psychopathen. Und sie entblättern sich erst bei näherem Kontakt.

Der Rasthof am Ku'damm war ein guter Tipp. Ich entdecke Martins *Sprinter* sofort und parke meinen alten *Chrysler* auf einem der hinteren Plätze. Von dort aus kann ich den ganzen Rasthof überblicken.

Martin steht auf einer Leiter an einem kleinen Kirschbaum und schneidet mit der Revolversäge die schief stehenden Äste heraus. Sehr ungewöhnlich. Aber es stehen tatsächlich einige Obstbäume auf dem Rasthof. Vielleicht futtert der Inhaber gern Kirschkuchen.

So wie ich das sehe, wird Martin

hier noch einige Zeit zu tun haben. Also mache ich es mir im Wagen bequem. Ich stelle meine Rückenlehne etwas nach hinten und lege ein kleines Fernglas griffbereit auf den Beifahrersitz.

Es ist zwölf Uhr mittags. Der wolkenlose Himmel und der gleißende Sonnenschein schlagen mir aufs Gemüt. Bei der Arbeit mag ich es eigentlich gern etwas kühler. Aber ich will mich heute nicht beklagen. Schließlich werde ich gut bezahlt. Ich öffne beide vordere Seitenfenster. Ein lauer Sommerwind weht an mir vorüber. Vögel zwitschern. Und wenn der Lärm von der nahen

Autobahnauffahrt nicht wäre, könnte es ein idyllisches Plätzchen sein.

Martin rührt sich kaum von der Stelle. Und schon nach zwanzig Minuten fühlt der Job sich einigermaßen öde an. Ich muss mich zusammenreißen, um nicht in den Schlaf hinüber zu sinken. Ich überlege, ob es sinnvoll ist, auszusteigen, um mir etwas die Beine zu vertreten. Aber ich entscheide mich dagegen. Ich will Martins Aufmerksamkeit nicht erregen. Vielleicht muss ich ihn noch tagelang beschatten. Da ist es besser, sich vorerst bedeckt zu halten.

Plötzlich bin ich hellwach. Aus dem Rasthof kommt eine junge Frau

herüber und steuert auf Martin zu. Sie ist vielleicht Anfang dreißig und sehr schlank. Sie trägt kurze blaue Jeans und ein nicht zu enges weißes T-Shirt. Das Letztere bedeckt Schultern und Dekolleté. Außer ihren schönen schlanken Beinen zeigt sie eigentlich nichts. Ihr langes Haar glänzt in der Sonne und fällt weich auf ihre Schultern. Ihre Haut ist sehr hell und bildet zum schwarzen Haar einen interessanten Kontrast. Dunkle, schwarze Augen, ein ebenmäßiges Gesicht und ein feines Lächeln runden das Bild ab. Ich bin beeindruckt.

Ohne ein Wort zu wechseln, beginnt sie die Äste aufzusammeln,

die Martin aus den Bäumen geschnitten hat, und schichtet sie auf einen Hänger, der an den *Sprinter* gekoppelt ist. Die beiden gehören also zusammen.

Ich nehme das Fernglas und schaue hinüber. Die Frau bewegt sich auf völlig natürliche Art und Weise. Die Hitze scheint ihr überhaupt nichts auszumachen. Sie muss über eine beneidenswerte Kondition verfügen.

Plötzlich richtet sie sich auf und schaut in meine Richtung. Hat sie mich entdeckt? Ich lasse das Fernglas sinken. Sie schaut intensiv zu mir hinüber. Aber ihr Blick durchbohrt mich nicht. Er fängt mich ein. Ich fühle

mich wie in einem warmen Wannenbad. Nun legt sie den Kopf etwas schief, lässt mich dabei aber nicht aus den Augen. Ich habe nichts dagegen.

Martin ist inzwischen von der Leiter gestiegen, tritt einige Schritte zurück und betrachtet seinen Baumschnitt. Er scheint zufrieden zu sein. Jedenfalls dreht er sich um und ruft: „Laura, ist das gut so?“ Sie wendet sich von mir ab und nickt Martin lächelnd zu. Sie hat sehr schöne, gerade und vollkommen weiße Zähne.

Martin hilft jetzt beim Einsammeln der abgeschnittenen Äste. Er bewegt

sich schnell und energisch. Obwohl er 43 Jahre alt ist, scheint er genügend Kraft zu besitzen, um diesen Job noch lange durchzuhalten. Vielleicht gehören Hast und Eile aber auch zu seinem Charakter. Und am Abend bekommt er die Quittung, indem er nach einer warmen Dusche kraftlos ins Bett sinkt.

Auch seine sexuelle Energie scheint ihn zu fordern. Eben hat er Laura im Vorübergehen einen Klaps auf den Hintern verpasst. Sie verzieht kurz das Gesicht und arbeitet ohne ein Wort weiter. Doch als sie vom Hänger zurückkehrt, stellt Martin sich ihr in den Weg. Ihr bleibt nichts anderes

übrig, als stehen zu bleiben. Als Martin ihr übers Haar streicht, lässt sie dies geschehen. Doch als er ihre Brust berührt, wie aus Versehen, mit seiner Rückhand, schiebt sie seinen Arm beiseite und geht an ihm vorüber.

Doch Martin gibt nicht auf. Als sie eine neue Ladung Äste auf den Hänger schichtet, drängt er sie zum *Sprinter* hinüber. Dort lehnt sie schließlich mit dem Rücken am Laderaum und hat keine Möglichkeit zu entkommen. Martin hält ihre Arme fest und versucht sie am Hals zu küssen. Doch sie schiebt ihren Kopf dazwischen. Er beginnt seinen Unterleib an ihrem

Körper zu reiben. Sie steht dabei völlig starr. Doch als er versucht, ihr zwischen die Beine zu greifen, stößt sie einen zornigen Schrei aus.

Gerade will ich aufspringen, um ihr zu Hilfe zu eilen. Doch da hat Martin schon von ihr abgelassen. Er nimmt das Ganze nicht weiter tragisch. Er lacht, gibt ihr noch einen Klaps auf den Hintern und geht wieder zum Anhänger hinüber. Dabei ruft er ihr etwas zu.

Laura geht um einen vergammelten *Mercedes 190* herum, der einige Meter entfernt parkt, und steigt ein. Als sie startet und anfährt, rennt Martin dem Wagen hinterher und

schlägt auf die Heckklappe. Der Wagen stoppt. Martin öffnet die Heckklappe und wuchtet einen Sack Portlandzement hinein. Laura lässt die Scheibe herunter. Sie reden. Martin greift an ihr Kinn und versucht ihr Gesicht in seine Richtung zu drehen. Doch sie zieht ihren Kopf wieder weg. Dann lacht er und klopft mit der Faust auf das Dach. Laura fährt ab und ich notiere mir das Kennzeichen.

Martin steht jetzt mit dem Rücken zur Sonne vor einem der Kirschbäume. Ein Baumschnitt ist erst dann perfekt, wenn man seinen Hut durch die Krone werfen kann, ohne dass er in den Ästen hängen bleibt. Aber diesen

Gefallen tut er mir nicht. Er geht zum *Sprinter* zurück, sichert die Äste auf dem Hänger mit einem Netz und verriegelt die Türen. Dann geht er ein paar Schritte in Richtung des Restaurants.

Ich überlege, ob es sinnvoll ist, ihm zu folgen. Vielleicht geht er nur zur Toilette.

Plötzlich rast ein *Ford Explorer* heran und kommt mit quietschenden Reifen quer vor dem *Sprinter* zum Stehen. Wo ist der nur so schnell hergekommen? Ich war wohl etwas unaufmerksam. Irritiert nehme ich das Fernglas und schaue hinüber.

Ein kleiner fatter Mann steigt aus.

Er hat ein unreines Gesicht und mit vielen rotblauen Äderchen darin. Entweder ist er schwer herzkrank oder ein verdammter Säufer. Außerdem trägt er eine Polizeiuniform. Der Gummiknüppel scheint einer von der alten Sorte zu sein. Ziemlich lang das Teil. Und seine Augen tanzen etwas unruhig hin und her. Aber das kann auch das Adrenalin sein, das der Polizeialltag so mit sich bringt.

Jetzt greift er sich die Mütze von der Konsole und setzt sie mit einem fachgerechten Rütteln auf. Mit einer schwarzen Kladde in der Hand geht er zu Martin hinüber, redet und macht sich ein paar Notizen. Martin öffnet

die Fahrerseite des *Sprinter*, erlaubt sich dabei ein verstecktes Grinsen, holt ein paar Papiere heraus, geht dann nach hinten und öffnet die Tür zum Laderaum. Der Polizist steigt ein.

Martin steht ein Weilchen davor und gestikuliert. Nun schon leicht genervt. Schließlich folgt er dem Polizisten. Beide sind jetzt aus meinem Blickfeld verschwunden. Und eine ganze Weile lang tut sich überhaupt nichts. Endlich kommt der Polizist wieder heraus. Er schaut sich kurz um und geht zum *Explorer* hinüber. Dann kommt er zurück und trägt etwas koffertartiges in der Hand. Ich kann auf die Entfernung nicht

erkennen, was es ist. Die hüfthohen Hecken versperren mir die Sicht. Er geht um die offene Fahrertür des *Sprinter* herum und beugt sich in die Fahrerkabine. Nach einem Weilchen kriecht er wieder heraus und hat jetzt ein knallrotes Gesicht. Mit seinem Blutdruck hat er wohl arge Probleme. Er schließt die Fahrertür. Dann geht er zum *Explorer*, setzt sich hinein und fährt ganz ruhig davon.

Es dauert nur wenige Augenblicke, da schießt plötzlich eine meterhohe Flamme aus der Fahrerkabine des *Sprinter*. Ich schnalle mich ab und renne hinüber. Zuerst schaue ich in den Laderaum. Martin liegt zwischen

seinen Gerätschaften auf dem Boden. Ich springe hinein, stelle fest, dass er lebt, und zerre ihn hinaus. Immer in der Angst, dass das Feuer vom Führerhaus auf den Laderaum übergreift. Martin wird jetzt etwas munterer, lässt sich stützen und so kann ich ihn bald in sicherer Entfernung an den nächsten Baum lehnen. Es war zur rechten Zeit.

Wenige Augenblicke später fliegt der *Sprinter* krachend in die Luft. Ich schaue zu meinem *Chrysler* hinüber. Dem geht es gut. Martin schüttelt staunend den Kopf.

„So schnell kann sich das Leben ändern“, sage ich. „Können Sie

laufen?“

Er nickt.

„Ich schlage vor, wir gehen in den Rasthof und rufen von dort aus die Polizei ... wenn die nicht schon unterwegs ist.“

Martin nickt stöhnend und fasst sich an den Hinterkopf. Ich sehe nach und finde dort eine mächtige Beule. Vielleicht hat er etwas mit dem Gummiknüppel abbekommen. Ich lege seinen rechten Arm um meine Schulter und so schwanken wir beide zum Rasthof.

Nach einigen Metern hat Martin Schmerzen im linken Handgelenk. Er lässt den Arm herabhängen und stöhnt. Es muss höllisch wehtun. Vielleicht ist er im *Sprinter* unglücklich daraufgefallen. Eventuell ist das Gelenk gebrochen oder zumindest gestaucht. Aber ich will weitergehen. Der Rasthof verspricht Schatten und etwas zu trinken. Und Martin lebt ja noch. Die paar Meter schaffen wir schon.

Auf halbem Wege kommt uns ein Mann entgegen. Sein Alter würde ich auf Mitte vierzig schätzen. Seine

rechte Wange ist derart angeschwollen, als hätte er dort einen Tischtennisball zwischen die Zähne geklemmt. Außerdem schimmert sie in einem leichten grünlich-blauen Ton. Jeder hat eben sein Päckchen zu tragen.

„Was ... assiert?“, ruft er atemlos, als er herangekommen ist.

Wir schenken ihm einen entgeisterten Blick.

„Entschuldigung. Ich bin so aufgeregt. Was ist da passiert, wollte ich natürlich fragen.“ Dabei deutet er auf den brennenden *Sprinter*.

„Kein Problem“, sage ich. „Nur eine leichte Verletzung bei diesem Herren

hier. Sonst nur Sachschaden.“

„Gott sei Dank“, sagt der Mann und es scheint ihn wirklich zu beruhigen. Dann versucht er mir die Hand zu geben, wobei er ignoriert, dass ich schwer zu tragen habe.

„Ich bin der Geschäftsführer des Rasthofes. Nennen Sie mich Richard“, sagt er. „Sie glauben gar nicht, was ich heute bereits durchgemacht habe“, plappert er dann, während er neben uns herläuft. „Vor drei Tagen wurde mir ein Backenzahn gezogen. Und heute früh erwache ich mit dieser Bombe im Gesicht ...“

„Könnten Sie uns vielleicht helfen?“, unterbreche ich ihn gereizt.

Ich will sein Gejammere jetzt nicht hören.

„Oh. Natürlich. Entschuldigung.“

Der Mann läuft wirklich neben der Spur.

Er packt Martin am linken Handgelenk und will den Arm um seine Schulter legen. Doch Martin schreit auf und schüttelt ihn ab.

Richard tritt beiseite und ist sichtlich beleidigt. Innerhalb weniger Sekunden läuft sein Gesicht puterrot an. Dann schreit er wütend:

„Wenn du dir nicht helfen lassen willst, dann verreck doch, du Aas!“
Dabei zittert er vor Wut.

Ich kann solche Psychopathen

eigentlich nicht gebrauchen.

„Richard“, sage ich leise. „Guter Mann, reißen Sie sich bitte zusammen. Der Mann hat Schmerzen im Handgelenk, und ich habe versäumt, es Ihnen zu sagen. Wenn Sie ihm einfach nur unter den Achseln stützen würden. Dann wäre uns sehr geholfen. Danke.“

Richard kriegt sich schnell wieder ein. Vielleicht ist er ein Choleriker. Dann aber einer, wie er im Buche steht. Er entschuldigt sich nochmals, greift Martin unter die Achsel und hält auf den letzten Metern dankenswerterweise seinen Mund.

Am Eingang erwartet uns eine

blutjunge Kellnerin. Vielleicht ist sie Anfang zwanzig. Sie ist schlank, macht aber keinen sehr stabilen Eindruck. Ihr nackenlanges dunkelblondes Haar hat sie sehr altmodisch geföhnt.

Auf mich wirkt sie eher wie eine Krankenschwester. Und sie sieht sehr besorgt aus. Händeringend und leicht gebeugt steht sie an der Tür und wartet.

„Anna“, ruft Richard zu ihr hinüber. „Räum drinnen bitte einen Tisch frei, damit die Herrschaften sich setzen können.“

Anna geht hinein.

Direkt neben dem Eingang parken einige Mittelklassewagen und ein

Phaeton mit einem blauen Aufkleber auf der Windschutzscheibe, der die rumänischen Scheibenputzer abhalten soll: „Meine Scheibe putz ich selber“.

„Wie kann man sich ein Auto kaufen, das so viel kostet, wie ein Haus?“, denke ich. Manchmal beschäftigen mich solche Gedanken. Auch zum unpassenden Zeitpunkt.

Als wir drinnen ankommen, sitzt Anna an einem freien Tisch. Sie steht mühsam auf, als wäre sie ein altes Weib und versucht zu lächeln.

Wir laden Martin auf einem Stuhl ab und ich setze mich ihm gegenüber. So habe ich ihn schön im Blick. Dann rufe ich die Polizei.

„Ross am Apparat. Ich möchte einen Mordversuch melden.“

Anna schaut ganz erschrocken. Auch Richard bekommt Stielaugen.

„Ja, der Geschädigte hält sich jetzt im Rasthof am Ku'damm auf. Schicken Sie bitte jemanden vorbei.“

Martin stöhnt und stützt seinen Kopf mit beiden Händen auf. Er scheint wirklich sehr angeschlagen zu sein.

„Nein, Ross hatte ich gesagt. R-O-S-S, und Frank der Vorname.“

Ein einfacher, klarer Name. Ich weiß nicht, warum die Leute immer Schwierigkeiten damit haben.

„Ja natürlich. Einen Moment ...“

Ich berühre Martin an der Schulter, damit ich seine Aufmerksamkeit habe. „Sie wollen die Personalien. Haben Sie Ihren Ausweis dabei?“

Martin nickt nur gequält und braucht einige Zeit, um den Ausweis herauszufummeln. Ich nehme ihn ab und beginne vorzulesen:

„Hallo, hören Sie? ... Also ich habe jetzt die Daten. Der Mann heißt Wentdorf, Martin ... Nein, mit Theodor ... Westfälische Straße 51 ... Nein, das ist eine Seitenstraße vom Ku'damm. Geht am hässlichen Ende vom Ku'damm ab ... Richtig. Das liegt schon in Halensee ... Mann, was wollen Sie denn noch alles wissen?“

Ich rolle mit den Augen. „Hören Sie, kennen Sie Oscar Wank? Ja, von der Kripo. Schicken Sie den bitte her und hören Sie auf so viele Fragen zu stellen. Der Oscar macht das dann schon.“

Der Mann am anderen Ende des Telefons legt endlich auf. Ich stoße genervt etwas Luft aus.

Martin kippt langsam zur Seite.

„Anna. Du siehst doch, wie schlecht es dem Herren geht“, blafft Richard. „Bringe ihm bitte sofort ein Glas Wasser!“

Anna stürzt davon. Am liebsten hätte ich Richard eine geknallt. Ich hasse Arbeitgeber, die unhöflich oder

ausfallend werden. Einer von der feigen Sorte scheint er auch noch zu sein. Jedenfalls fragt er nun ausgesprochen höflich:

„Was meinen Sie Herr Ross, wird die Polizei meinen Rasthof sperren? Wir können uns einen Ausfall nämlich gar nicht leisten.“

Ich zucke mit den Schultern und bevorzuge es, auf diese Frage nicht zu antworten.

Anna kommt mit einem Glas Wasser zurück. Nun habe ich etwas Muße, sie zu betrachten. Sie ist vollkommen reizlos. Ihre Haut im Gesicht ist zwar rein und glatt, wirkt aber müde. Und ihre Augen glänzen

nicht. Denise, die verrückte Anwaltsgattin von heute Morgen, ist sicher zwanzig Jahre älter, sprüht aber nur so vor Lebensfreude. Doch wenn ich so recht darüber nachdenke, kann ich keiner von beiden Interesse entgegenbringen. Ich lebe seit einigen Jahren allein. Wenn ich daran etwas ändern will, dann bestimmt nicht mit einer mannstollen Tarantel, die mich in rot-schwarzen Kleidern erschreckt.

Anna stellt das Glas mit zitternden Händen auf den Tisch und verschüttet dabei etwas von dem Wasser. Ist sie immer noch beeindruckt von dem Anranzer, den Richard ihr verpasst hat? Dann werden die beiden wohl

nicht zusammen alt werden. Sie murmelt eine Entschuldigung, wischt die kleine Lache beiseite und geht langsam wieder in Richtung Küche. Dort bleibt sie stehen und schaut zu uns herüber. Ein merkwürdiges, trauriges kleines Mädchen.

Richard schüttelt den Kopf. „Entschuldigung. Sie hat heute erst angefangen.“

„Wenn sie sich noch einmal entschuldigen, dann werfe ich Sie aus Ihrem eigenen Lokal“, sage ich bissig.

Richard kneift die Lippen zusammen.

Martin greift das Glas mit beiden Händen und trinkt das Wasser in

kleinen Schlucken leer.

„Ich werde lieber einen Krankenwagen rufen“, sage ich dann und nehme wieder das Handy in die Hand. Der Mitarbeiter in der Rettungsstelle ist bei Weitem nicht so neugierig, wie der Herr von der Polizei. „Verletzung am Hinterkopf“ und „Rasthof am Ku’damm“, das ist alles, was ich sagen muss. Und wenige Augenblicke später ist der Krankenwagen schon unterwegs. Ich kann regelrecht spüren, wie vielleicht zwei Kilometer entfernt die Sirenen anspringen und die Sanitäter sich auf den Weg machen. Mein Freund Oscar von der Kripo lässt sich erheblich

mehr Zeit.

„Ich gehe zur Toilette“, presst Martin zwischen den Zähnen hervor. Dann steht er auf und wankt in die entsprechende Richtung.

„Ich mag gar nicht daran denken, was die Leute sagen werden“, jammert Richard wieder. „Eine Explosion und ein Mordanschlag auf unserem Rasthof!“ Er schüttelt den Kopf.

„In ein paar Stunden steht alles im Kurier“, sage ich giftig. „Und dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder, die Leute rennen Ihnen die Bude ein. Oder sie werden gemieden, wie die Pest.“

„Ich tendiere zur Pest“, sagt Richard.

Nach zehn Minuten trifft der Krankenwagen ein. Martin ist noch nicht zurück. Ich stehe auf und will ihn holen.

Doch in der Herrentoilette finde ich ihn nicht. Alle zugänglichen Räume sind vollkommen leer. Eine der Kabinen ist verschlossen. Ich rufe Martins Namen. Aber es reagiert niemand. Ich zucke mit den Schultern und beschließe etwas von dem Wasser abzuschlagen, das sich in den letzten Stunden angesammelt hat. Dabei lese ich alles, was mir vor die Augen kommt. Das beginnt bei einer

Werbung für Prostatamedikamente und endet mit dem Reinigungsplan des Rasthofes.

„Wir hoffen, dass Sie mit der Sauberkeit unserer Toiletten zufrieden sind.“

Ich gehe wieder in den Gastraum. Martin ist nicht aufzutreiben. Die Sanitäter stehen ratlos im Eingang. Ich bedeute ihnen zu warten. Dann gehe ich zu Richard hinüber.

„Haben Sie einen Schlüssel für die Kabinen in der Herrentoilette?“

„Ist er da drin?“

„Ich weiß es nicht. Haben Sie nun einen Schlüssel?“

„Ja, natürlich. Kommen Sie.“

Dort angekommen regt sich Richard über den Fußboden auf.

„Wie das hier wieder aussieht, die Anna hätte längst durchwischen müssen.“

„Diese Tür ist es“, sage ich.

Richard klopft.

„Hallo. Ist da jemand drin?“

Er bekommt ebenfalls keine Antwort.

„Wir müssen jetzt die Tür öffnen“, ruft er wieder.

Dann wendet er sich zu mir.

„Wollen Sie vielleicht zuerst über die Seitenwand schauen?“

Aber ich habe keine Lust auf einem Toilettenbecken herumzuklettern.

„Nein, verdammt. Machen Sie einfach auf.“

Richard sucht umständlich nach dem Schlüssel. Dabei fängt er wieder an zu jammern.

„Ich bin gespannt, wann die Zahnschmerzen endlich verschwinden. Ich werde noch wahnsinnig.“

„Ich auch gleich. Machen Sie endlich die Tür auf.“

Er funkelt mich böse an, sagt aber kein Wort. Es braucht noch gefühlte fünf Minuten.

Glücklicherweise lässt sich die Tür nach außen öffnen. Martin wäre sonst im Weg gewesen.

Er kniet vor der Toilette, so als ob

er sich übergeben wollte. Aber seine Körperhaltung ist merkwürdig verdreht.

„Mein Gott!“, ruft Richard entsetzt und tritt mehrere Schritte zurück, sodass er gegen eines der Urinale stößt. Dann bleibt er dort stehen und gibt vorerst keinen Laut mehr von sich.

Ich fühle Martins Halsschlagader, obwohl das Ergebnis offensichtlich ist. Er ist tot. Ich überlege. Hatte er sich von innen eingeschlossen? Sicher. Das wäre logisch. Dann sehe ich in seinem Rücken eine kleine Wunde. Sie blutet kaum. Ich ziehe das Hemd ein wenig auseinander. Es sieht wie ein Einstich

aus. Hatte ich den etwa übersehen? Hatte der rotgesichtige Polizist ihn nicht nur von hinten niedergeschlagen, sondern auch erstochen? Dann müsste ich mir größte Vorwürfe machen, dass ich ihn nicht an Ort und Stelle liegen gelassen habe. Dann war er definitiv nicht transportfähig.

Ich weiß, dass ich noch bis zum nächsten Morgen herumspekulieren kann. Aber ich muss dafür sorgen, dass Oscar sich endlich herbequemt. Aus einem Mordversuch ist ein waschechter Mord geworden. Mit Opfer, Tatort, Zeugen und allem Drum und Dran. Wobei ich mir bei

Letzterem noch nicht ganz sicher bin.

Ich packe Richard am Arm und schiebe ihn hinaus. Wir steuern die Sanitäter an.

„Sie können sich den Mann ansehen“, sage ich. „Er ist tot. Aber verändern Sie bitte so wenig wie möglich. Die Polizei wird hoffentlich bald hier sein.“ Ich schaue Richard an. „Können Sie ihnen den Weg zeigen? Und dann sollten Sie die Herrentoilette absperren“

Richard nickt und bedeutet den Sanitätern ihm zu folgen.

Ich telefoniere nochmals mit der Polizei und frage, wo mein Freund Oscar bleibt. Er würde gleich

eintreffen, höre ich. Außerdem wollen sie noch einen Streifenwagen schicken.

Der Streifenwagen ist in einer Minute da. Zwei sehr erfahren aussehende Beamte kommen herein. Sie sehen etwas gelangweilt aus, als wir ihnen die Situation erklären. Es wäre ja auch schrecklich, wenn sie jetzt aus dem Häuschen gerieten. Gott segne die Abgeklärtheit, die wir erlangen, wenn wir eine Tätigkeit nur lange genug ausüben. Sie bewahrt den Polizisten und den Feuerwehrmann, den Bestattungsunternehmer und die Krankenschwester, den Kassierer und den Bettenverkäufer vor der sicheren

Einweisung in die Psychiatrie.

Ich führe sie zu den Toiletten und wenige Augenblicke später lassen sie niemanden mehr hinein. Es sieht so aus, als lümmelten sie vor der Tür. Dabei machen sie ein grimmiges Gesicht und sagen kein Wort. Was sollen sie sonst auch tun, denke ich gnädig.

Endlich. Mein alter Freund Oscar. Er ist eingetroffen und hat kein Gramm abgenommen. Vielleicht kam sogar noch etwas dazu. Er ist wirklich fett, aber nicht unbeweglich. Trotz seiner 53 Jahre hat er sich noch nicht frühpensionieren lassen. Ich denke, er würde es zu Hause gar nicht aushalten. Wir begrüßen uns durch Handschlag. Seine Hand ist kalt und sehr feucht. Unter den Achseln trägt er, wie üblich, riesige Schweißringe. Dabei verbreitet er einen süßlichen Geruch. Alles zu ertragen.

„Hallo Frank“, ruft er erfreut. „Erst

gestern habe ich an dich gedacht. Dass du alter Misthund in die Privatwirtschaft gegangen bist, ist wirklich eine traurige Sache. Lässt uns die ganze Drecksarbeit alleine machen. Sag mal, brauchst du vielleicht noch einen Spannemann?“

„Gern. Aber du müsstest jeden Tag etwa zehn Kilometer laufen und dabei jeden Stein umdrehen. Ich weiß nicht, ob du dir das antun willst.“

„Du hast recht“, sagt er lachend und winkt ab. „Das lassen wir dann doch lieber.“ Er sieht sich um. „Sag mal, gibt es hier einen Geschäftsführer?“

Ich zeige ihm Richard und Oscar

steuert sofort auf ihn zu.

„Sind Sie der Inhaber von diesem Laden?“, donnert Oscar. Richard nickt. Inzwischen ist Oscar an ihn herangekommen, spricht aber nicht weniger laut. „Dann bringen Sie mir bitte zwei hart gekochte Eier. Aber sofort. Zu diesem Tisch dort drüben.“

Als Oscar zurückkommt, muss ich grinsen.

„Stehst du immer noch auf hart gekochte Eier? Deine Cholesterinwerte müssen ja schon astronomisch sein.“

Oscar schlägt sich auf den Bauch. „Alles in bester Ordnung. Glaube mir, wenn es kritisch wäre, würde ich es lassen ... Ich rauche nicht. Ich trinke

nicht. Ich will nur meine Eier.“

Ein Mann, Anfang vierzig, gesellt sich dazu. Oscar klopft ihm auf die Schultern.

„Sag schön Guten Tag, Tony. Das ist Frank, ein alter Kollege. Jetzt ein Privatschnüffler und verdient soviel wie du und ich zusammen.“

Tony lächelt gequält. Er gibt mir die Hand. Sie ist trocken, aber schlapp. Er hat den phlegmatischen Charakter eines verzweiferten Hypochonders. Die Augen schauen nicht nach außen, sondern sind in sich gekehrt, als ob sie sich ständig fragen, was nun schon wieder nicht in Ordnung ist. *Was ist das für ein*

*merkwürdiges Geräusch im Darm?
Oder ist es die Leber? Welchen Arzt
kann ich fragen?*

Jetzt schaut er frustriert in Richtung der Toiletten. „Ausgerechnet auf dem Klo liegt ein Toter. Nirgends hat man seine Ruhe.“

Oscar rollt mit den Augen.

„Tony, dann geh doch aufs Damenklo.“

„Meinst Du?“, fragt Tony hoffnungsvoll.

„Natürlich“, gibt Oscar zurück. „Ich würde das tun.“

Tony nickt und schlägt erleichtert den Weg zu den Toiletten ein.

„Dünnpfiff“, sagt Oscar grinsend

und stößt mir den Ellenbogen in die Seite. „Ich arbeite jetzt seit zwei Jahren mit ihm zusammen. Jedes Mal, wenn eine Toilette in der Nähe ist, kann er nicht an sich halten. Letztens hatten wir einen unserer Bierabende. Er sass die Hälfte der Zeit auf dem Klo. Er kam vom Klo, trank einen Schluck, verdrehte die Augen und verschwand sofort wieder.“

Ich schaue auf meine rechte Hand. Oscar lacht. „Keine Angst, die Hände wäscht er sich gründlich.“

Richard kommt wieder auf uns zu. Er bringt eine dicke, kleine Dame mit.

„Das ist Sandy, meine Frau“, sagt Richard. „Sie ist die Besitzerin dieses

Rasthofes.“ Dann tritt er einen Schritt zurück.

Sandy ist zwar fett wie Oscar. Aber sie verfügt bei Weitem nicht über dessen Vitalität. Sie atmet schwer. Schon der Gang aus ihrem versteckten Büro, bis hierher, hat ihr offensichtlich schwer zu schaffen gemacht. Nun muss sie sich erst einmal setzen. Aus einer bunten Bluse schauen weiße Arme heraus. Das Gesicht dagegen ist knallrot. Eine interessante Kombination. Ich habe sie schon einmal in einem teuren Restaurant am Ku'damm gesehen. Sie hat sich ausschließlich vom Chefkellner bedienen lassen. Und hat sich dann

durch die halbe Speisekarte gefressen. Jetzt sehe ich feine Risse in den Augenwinkeln und an den Nasenflügeln. Ein Vielfraß mit Hautausschlägen. Auch das Haar scheint betroffen zu sein. Es sieht ziemlich wüst aus und zeigt keinen Glanz. Nun räuspert sie sich.

„Herr Kommissar“, wendet sie sich an Oscar. „Muss der Rasthof denn tatsächlich abgesperrt werden? Wir müssen doch auch an unser Geschäft denken.“

„Tja, gute Frau“, sagt Oscar grinsend. „Lassen Sie sich von ihrem Mann mal zwei Tage Urlaub geben. So lange brauchen wir nämlich

mindestens hier.“

„Könnten Sie das Ganze nicht zügiger erledigen?“

„Keine Chance. Wir werden das Gebäude hier und den Hof auf den Kopf stellen. Bei einem Mord haben wir keine Wahl.“

„Ich werde mich bei Oberkommissar Günzel beschweren. Er ist doch ihr Vorgesetzter, nicht wahr?“

Oscar horcht auf.

„Tun Sie das, gute Frau. Vielleicht werde ich dann bei der nächsten Beförderung übergangen. Aber Sie müssen wissen, ich habe überhaupt keinen Ehrgeiz. Ich tue einfach meinen

Job. Den mache ich gern. Aber ob in dieser oder jener Gehaltsstufe, das ist mir wirklich wurscht. So arbeite ich seit vielen Jahren. Und mein Freund hier, der kleine Privatdetektiv, wird Ihnen bestätigen, dass ich schon bei vielen Beförderungen übergangen wurde. Aber ich bin nicht verhungert, wie Sie sehen. Und noch etwas. Ich bin zwar nicht ehrgeizig, dafür aber nachtragend und sehr geduldig. Wenn mir jemand ans Leder will, dann nehme ich mir schon mal die Zeit und durchleuchte ihn von Kopf bis Fuß, bis ich am Ende alle Leichen gefunden habe, die in seinem Keller liegen. Und dann mache ich ihm ein Angebot.

Entweder er wäscht in Zukunft meine Wäsche, zwei mal die Woche, vom Slip bis zum Sakko. Oder er ist fällig. Haben Sie eine so große Waschmaschine, gute Frau?“

Sandy ist sicher eine erfahrene Geschäftsfrau. Aber so frech angesprochen wurde sie sicher noch nie. Trotzdem steckt sie die Sache ganz gut weg. Sie sagt einfach gar nichts. Dann winkt sie Richard heran.

„Mir ist kalt“, sagt sie mit eisiger Stimme. „Hole bitte meine Strickjacke.“

Richard rast wie der Wind. Er hat inzwischen eine bemerkenswerte Wandlung vom Herren zum Diener

durchgemacht. Dieser Frau ist er offensichtlich hörig. Oder ihrem Geld? Als er zurückkommt, legt er Sandy eine sehr dicke Strickjacke um die Schultern. Das finde ich insoweit bemerkenswert, da es draußen immer noch drückend heiß ist. Dann hilft er ihr aus dem Stuhl und schlendert mit ihr hinüber zu einem Loch in der Wand, von wo aus es sicher zu einem komfortablen Büro geht, in dem sich Sandy nicht dumm kommen lassen muss, von einem fettleibigen Beamten, der nicht einmal den Ehrgeiz besitzt, befördert zu werden. Was ist denn das für eine komische Welt? Wenn ich sie so

hochherrschaftlich davongehen sehe, dann würde ich meinen nächsten Tausender darauf verwetten, dass sie in Grunewald wohnt, in einer dieser überdimensionalen Villen, wo die Briefkästen keine Namen tragen.

Und im Winter trägt sie ihren Pelz auf dem Ku'damm spazieren, bevorzugt auf dem Stück, zwischen der Gedächtniskirche und dem *Café Reinhard's*. Richard darf sie dabei stützen. Und er trägt dann einen breitrempigen Hut und einen sehr auffälligen rot karierten Schal. Es gibt dann keine Möglichkeit an ihnen vorbeizuschauen. So dürfen sie sich wie echtes Berliner Urgestein fühlen.

Aber seit wann sind Geldsäcke Urgesteine? Das sind doch die einfachen Leute. Und die lachen über ein fettes Weib, das ihren Schmuck spazieren trägt und ihre Zeit damit verbringt, Lieferwagen anzuzeigen, die auf dem Bürgersteig parken, weil die engen Ku'dammseitenstraßen nicht für diese Zeit gebaut wurden.

Oscar setzt sich endlich an den Tisch. Die gekochten Eier sind eingetroffen. Während er ganz ruhig das erste Ei pellt, erzählt er mir, was ihm wirklich Sorgen bereitet.

„Heute Morgen hatte ich wieder einen Wadenkrampf im Bett. Der war so stark, dass mir schon die Tränen

kamen. Ich sage dir, Frank, wenn mal einer was dagegen erfindet, dann kann er einen Haufen Geld machen.“

Tony setzt sich zu uns. Und er scheint sich besser zu fühlen. Jedenfalls hat er jetzt den Blick eines Jägers. Er nimmt einen Schreibblock aus seiner Tasche. Und dann starrt er zwei Minuten auf seine rechte Hand und sagt kein Wort.

Oscar zwinkert mir zu.

Nach circa vier Minuten, Oscar pellt gerade sein zweites Ei, beginnt Tonys Hand ganz leicht zu zittern.

„Ich wusste es“, sagt Tony leise.

Dann schaut er hoch und scheint auf irgendetwas zu horchen. Plötzlich

schreit er in Richtung Küche:

„Kann jemand endlich mal die Musik abstellen?!“

Oscar verschluckt sich fast an seinem Ei.

„Tony, etwas leiser bitte! Deinetwegen bekomme ich noch ein Magengeschwür. Du weißt, wie wichtig Ruhe beim Essen für mich ist.“

Und zu mir sagt Oscar:

„Tony ist der einzige Mensch auf der Welt, den ich kenne, der eine Musikallergie hat.“

„Es ist keine Allergie“, brummt Tony. „Ich hasse Musik. Sie schlaucht mich. Mein Körper reagiert wie ein Resonanzboden.“

Oscar grinst. „Hat dir das dein Nervenarzt erzählt?“

„Lass mich in Ruhe.“

Tony starrt weiter auf seine Hand. Das Zittern hört langsam auf.

„Na bitte“, sagt er zufrieden und schaut mich an.

„Du bist ein Privater, ja?“

„Nun ja, ich schnüffele hier und da herum.“

„Und was hast du heute hier zu schnüffeln?“

Ich schaue Oscar an. „Übt er noch?“

Oscar windet sich.

„Du musst ihn verstehen, Frank. Er muss das fragen. Du wirst natürlich

nicht verdächtigt, oder so.“

Ich schaue von einem zum anderen.

„Wird das ein Spiel, oder reden wir?“

Oscar lacht. „Tony, lass ihn in Ruhe. Er wird uns auch so gleich alles erzählen.“

Tony schaut beleidigt auf seine Hand.

„Der Getötete heißt Martin Wentdorf“, sage ich. „Ich hatte den Auftrag, ihn zu beschatten.“

„Darf man erfahren, wer der Auftraggeber war?“

„Eine Dame. Sie ist verheiratet, aber sie hat ein Verhältnis mit Martin

und wollte wissen, ob er es noch mit anderen Weibern treibt.“

„Solche Sachen machst Du?“

„Manchmal schon.“

„Bringt das was ein?“

„Wie mans nimmt.“

„Wie viel genau?“

„Mach dich privat und finde es raus.“

Oscar winkt ab. „Nee, nee. Zu unsicher.“ Dann schaut er mir in die Augen. „Wer ist denn die eifersüchtige Dame?“

„Oscar, du weißt, das ist kritisch. Das bleibt unter uns, klar?“

„Selbstverständlich“, sagt Oscar viel zu schnell.

„Bullshit“, sage ich.

Oscar grinst.

„Ok. Die Dame heißt Denise. Denise Bärenreuter.“

Oscar pfeift durch die Zähne.

„Und sie ist nicht zufällig
verheiratet mit *dem* Anwalt
Bärenreuter?“

Ich nicke. Und Oscar überlegt.

„Ich denke, dein Job bringt auf
jeden Fall was ein. Der alte
Bärenreuter hat doch Geld wie Heu.
Kanzlei am Ku’damm, nicht wahr?“

Ich nicke wieder. So langsam
bekomme ich
Gleichgewichtsstörungen davon.

„Und was konntest du heute

beobachten? Ich meine, der Mann muss ja direkt vor deiner Nase getötet worden sein. Nicht gerade eine Glanzleistung von Dir.“

„Kann sein. Das war nicht mein bester Tag. Auf dem Rasthof hat ihn ein Polizist kontrolliert. Beide sind in den Laderaum von Martins Lieferwagen gestiegen. Der Polizist kam allein wieder heraus, hat etwas im Fahrerhaus deponiert und ist dann fortgefahren. Kurz darauf brannte das Fahrerhaus. Ich habe Martin aus dem Laderaum gezogen und an einen Baum gelehnt. Dann ist der *Sprinter* explodiert.“

„Martin war nicht tot?“

„Nein, er hatte nur eine Riesenbeule am Hinterkopf, wie von einem Gummiknüppel.“

Oscar sieht zu Tony hinüber.

„Sieh an. Ein Bulle war der Übeltäter.“

Ich schüttele den Kopf.

„Der war nicht echt.“

„Eben hast du noch gesagt ...“

„Er trug eine Uniform. Er bewegte sich, wie ein Polizist. Er kam glaubwürdig rüber. Und doch war er keiner.“

„Und was bringt dich zu der Annahme?“

„Sein Auto. Er fuhr einen *Ford Explorer*.“

„Da kannst du recht haben.“

Die Berliner Polizei fährt alle möglichen Dienstwagen. Aber ein *Ford Explorer* ist nicht dabei.

„Tony, schreibst du mit?“

Der nickt.

„Jetzt wird es nämlich interessant. Frank wird uns gleich das Kennzeichen von dem *Explorer* verraten.“

Ich mache ein gequältes Gesicht.

„Du hast es nicht?“

„Leider nein. Ich hielt es in dem Moment nicht für nötig.“

„Na, du bist mir vielleicht ein Superschnüffler.“

Oscar überlegt.

„Vielleicht war er doch echt. Er

könnte auf dem Heimweg gewesen sein. Mit seinem Privatwagen.“

Ich schüttele den Kopf.

„Da war noch sein Gummiknüttel. Der war viel zu lang. Die Dinger, die ihr jetzt habt, sind kürzer. Und ihr habt doch inzwischen Holster dafür. Er trug seinen an einer Schlaufe, an der Seite.“

„Das ist allerdings merkwürdig.“
Oscar grübelt. „Und dann?“

„Ich habe Martin hierher geschleppt. Er wollte zur Toilette, nachdem ich die Polizei angerufen hatte. Er kam nicht mehr zurück. Dann haben wir ihn auf dem Klo gefunden. Mit einer Stichwunde im Rücken. Kann

sein, dass ich die draußen übersehen habe.“

„Glaube ich nicht“, sagt Oscar. „Du bist zwar ein eingebildeter Fatzke, aber kein Dummkopf.“

„Danke“, sage ich.

„War das alles?“

„Selbstverständlich.“

„Bullshit“, sagt Oscar.

Wir grinsen beide.

„Bin ich entlassen?“, frage ich.

„Setz dich da rüber und iss was“, sagt Oscar und zeigt zu den Tischen auf der anderen Seite der Raststätte. „Du siehst ja ganz verhungert aus. Ich will Tonys Aufzeichnungen durchsehen. Vielleicht brauchen wir

dich noch mal.“

„Glaubst du, du wirst den Fall lösen?“, frage ich.

„Willst du mich veräppeln?“

„Vielleicht brauchst du Hilfe. Es gibt Leute, die haben den Polizeidienst zwar verlassen. Sind aber ganz schön helle im Kopf. Du könntest so jemanden fragen.“

„Ich kann dir auch in den Arsch treten.“

„Schon gut“, sage ich. „Ich gehe was essen.“

Es geht zwar stramm auf die Mittagszeit zu. Aber ich habe keinen Hunger. Ich starre ein Weilchen zu den Fenstern hinaus. Dann nehme ich das

Telefon und rufe einen Freund an.

„Hallo Lukas, Frank hier. Du kannst wieder was für mich tun ... Ja, ein *Mercedes 190*. Älteres Baujahr ... B-Xk 470 ... Ja, ich warte ... Moment. Ich schreibe mit ... Laura Altmann ... Wilmersdorfer Str. 84 ... Danke Kumpel. Wenn ich was für dich tun kann ... Ok, ich halte die Augen offen ... Machs gut.“

Oscar winkt mich herüber. Ich gehe zu ihm.

„Stell dir vor, Frank. Wir haben Martin Wentdorf gecheckt. Er ist kein unbeschriebenes Blatt. Vor 15 Jahren hat er in einem Parkhaus am Savignyplatz eine Deutschrussin

vergewaltigt. Olga Baranow. Sie hat sich später das Leben genommen. Und unser Martin hat vier Jahre dafür gesessen. Seitdem keine Eintragungen mehr.“

„Das wusste ich nicht. Aber weiterbringen wird es dich auch nicht“, sage ich. „Kann ich gehen?“

„Ja, hau ab. Ich bring dich zur Tür.“

Er greift nach meinem Ellenbogen.

„Mir kannst du doch sagen, ob dein Job sich lohnt. Du glaubst gar nicht, wie satt ich diesen Laden hab.“

„Kannst du einen Mülleimer durchsuchen, ohne ständig daran zu denken, dass du dir eine Spritze von einem Fixer in den Zeigefinger

rammen könntest?“

Oscar wird blass. „Davon kann man draufgehen“, sagt er.

Ich zucke mit den Schultern.

„Vielleicht habe ich mich längst infiziert. Wer soll das wissen?“

Ich will ihm die Hand geben. Er weicht aus und klopft mir auf die Schultern.

„Lassen Sie ihn durch“, ruft er zu dem Wachmann am Eingang.

„Frank, wir hören voneinander.“

Dann dreht er sich um und geht zur Herrentoilette. Die Beamten von der Spurensicherung sind gerade eingetroffen. Jetzt beginnt die gründliche Suche nach Kleinigkeiten.

Nun, ich kann mir keinen besseren Ort dafür vorstellen als die Herrentoilette in einer Raststätte. Ob sie mit dem was sie finden, etwas anfangen können, steht auf einem anderen Blatt. Ich beneide sie nicht. Wenigstens tragen sie schöne weisse Schutzanzüge.

Ich stehe vor einem Stadthaus in der Wilmersdorfer Straße. Es sieht schon etwas mitgenommen aus. Der Putz bröckelt und es könnte einen neuen Anstrich vertragen. Aber es hat im Obergeschoss einen schönen Balkon und zum Dach gehört ein herrlich geschwungener Giebel. Ich schaue mich um. Tatsächlich. Dreißig Meter weiter, auf der anderen Straßenseite, steht der vergammelte *Mercedes 190*. Laura wohnt also hier. Mein Herz macht einen kleinen Sprung, als stünde sie plötzlich neben mir.

Es gibt zwei Namensschilder. Auf beiden steht Altmann, sonst nichts. Auf gut Glück drücke ich die untere Klingel. Ich höre leichte Schritte eine Treppe hinuntersteigen. Dann öffnet sich die Tür. Und vor mir steht eine ältere Dame mit wachen, hellblauen Augen. Sie ist schlank und hat ihr volles Haar hübsch geföhnt. Sie trägt ein dunkelrotes Shirt mit einem tiefen Ausschnitt. Der Hals und das Dekolleté sind voller Falten. Ansonsten hat sie es eher mit Blau. Ihr graues Haar hat einen graublauen Stich. Ihre Lider sind hellblau angemalt. Und sie trägt einen Ring an der rechten Hand, mit einem riesigen kobaltblauen Stein. Ob der

echt ist, kann ich nicht sagen.

„Na, was wollen *Sie* denn?“, fragt sie munter.

„Ich suche die Fahrerin von dem Mercedes“, sage ich und klinge dabei selber etwas aufgekratzt.

Sie winkt ab.

„Junger Mann. Mercedes fahren doch nur die reichen Leute. Und reich sind wir nicht. Da müssen Sie vorne am Ku'damm gucken. Aber die Dinger stehen ja meist in irgendwelchen Tiefgaragen.“

„Ich meine den da“, sage ich und zeige auf den *190er* auf der anderen Straßenseite.

Sie schaut hinüber.

„Ach, das ist ein Mercedes? Das ist doch eine uralte Klapperkiste. Meine Nichte Laura fährt damit herum. Sie wohnt oben. Soll ich sie rufen?“

„Wenn es Ihnen nichts ausmacht? Ich habe dann wohl die falsche Klingel gedrückt.“

„Das geht schon in Ordnung. Die ist sowieso kaputt.“

„Lauuraa!“, ruft sie ins Haus. Und ich stelle fest, dass ihre Stimme über beeindruckende Reserven verfügt.

Doch es rührt sich nichts.

„Kommen Sie doch einfach rein und setzen Sie sich in die Küche“, sagt sie.

„Danke, Frau ...“

„Nennen Sie mich Carla“, sagt sie leichthin.

Die Küche hat ein Fenster zum Garten hin. Es steht offen und lässt den Sommer herein. Ich setze mich an den großen Tisch. Und während Carla zu Laura hinaufgeht, sehe ich mich um.

Den Blickfang bildet ein uralter Buffetschrank in zartem Grünton. Das Polster der Stühle und die Tischdecke sind blau-weiß kariert. Ich zähle mindestens drei Vasen mit verschiedenen frischen Blumen und Gräsern darin. Neben der Tür steht eine riesige Sonnenblume. Sie scheint echt zu sein. Dann sehe ich noch

einige gefüllte Obstschalen und jede Menge kleiner Puppenfiguren, die überall stehen und liegen. Carla muss ein Gefühl für Dekoration haben, oder sie verbringt die Hälfte des Tages damit, den Raum mittels einer Checkliste auf diesem Niveau zu halten.

Ich höre Stimmen. Dann ist Carla wieder da.

„Laura kommt gleich“, sagt sie und geht zur Spüle hinüber.

„Danke, ich warte“, sage ich. „Ich habe viel Zeit.“

„Sie Glücklicher“, sagt sie und wühlt in der Spüle herum. Dann zieht sie eine riesige Suppenkelle hervor,

wiegt sie in der Hand und schaut zum Fenster hinaus.

„Wissen Sie, vor einigen Jahren war ich in Nordafrika unterwegs. Wir hatten einen Reisebus gemietet. Der war auch von Mercedes. Bei einem ganz normalen Halt, ging ich einfach mal ein Stück in einen Olivenhain hinein.

Plötzlich war da eine Schlange vor mir, mitten auf dem Weg. Ich bekam einen Riesenschreck und wurde ohnmächtig.“

„Die Schlange hat Ihnen nichts getan?“

„Nein. Sie war schon tot, hat man mir später gesagt. Ein Bauer hatte sie

erschlagen und einfach liegen gelassen.“

„Da haben Sie aber Glück gehabt.“

„Glück? Pah. Glück hatte ich vorige Woche in der Schillerstraße. Dort hatte in der Nacht ein Blitz eingeschlagen, mitten in einen riesigen Baum. Einen Ast hat er abgesäbelt, so dick wie ein Bierfass, sage ich Ihnen. Der lag dann auf dem Gehsteig. Genau da, wo ich sonst immer langgehe.“

„Nun ja, bei Gewitter geht man ja nicht raus. Der Ast hätte Sie schon nicht getroffen“, sage ich.

Sie seufzt.

„Meine Freundin, Charlotte geht

jetzt schon seit zwei Jahren nicht mehr aus dem Haus. Bei ihr verschwinden die Muskeln einfach. Wenn das jetzt immer so weitergeht, dann kann sie sich eines Tages nicht mal mehr allein die Zähne putzen.“

Sie dreht sich mir zu und wartet. Doch ich schaue sie nur an. Ich hätte wissen müssen, dass auch in diesem Hause anstrengende Menschen wohnen, denke ich fasziniert. Carla spielt wieder mit ihrer Suppenkelle.

„Meinen ersten Zahn habe ich verloren, als ich 24 war. Ein Schneidezahn. Ich fuhr mit dem Fahrrad den Ku'damm entlang. Oder war es auf der Brandenburger Straße

... ?“

Dann kommt Laura herein. „Guten Tag“, sagt sie lachend. „Na, quält Tante Carla Sie mit ihren Baukastengeschichten?“

„Ach, das würde ich nicht so sagen“, widerspreche ich, nicht sehr überzeugend.

„Kindchen, was erzählst du denn da? Wir haben ganz wunderbar miteinander geplaudert.“

Laura setzt sich und schaut mich an. Sie sieht immer noch perfekt aus. In ihren Augen sehe ich nicht das geringste Flackern.

Sie sind ruhig und tief wie schwarzer Morgenkaffee. Ich

widerstehe mit Mühe dem Drang, ihre Hand zu berühren, die vor mir auf dem Tisch liegt.

„Laura, ich darf Sie doch so nennen?“

Sie nickt.

„Mein Name ist Frank Ross. Ich bin Privatdetektiv. Und ich komme gerade vom Rasthof am Ku'damm. Ich hatte den Auftrag, Martin zu beschatten.“

Laura zieht eine ihrer Augenbrauen hoch.

„Hat er was ausgefressen?“

„Nicht wirklich“, wehre ich ab.
„Wissen Sie, anfangs war es ein ganz normaler, langweiliger Job. Erst nachdem Sie weggefahren sind, hat er

sich abenteuerlich entwickelt. Und ich stehe nicht auf Abenteuer, das kann ich Ihnen sagen.“

„Dann haben Sie mich auch dort gesehen?“

„Ja, sie kamen gerade aus dem Rasthof und haben Zweige auf einen Hänger geschichtet.“

„Sie waren das“, sagt sie und mustert mich interessiert. Mir wird ganz warm. „Was war denn so aufregend“, fragt sie dann. Und ihre Stimme hat einen weichen Unterton. Ich habe plötzlich das Gefühl, dass sie ebenfalls nach meiner Hand greifen will. Ich muss verrückt sein.

„Sie waren keine fünf Minuten fort,

da kam ein Polizist mit einem roten Gesicht. Er hat Martin niedergeschlagen und wollte ihn mitsamt seinem Transporter in die Luft jagen.“

Lauras Mund öffnet sich, als wollte sie etwas sagen.

„Ich habe Martin gerade noch rechtzeitig aus dem Transporter gezogen. Dann habe ich ihn zum Rasthof hinüber gebracht. Kurz bevor die Polizei eintraf, haben wir ihn auf der Herrentoilette gefunden. Er war tot. Er hatte eine Stichwunde im Rücken. Die muss ich wohl auf dem Parkplatz übersehen haben.“

Laura schließt die Augen. Und als

sie sie wieder öffnet, schwimmen einige Tränen darin.

Carla stemmt die Hände in die Hüften.

„Na, Sie sind mir ja ein schöner Gast“, sagt sie leichthin. „Kommen hier rein und tischen uns solch schwer verdauliche Geschichten auf. War es das jetzt? Oder kommen da noch mehr.“

„Ich wünschte, ich hätte Besseres zu berichten“, sage ich.

Carla klatscht in die Hände. „Na, so schlimm ist es nun auch wieder nicht.“ Sie legt Laura eine Hand auf die Schulter. „Schließlich ist er nicht mehr dein Liebster. Und wenn ich mich

recht erinnere, war er auch nicht besonders nett.“

„Tante“, sagt Laura vorwurfsvoll.
„Wie kannst du nur.“

„Stimmt doch“, sagt Carla. „Wer hat denn oben immer geheult in der Nacht, sodass ich kein Auge zu machen konnte.“ Dann geht sie beleidigt zur Spüle und wühlt darin herum.

Laura trocknet ihre Tränen.

„Sie arbeiten in seiner Firma?“, frage ich.

Sie nickt.

„Schon seit drei Jahren. Leider hatte ich mich auch privat mit ihm eingelassen. Das heißt, wir waren ein

halbes Jahr zusammen. Tante Carla hat ja recht. Es war nicht zum Aushalten. Seine Weibergeschichten machten mich verrückt.“

Sie schaut mich wieder an und hat sich gefangen.

„Er kam trotzdem immer wieder hierher. Wissen Sie, er konnte ganz schön aufdringlich sein. Wusste nie, wann Schluss ist.“

„Das habe ich heute gesehen“, sage ich.

Laura schaut mich fragend an. „Ach ja, stimmt“, sagt sie dann und atmet einmal sehr tief ein.

Carla steht plötzlich wieder zwischen uns.

„Na, ihr beiden Hübschen“, fragt sie fast aufgekratzt. „Wie wäre es denn jetzt mit einem schönen Kaffee?“

„Ich sage nicht: Nein“, antworte ich und schaue Laura an. „Wie ist es mit Dir? ... Oh Entschuldigung ... Ich wollte nicht ...“

Laura lächelt. „Schon in Ordnung, Frank.“

Ich nicke zufrieden. „Ich hatte heute schon einen Kaffee. Wenn ich mal die Toilette benutzen dürfte?“

„Aber natürlich. Den Gang lang und die letzte Tür links“, sagt Carla. „Ich gehe rasch in den Keller und hole frische Sahne.“

Manchmal habe ich merkwürdige Eingebungen. Einige bringen mich weiter. Andere sind reine Zeitverschwendung. Meist tue ich etwas, das nicht logisch ist. Ich komme vom Wege ab. So auch dieses Mal. Statt die letzte Tür links zu nehmen, öffne ich einfach eine auf der anderen Seite ... und trete ein.

Der Raum hat etwas weniger Licht. Er liegt auf der Schattenseite des Hauses und die Vorhänge sind halb zugezogen. Ein Fenster ist angeklappt. Auf einem Busch im Vorgarten sitzt eine kleine grüne Kohlmeise. Sie hat einen Käfer im Schnabel und ruft nach ihrem Partner. Es ist immer derselbe

Singsang. Müsste ich ihn den ganzen Tag über hören, würde ich sie davonjagen. Jetzt aber lausche ich andächtig.

Bald haben sich meine Augen an das Licht gewöhnt. In der Mitte des Zimmers steht ein runder Tisch. Auf diesem steht ein Teller mit einem Stück Baumkuchen, daneben eine Tasse aus Porzellan mit Milchkaffee. Er duftet stark, und als ich die Tasse berühre, ist sie noch warm. Auch ein Buch liegt auf dem Tisch. Es ist aufgeschlagen und mit meinen bescheidenen Erfahrungen als Atheist, ordne ich dieses als Gebetbuch ein.

Am Rand des Tisches liegt ein

hellrotes Kissen aus Samt. Und auf diesem liegt eine Katze. Sie hat ein wunderschönes graublaues Fell. Ihr Haar ist kurz und an den Spitzen schimmert es silbrig. Sie sieht edel aus. Ich habe genau solch ein Tier schon einmal gesehen. Und ich versuche mich zu erinnern, zu welcher Rasse es gehörte. Nach einigem Überlegen fällt es mir ein: Russisch Blau.

Sie liegt reglos auf der Seite. Für eine Katze recht unnatürlich, denke ich und schaue nach ihren smaragdgrünen Augen. Sie sind merkwürdig nach oben verdreht und reagieren nicht, wenn ich mit der

Hand darüber fahre.

Sie ist eindeutig tot.

Carla muss sie so drapiert haben.
Und das Ganze riecht nach einem sehr privaten Abschiedsritual.

Ich sehe keine äußeren Verletzungen und zucke mit den Schultern. Es wird schon seinen Grund haben. Katzen sterben jeden Tag. Hier in der Stadt ist ihr größter Feind das Auto. Auf dem Lande ist es halt der Fuchs. Nun hat es diese hier getroffen.

Sonst kann ich im Zimmer nichts entdecken und schleiche mich hinaus. Nach kurzer Überlegung verzichte ich auf die Toilette und gehe in die Küche zurück.

Carla ist noch nicht zurück. Laura wischt sich über die Augen. Sie hat wieder geweint.

„Wo ist Martin jetzt“, fragt sie, als ich mich setze. „Ich meine, ihr habt ihn doch nicht dort liegen gelassen?“

„Laura, das wäre ja so gemein, wie der Mord selber.“

Laura nickt langsam.

Carla poltert die Treppe zum Keller hinauf und hat ein Fläschchen Sahne in der Hand.

„Gleich gibt's schönen Kaffee, meine Lieben. Noch ein bisschen Geduld.“

Während Carla mit dem Geschirr klappert, will ich ein anderes Thema

anschlagen.

„Kennt ihr jemanden, der einen Ford *Explorer* fährt?“

Carla dreht sich um.

„Was soll denn das für ein komisches Auto sein?“, fragt sie, fast empört.

„Ein amerikanischer Wagen“, sage ich.

„Wer fährt denn so was?“

„Nun ja“, sage ich. „Bei einigen ist er sehr beliebt. Frisst nicht unter acht Liter, ist dafür aber sehr geräumig.“

„Also ich kenne keine Amis. Und alle, die ich kenne, fahren deutsche Autos“, sagt Carla bestimmt.

„Das kann schon sein“, sage ich.

„Der falsche Polizist heute war aber ganz sicher kein Amerikaner, und er ist auf jeden Fall mit einem *Explorer* gefahren.“

Keine Antwort. Ich zucke mit den Schultern.

Laura sieht sich suchend um.

„Wo ist eigentlich Rocco?“, fragt sie dann.

Carla stellt den Kaffee auf den Tisch und lacht.

„Der Dummkopf ist durch die Terrassentür entwischt. Bis zum Abend ist er wieder da. Da mache ich mir keine Sorgen.“

„Wer ist Rocco?“, frage ich irritiert.
Laura lächelt.

„Der Kater von Tante Carla.“

„Sonderbarer Name für eine Katze“, sag ich und richte mich etwas auf.

„Das war meine Idee“, sagt Laura. „Wenn man ihn beobachtet, ist er die reinste Schlaftablette. Aber dann explodiert er plötzlich und springt mehrere Meter hoch, und es gibt eine Fliege weniger auf der Welt, oder was auch immer.“

„Was für eine Rasse?“, frage ich scheinbar höflich.

„Russisch Blau“, sagt Carla. „Ein wunderschönes Tier.“

„Stimmt“, sage ich. „Sieht sehr edel aus.“

Ich versuche Carla in die Augen zu sehen. Aber sie flattert durch die Küche, wie ein Schmetterling auf seinem ersten Ausflug über eine Sommerwiese und redet von etwas anderem:

„Stell dir vor Laura. Gestern hab ich Maria wieder angerufen. Sie geht einfach nicht mehr ans Telefon. Sicher trifft sie sich wieder mit irgendwelchen Männern.“

„Dann lass sie doch“, sagt Laura gleichmütig.

„Nein, lasse ich nicht!“, schreit Carla fast und das Geschirr in der Spüle scheppert. „Das kann sie mir nicht antun. Wenn ich sie noch einmal

mit einem Mann sehe, dann reiße ich dem sämtliche Haare aus!“

„Tante!“, ruft Laura vorwurfsvoll.
„Krieg dich bitte wieder ein.“

Carla steht wie erstarrt. Dann dreht sie sich um.

„Kindchen, hast du was gesagt?“, fragt sie liebenswürdig und streicht sich die feuchten Hände an der Hüfte ab. „Ach, ich bin heute so aufgedreht. Ich weiß auch nicht, warum.“

„Ich muss ohnehin gehen“, sage ich und stehe auf.

„Warte“, sagt Laura und springt auf. „Ich bringe dich zur Tür.“

Ich schüttele Carlas feuchte Hand.

Wenig später stehe ich mit Laura vor dem Haus im Vorgarten. Die Kohlmeise ist verschwunden. Die Sonne drückt gegen das Haus. Die Luft flimmert vor Hitze. Und Laura? Sie steht da und lächelt.

„Was wirst du nun tun?“, frage ich.
„Ich meine, du hast gerade deinen Job verloren?“

„Jedes Ding hat zwei Seiten.“

„Und eine ist positiv?“

„Natürlich.“ Sie lächelt.

„Du wirst es noch weit bringen.“

„Das glaube ich nicht“, sagt sie.

„Mir fehlt das Interesse.“

„Woran?“

„An allem, was so wichtig scheint“

„Was interessiert Dich?“

„Gesundheit ... und die Liebe.“

„Du hast sehr schöne Beine“, sage ich und werde rot.

„Und du erzählst Unsinn.“

„Nein. Es ist die Wahrheit.“ Wieder habe ich Mühe meine Hand zurückzuhalten. Was könnte es schaden, ihr übers Haar zu streichen? Nun, sie könnte mir eine kleben.

„Kann ich dich anrufen?“

„Ich dachte, du würdest mich nie fragen.“

„Deine Nummer?“

„Du bist mir vielleicht ein

Detektiv.“ Sie zeigt ihre Zähne.

„Soll ich jemanden auf dich ansetzen?“

„Ich stehe im Telefonbuch.“

„Oh. Ich bin wohl nicht in Form.“

Sie schüttelt den Kopf und streicht mir eine Strähne aus der Stirn. Verkehrte Welt.

„Denk nicht so viel“, flüstert sie.

„Ich bin auf der Suche nach dem Glück“, stottere ich.

„Dann nimm es Dir.“

„Hast du Glück?“

„Mehr als genug.“

„Ich will es dir nicht wegnehmen.“

„Glück verdoppelt sich, wenn man es teilt.“

„Du bist unglaublich“, sage ich.

Ich fasse sie an den Schultern und ziehe sie zu mir heran.

Ihre Lippen sind wie ein leichter Sommerregen. Warm und feucht und mit dem herrlichen Gefühl, dass man darin ausharren will, ohne sich zu regen.

Als ich Laura danach in die Augen sehe, funkelt es darin.

„Für den Anfang war es gut“, sagt sie.

„Ich bin wohl aus der Übung.“

„Dabei ist es so einfach.“

„Zeigst du es mir?“

„Später.“

Ich seufze. „Wann sehe ich dich

wieder?“

„In einer Stunde bin ich in dem Café da vorn.“

Sie zeigt zum Adenauerplatz. Ich nicke.

„Ich werde dort sein.“

Sie lächelt. Dann verschwindet sie in der Tür und ich höre Carla mit den Töpfen klappern.

Langsam fahre ich den Ku'damm entlang in Richtung Gedächtniskirche. Die Touristenströme werden immer dichter. Tag für Tag schieben sich hier undurchdringliche Menschenmassen entlang, vor allem auf dem hochwertigen Stück, zwischen Olivaer Platz und dem KaDeWe. Die Schaufensterauslagen, selbst die Fassaden, werden immer prunkvoller. Zum Flanieren hervorragend geeignet. Aber zum Einkaufen? Wer soll sich das leisten? Auch der Verkehr wird immer dichter. Vorn, an der Kreuzung zur Joachimstaler, ist kein Durchkommen

mehr. Deshalb biege ich vorher in die Fasanenstraße ein und fahre in die Kantstraße.

Die Kantstraße liegt mir schon eher am Herzen. Sie verläuft zu Beginn beinahe parallel zum Ku'damm und ist so etwas wie der Ku'damm für Arme. Hochwertig ist sie nur auf dem Stück zwischen der Fasanenstraße und dem Savignyplatz.

Hier versucht das *Stilwerk*, den Geldadel vom Ku'damm abzugreifen. Dann flacht das Niveau deutlich ab.

Einige Kreuzungen lang sieht die Kantstraße sehr gewöhnlich aus, wie viele andere Straßen in Berlin auch.

Kastenförmige Nachkriegsbauten

wechseln mit schicken Fassaden aus der Gründerzeit, wobei Letztere eindeutig den besseren Eindruck hinterlassen.

Dann kommt die Krumme Straße und auf den paar hundert Metern, die nun folgen, über die Wilmersdorfer hinaus, bis zur Kreuzung Kaiser-Friedrich-Straße ist eine Einkaufsgegend mit ganz besonderem Flair entstanden, in welche sich niemand verirrt, der sein neues Auto, bevorzugt *Porsche* und *Mercedes*, mit Bargeld bezahlt und dann in der Tiefgarage seiner Eigentumswohnung abstellt.

Das hier ist die Gegend der Auto-

Leasing- oder Kreditkunden, die ihre Raten nur schleppend bezahlen, der Wohnungsmieter, die über Mieterhöhungen murren, der Einkaufsbeutelträger (bevorzugt aus zerknittertem Stoff), die sich mit einer Designertasche nur lächerlich machen würden, der Fettleibigen, die gleichmütig über die Gehwege stolpern und denen hier niemand Beachtung schenkt. Und auch der jungen Leute, die auf dem Teppich bleiben müssen, der Studenten, die mit ihrem Geld haushalten müssen, der Alleinerziehenden, die sich mit ihren Kindern durchschlagen und dem Ex hinterherlaufen, wegen einem

Hunderter, den er seit Wochen an Unterhalt schuldet.

Vor allem aber ist es die Gegend der Migranten von Berlin, besser gesagt der Deutschen mit Migrationshintergrund. Denn einen deutschen Pass haben viele hier. Es sind nicht nur junge Türken hier, wie in Kreuzberg oder Neukölln. Russen, Araber, Vietnamesen, Schwarzafrikaner, Chinesen und Thailänder geben sich hier die Hand. Und jeder hat sein eigenes Lieblingsrestaurant, das ein Landsmann hier eröffnet hat oder einen Telefon- oder Internetshop, in dem man nach Hause telefonieren

kann oder einen Friseur, in dem eine junge Inderin ohne Termin dir die Haare schneidet oder du holst dir gegenüber von einem jungen Türken einen richtig männlichen Haarschnitt (Vorsicht sehr kurz).

Und dann gibt es da natürlich noch die Spielkasinos, wie überall in Berlin. Wo der deutsche Nachbar mit seinen abgerissenen Hosen drin verschwindet und nach Stunden wieder herauskommt, mit bissigem Gesicht. Oder wo du ältere Asiatinnen beobachten kannst, die Hartgeld bergeweise in die Automaten werfen und den ganzen Verlust weglachen. Morgen kommt wieder neues Geld.

Und manchmal siehst du auch Südeuropäer mit ihren teuren Lederjacken herauskommen, und die laufen, als hätten sie drinnen stundenlang Kraftsport getrieben und keinen einzigen Cent verloren.

Und da lacht mir das Glück, wie man es nimmt. Als ich jedenfalls über die Kreuzung Krumme Straße fahre und rechts von mir das *Kantkino* auftaucht, da sehe ich plötzlich einen *Explorer* am Strassenrand stehen. Ich bin sogar sicher, dass er dieselbe Farbe hat, wie der heute Morgen auf dem Rasthof. Ich mache eine Vollbremsung und ziehe mir den Zorn eines Taxifahrers zu, der beinahe ins

Heck meines *Chryslers* gefahren wäre. Ich entschuldige mich per Handzeichen, wie man das so macht, um die Emotionen geradezubügeln und dann fädele ich mich links ein, um bei der nächsten Gelegenheit umkehren zu können. Der Taxifahrer rast lang hupend rechts an mir vorbei. Soll er. Ich werd es überleben.

Ich kann erst an der Kaiser-Friedrich-Straße wenden, brauche aber nur zwanzig Sekunden, bis ich wieder auf der Höhe des *Kantkinos* bin, nur eben auf der anderen Straßenseite. Hier wird auch einer der seltenen Parkplätze am Strassenrand frei und ich schlängele mich ein,

nachdem der Verkehr sich etwas beruhigt hat, weil die Ampel hinter mir kurz auf Rot zeigt, was hier durchaus beachtet wird, denn die Polizeiwache am Ernst-Reuter-Platz ist nicht so weit weg, als dass es sich lohnen würde, hier ein Risiko einzugehen.

Ich steige aus und überquere den Mittelstreifen, der einen Metallzaun von lächerlicher Höhe hat (um wen abzuhalten?). Dann stehe ich endlich neben dem *Explorer* und begutachte das gute Stück. Auf der Konsole hinter der Frontscheibe sehe ich keine Polizeimütze. Auch sonst deutet nichts darauf hin, dass kürzlich ein

Polizist damit gefahren ist. Aber was könnte das schon sein. Wenn ich mich umkleide und nicht gerade meinen Gummiknüppel auf der Hutablage liegen lasse, verwandelt sich mit mir auch das Auto. Es ist schon ein riesiger Kasten. Ich kann in Ruhe hineinschauen.

Die meisten Leute, die hier herumstehen, interessieren sich nicht für mich.

Sie wollen ins *Kantkino*, wo man sich Schnarchfilme ansehen kann, während man auf Folterinstrumenten aus Holz sitzt, die einen am Einschlafen hindern.

Schließlich notiere ich mir die

Autonummer und gehe wieder zu meinem *Chrysler* hinüber. Dort rufe ich meinen Freund Lukas an und lasse mir den Halter des *Explorer* durchgeben. So langsam bin ich ihm wirklich etwas schuldig. Jedenfalls ist die Karre zugelassen auf eine gewisse Emily Broskat. Das passt jetzt zwar überhaupt nicht. Dennoch lasse ich mir die Adresse durchgeben. Pommersche Straße, gleich am Preußenpark. Schön, wenn alles so dicht beisammen ist.

Vorerst will ich mir den Fahrer ansehen. Der tut mir aber nicht den Gefallen. Der *Explorer* steht und steht und wird nicht abgeholt. Und

während ich so unverwandt hinüberstarre, fällt mir ein Sexshop ins Auge, der sich zehn Meter neben dem Kantkino befindet. Und darüber im ersten Obergeschoss leuchtet das rote Herz für einen Massagesalon, „Salon Anett“. Den google ich mit meinem Handy im Internet. Dort schaue ich mir die Prostituierten an. Theresa, Suchada und Nicole. Der Name Suchada gefällt mir am besten. Sie sieht auch ganz nett aus. Auf der Schulter trägt sie ein Tattoo, die fünf heiligen Linien.

Ich überlege ein Weilchen, komme aber nicht weit. Dann beschließe ich, meinem Instinkt zu folgen. Also steige

ich wieder aus und gehe zum Sexshop hinüber, um ein paar Bäume zu schütteln.

Hinter dem Tresen sitzt ein Mann in meinem Alter und liest im *Kurier*. Er hat sehr rote Lippen. Einen Moment lang überlege ich, ob er sie wohl angemalt hat. Lasse den Gedanken aber wieder fallen.

Auf dem Tresen steht ein kleiner Aufsteller.

„Hier bedient Sie George“ ist darauf zu lesen. Das verleitet mich dazu, den Mann ordentlich zu begrüßen:

„Hallo George.“

Der Mann fährt erschreckt hoch, so als hätte ich ihn berührt. Die Zeitung

fällt dabei zu Boden. Er hebt sie ächzend wieder auf, wobei die Hose mächtig in seinen Bauch kneifen muss. Dann lässt er sich wieder prustend auf den Hocker sinken und schaut mich vorwurfsvoll an.

Doch sein Mitteilungsbedürfnis scheint größer zu sein, als sein Unmut und so klopft er auf die Zeitung und sagt:

„Enrico Morritate ist gestern in Rom gestorben. Wussten Sie das? Kannten Sie ihn?“

Ich schüttele den Kopf. Leute, die Doppelfragen stellen, sind mir suspekt.

„Amerikanischer Schauspieler.

Fetter Kerl. Spielte immer die Bösewichter. Hat er gut gemacht. Bekam sicher einen Haufen Kohle. Aber er machte denselben Fehler, wie die meisten anderen auch.“ Er sieht mich wieder an. „Wissen Sie welchen?“

„Er vertraute seinem Finanzberater.“

„Nein, Mann. Die meisten Menschen kämpfen ihr ganzes Leben um Liebe, Geld und Ansehen. Und nebenbei fressen sie sich tot. Und sie können nicht damit aufhören. Auch dann nicht, wenn sie Tabletten nehmen müssen, für die Leber oder für das Herz.“ Er klopft sich auf seinen

Bauch. „Ich nehme mich da gar nicht aus. Und wissen Sie, was die beste Lösung wäre?“

Ich mache ein ratloses Gesicht.

„Eine Diktatur. Gefressen wird nur noch unter Aufsicht. Jeder bekommt gerade soviel zugeteilt, dass er nicht verhungert. Ansonsten ist Essen absolute Nebensache. Wir leben alle dreißig Jahre länger und die verfluchten Ärzte müssen sich endlich um eine Umschulung kümmern. Der eine wird Tierpfleger im Zoo, der andere Portier im *Intercontinental*. Etwas Sinnvolles eben.“

George schaut in die Luft, als wollte er dem Nachhall seiner Worte

lauschen. Dann, ganz langsam, dreht er den Kopf und fragt:

„Was wollen Sie eigentlich?“

„Ich suche Unterwäsche für meine Frau“, sage ich möglichst unbedarft.

„Dann suchen Sie sich doch was aus“, sagt er ungehalten und weist auf die lange Reihe der Regale. Im nächsten Moment ist er schon wieder in seine Zeitung versunken.

Ich schlendere zur Wäscheabteilung, die aus einem zwei Meter breiten Regal und einem Wühltisch besteht, und entscheide mich für einen giftgrünen Slip, der preislich gerade noch erträglich ist. Nachher fliegt das gute Stück ohnehin

in den Müll. Ich hoffe nur auf bessere Auskünfte, wenn ich hier als Kunde auftrete.

Wieder am Tresen zücke ich meine Brieftasche, lasse ihn dieses Mal aber seinen Artikel fertig lesen.

Er schüttelt erbost den Kopf.

„Die Uni hat einen neuen Dekan für Medizin ernannt. Irgendein Professor für Pathologie. Ein lächerlicher Leichenschnippler. Wussten Sie, dass diese arroganten Affen sich gegenseitig mit Ehrwürden anreden? Selbstverständlich auf Latein. Klingt ja auch viel feiner. Die schieben sich diese Posten gegenseitig zu. Einzige Bedingung ist, dass man

fünf oder sechs Jahre lang das Personalklo einer Uni vollgeschissen hat. Und niemand kommt auf die Idee, dass andere es viel besser könnten.“

„Und wer sollte das sein?“, frage ich.

Er schaut auf. „Ich könnte eine Uni mit links managen.“

Dann nimmt er den Slip und zieht ihn über den Scanner.

„Ist das alles?“, fragt er.

„Ich bin lieber vorsichtig. Vielleicht gefällt ihr die Farbe nicht.“

Er kramt umständlich nach Wechselgeld.

„Ist Suchada heute da?“, frage ich.

„Ich denke ja“, sagt er. „Wollen Sie zu ihr.“

„Vielleicht könnte sie den Slip anprobieren.“

Er zuckt mit den Achseln.

„Wenn es Ihnen Spaß macht. Soll ich mal hochrufen?“

Er greift zum Telefon.

Ich schüttele den Kopf.

„Nein lassen Sie. Ich komme ein ander Mal.“

„Wie Sie wollen“, sagt er und legt das Wechselgeld hin.

„Wer fährt eigentlich den braunen *Chrysler* da draußen?“, frage ich möglichst beiläufig.

George bekommt ein Gesicht aus

Eis.

„Bulle?“, fragt er giftig und völlig ohne Angst.

„Um Gottes willen, nein. Ich interessiere mich nur für den Wagen.“

„Nehmen Sie den Slip und verschwinden Sie“, sagt er.

Damit ist die Sache für ihn erledigt. Er schaut wieder in seinen Kurier und würdigt mich keines Blickes mehr.

Ich schlendere zu meinem Wagen und setze mich hinein. So schlecht ist die Sache gar nicht gelaufen, denke ich. Jetzt heißt es: Warten.

Es dauert vielleicht eine halbe Stunde. Dann stürzt ein kleiner rotgesichtiger Mann aus der Tür neben dem Sexshop. Ich nehme an, dass es von dort aus nach oben zum *Salon Anett* geht. Auch wenn er keine Uniform trägt, erkenne ich doch den Polizisten vom Rasthof. Er steigt in seinen *Explorer*, sieht darin sehr verloren aus und fädelt sich langsam auf der Kantstraße ein.

Ich will gerade ausscheren, um ihm zu folgen. Da hält neben mir ein Streifenwagen, sodass ich nicht ausfahren kann. Das Spielchen kenne

ich doch, denke ich. Und ich bin froh, dass ich nicht in einem Lieferwagen sitze.

Der Polizist steigt aus und sieht diesmal sehr echt aus. Er ist Ende vierzig und hat kein rotes Gesicht. Seine Oberlippe ist nur ein millimeterbreiter Strich.

Nimm dich in acht vor Menschen mit sehr schmaler Oberlippe, hat mir einmal jemand gesagt. Meine Erfahrungen haben diese Weisheit dann bestätigt. Menschen mit schmaler Oberlippe, die ich später getroffen habe, waren entweder sehr verbittert oder Psychopathen. Wobei es auch positive Psychopathen gibt,

die ihre Veranlagung in sinnvolle Energie verwandeln. Dazu gehören erfolgreiche Geschäftsleute, die ohne die üblichen Skrupel ihr Tagewerk verrichten, und eben deshalb erfolgreicher sind als andere. Was aber nicht heißt, dass sie am Abend, wenn sie mit sich im Spiegel fechten, glückselige Menschen sind.

Ich kurbele die Scheibe herunter und lasse ihn herankommen. Dabei lese ich ungeniert sein Namensschild an der Uniformbluse: Tom Hinze. Und dann kann ich wieder meinen Mund nicht halten:

„Tom, Sie parken in der zweiten Reihe. Das ist aber nicht die feine Art.

Hat man euch auf der Polizeischule nichts beigebracht?“

Seine Hand schießt im selben Moment durch das offene Fenster und packt mich vorn am Hemdkragen. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass er nach seiner Pistole greift. Aber er zieht die Waffe nicht.

„Rede irgendjemand mit dem Vornamen an, du Wichser“, knurrt er halblaut. „Aber mich in Zukunft nur mit Polizeiobermeister, ist das klar?“

Ich ordne ihn vorerst als Psychopathen ein und beschließe deshalb den Mund zu halten. Ich nicke nur.

„Soll ich dir das Herz

herausreißen?“, fragt er süffisant. „Wusstest du, dass man auch ohne Herz leben kann? Ich habe schon seit Jahren keins mehr.“

Das glaube ich ihm aufs Wort. Aber ich behalte es lieber für mich.

„Steig aus, du verdammter Pisser.“

Er lockert seinen Griff, sodass ich mich durch die Tür quälen kann und dicht neben ihm zum Stehen komme. Ich sehe keinen Grund, daran etwas zu ändern. Doch er stößt mich roh beiseite.

„Komm mir nicht so nahe, Stinktief und mach den Kofferraum auf.“

Da hat er Pech. Außer einem Verbandkasten ist der vollkommen

leer. Ich weiß nicht, was er erwartet hat. Jedenfalls pustet er enttäuscht die Luft aus. Dann stellt er sich vor mich, stemmt die Hände in die Seiten und mustert mich scharf.

„Was wolltest du in dem Shop da drüben“, fragt er.

„Oh, das kann ich Ihnen zeigen“, sage ich beflissen und krame vom Rücksitz das grüne Höschen hervor.

„Der ist für meine Frau. Sie findet unser Leben etwas öde in letzter Zeit.“

Er greift nach dem Slip und dreht ihn hin und her. Offensichtlich habe ich den richtigen unterwürfigen Ton angeschlagen.

„Verarschen kann ich mich alleine“,

sagt er schon fast ruhig und wirft den Slip zurück ins Auto.

„Ausweis“, sagt er dann.

Ich krame meinen Pass hervor und er schreibt sich meinen Namen auf, so langsam, wie man es sonst bei Vorschulkindern beobachten kann. Ich habe keine Ahnung, was das nun wieder bedeuten soll. Manchmal finde ich wenig Gefallen an der Psychologie. Ich weiß nur, dass es mir gegen den Strich geht, meine Daten in seine schwarze Kladde wandern zu sehen.

„Warum interessierst du dich für den *Explorer*?“

„Oh, ich würde ihn gern kaufen und wollte dem Besitzer ein Angebot

machen.“

„Die Karre ist nicht zu verkaufen, klar?“

Ich nicke und zucke mit den Schultern.

Er hält es für nötig, mich abermals eindringlich zu mustern. Ich habe nichts dagegen. In seinem Gehirn muss es mächtig arbeiten. Er öffnet mehrmals den Mund und setzt zum Sprechen an. Er wird doch kein Stotterer sein, denke ich besorgt.

„Lass Suchada in Ruhe“, presst er endlich hervor.

„Kein Problem“, sage ich und gebe mir Mühe gelangweilt auszusehen. „Ich kann mir auch eine andere Nutte

suchen.“

„Mach das“, sagt er. „Sonst drehe ich dir persönlich den Hals um.“

Er schaut mich nochmals prüfend an. Er muss sich das von seinem Sonderschullehrer abgeguckt haben. Dann endlich steigt er in sein schönes blau-silbernes Auto und fährt langsam davon.

Ich bleibe stehen, bis er verschwunden ist.

Was war das nun, frage ich mich, als ich den Wagen starte.

Wir werden sehen.

Wie hieß die Halterin des *Explorer* noch gleich? Ich schaue in meine Notizen: Emily Broskat. Pommersche Straße, direkt am Preußenpark. Fein. Im Preußenpark werde ich vorher noch einen Salat essen. Jetzt knurrt mir doch der Magen.

Der Preußenpark liegt direkt am Hohenzollerndamm und erstreckt sich über fünf Hektar in Richtung Ku'damm bis zur Konstanzer Straße. Im Grunde handelt es sich um eine riesige Wiese, die am Rand von hohen Bäumen und Büschen begrenzt wird. Ein herrliches Stück Natur.

Ich parke den *Chrysler* in der Pommerschen Straße, die beinahe durchgehend schattig ist, und gehe durch die Baumgrenze des Parks. Im selben Moment bin ich in einer anderen Welt. Und diese Welt heißt Thailand.

Über die gesamte Wiese verteilt tummeln sich jede Menge thailändischer Frauen. Es müssen einige Hundert sein. Sehr hübsche und junge, bei denen es mir den Atem verschlägt, aber auch Alte, die verbraucht aussehen, oder deren Gesicht von der Sonne fast schwarz verbrannt ist. Viele von ihnen sind nach Berlin gekommen, um mit ihren

deutschen Männern hier zu leben und der Thaipark (ja, so wird der Preußenpark genannt) ist ihr Kommunikationszentrum, zumindest im Sommer.

Dann sitzen sie hier und schwatzen und beaufsichtigen ihre Kinder. Und es wird gegessen.

Gemeinsam zu essen ist ganz wichtig in der thailändischen Kultur. Wenn man zusammensitzt und nicht essen kann, dann ist das keine Art.

Also gibt es solche, die hierherkommen, um zu reden und zu essen. Das sind die meisten. Und dann gibt es ein paar Dutzend, die sorgen dafür, dass auch etwas zu Essen da ist.

Schauen wir uns eine von denen an und nennen sie Nuk. Ja, solche Spitznamen geben sie sich untereinander. In ihrem Pass steht ein unaussprechlicher, völlig anderer Name. Aber alle hier rufen sie nur Nuk.

Nuk hat einen einfachen Handwagen. Der ist sehr wichtig für sie. Er ähnelt einem Fahrradanhänger. Nur dass ihr Mann, nennen wir ihn Lothar, die Umrandung erhöht hat. Das ist jetzt drei Jahre her. Aber wenn Nuk heute zu Lothar sagt: „Du könntest mir auch mal helfen“, dann antwortet Lothar, dass er ihr doch die Umrandung von dem Handwagen

erhöht hat, und das ist doch was, oder etwa nicht?

Nuk kann sehr gut mit diesem Handwagen umgehen.

Wenn es eine Meisterschaft geben würde im Schieben von Handwagen unter Volllast, dann bekäme sie die Goldmedaille, zumindest hier in Berlin.

Nuk ist 45 Jahre alt und lebt mit Lothar in Spandau in einer winzigen Altbauwohnung. Lothar ist vielleicht ein Taugenichts, vielleicht auch nicht. Jedenfalls ist er frühpensioniert und lebt von einer kleinen Pension. Wie alle Thailänder ist Nuk sehr treu. Wenn eine Thai-Frau einmal nicht treu

ist, dann ist sie vielleicht eine Prostituierte. Und die haben, Thailänderinnen hin oder her, wie alle Prostituierten auf der ganzen Welt, ein Herz aus Stein. Nuk aber hat ein großes Herz. Ihren Lothar hat sie nicht in Pattaya kennengelernt, wo jeden Tag die Sexbomber einfliegen, sondern er hat sie aus einem Dorf geholt in den Bergen bei Chiang Mai. Sie hat ihren Mann nun einmal geheiratet, und jetzt will sie das auch durchstehen.

Und weil die kleine Pension nicht reicht, karrt Nuk ihren Handwagen zweimal in der Woche mit der U-Bahn zum Araber oder zum Chinesen. Die haben sich nämlich darauf

spezialisiert, den Thailänderinnen Lebensmittel zu verkaufen. Dort also deckt sie sich ein mit Papaya und mit Hühnchen, mit Reis und auch mit Gewürzen. Sie zahlt viel Geld dafür. Sie bekommt ja keinen Großhandelsrabatt, und sie kann auch nicht mit der Mehrwertsteuer jonglieren. Denn sie hat ja kein Gewerbe angemeldet. Obwohl das klüger gewesen wäre, denn bei dem wenigen Gewinn, den sie macht, müsste sie ohnehin keine Steuern zahlen. Sie zahlt also viel Geld für die Ware und sie weiß, das ist ein Risiko. Denn sie muss ja alles wieder verkaufen. Trotzdem ist sie froh, wenn

sie alles bekommen hat. Denn manchmal sind die Obstkörbe beim Araber leer. Dann war eine andere Thailaube schneller. Und sie weiß, dass die ihr nie und nimmer etwas abgeben würde.

Dann schiebt sie ihren Wagen wieder nach Hause. Der Mann fährt zwar einen kleinen *Peugeot*. Aber er liegt mit Schmerzen im Kopf (Kater) oder in den Beinen auf der Couch und kann oder will ihr nicht helfen. Zu Hause besetzt sie dann die Küche und kocht Hühnchen und Reis, raspelt Papaya für den Salat und verpackt alles in Kisten oder kleine Schachteln. Auch Wegwerfteller und Besteck darf

sie nicht vergessen. Stimmt, die kosten auch noch Geld.

Nuk geht spät zu Bett und steht am Morgen sehr früh auf. Der Handwagen ist jetzt voll. Die Ware türmt sich gefährlich über den Rand. Und nun karrt sie alles zur Spandauer U-Bahn. Dort sieht sie aus wie eine Lumpensammlerin. Aber sie kann ja nicht jedem erzählen, dass sie nur Essen verkauft. Es macht ihr auch nichts aus. Denn Thaifrauen sind in der Regel völlig uneitel.

Gegen zehn Uhr kommt sie endlich im Thaipark an und ist schon das erste Mal gestresst. Dabei beginnt der Tag ja erst.

Jede Verkäuferin hat ihren festen Platz. Das heißt aber nicht, dass der nicht besetzt ist, wenn *Nuk* zu spät kommt. Das Verkaufsareal befindet sich am oberen Ende des Parks. Dort sitzt Nuk also mit einigen Dutzend anderen Thailänderinnen in einem großen Kreis und alle haben vor sich ihre Waren ausgebreitet.

Wenn Nuk Glück hat, dann wird sie alles los. Und wenn es ein schlechter Tag ist (es regnet etwas oder irgendwo ist ein Straßenfest und die Thais hat es dorthin gezogen, weil sie halt sehr unternehmenslustig sind), dann muss Nuk die Hälfte der Ware wieder mit nach Hause nehmen und wegwerfen.

Und das ist dann ein sehr trauriger Tag für sie. Oft macht sie gar keinen Gewinn. Sie bekommt gerade so viel, wie sie dem Araber gegeben hat. Aber sie träumt dann von den wenigen Tagen im Jahr, wo sie doch Geld verdient hat. Oder schlimmer, wo sie sämtliche Ware verkauft hatte und immer mehr Leute kamen und essen wollten, aber sie musste sagen: „Tut mir leid, ich habe nichts mehr. Aber ich komme morgen wieder.“ Am nächsten Tag war Nuk dann wirklich da und hat noch mehr Ware mitgebracht, noch mehr investiert. Aber die Welt im Park war wie verwandelt. Die Leute, die gestern

noch essen wollten, sind verschwunden. Es kommen nur wieder ihre Stammkunden, die ihr gerade so viel Geld geben, dass sie morgen wieder beim Araber einkaufen kann.

Und dann ist da noch die thailändische Eifersucht. Das muss eine Volkskrankheit sein. Wie bei den Deutschen der Bluthochdruck. Es könnte alles so schön sein. Und doch gibt es Neid und Zank und Streit unter den Frauen. Als Nuk anfing Papayasalat zu verkaufen, da kam eine Alte vorbei, die sonst etliche Plätze weiter hockt. Sie verkauft ebenfalls Papayasalat, allerdings schon seit vielen Jahren.

Sie stellte sich hin vor Nuk und krächte über den ganzen Platz, sodass es alle hören konnten, dass Nuk einen Papayasalat macht, der nach Scheiße schmeckt. Ja, Scheiße hat sie gesagt. Und Nuk sagte: „Warum bist du denn so böse zu mir? Jahrelang war ich dein Kunde und habe deinen Salat gekauft. Ich habe nie schlecht darüber gesprochen. Und jetzt? Du hast ja meinen Salat noch nicht einmal gekostet.“ Die Alte gab natürlich keine Antwort. Sie ging zu ihren alten Freundinnen und dann gab es ein Getratsche, dass allen schlecht wurde auf dem Platz. Aber es änderte sich nichts.

Ja, so geht es zu im Thaipark. Und hier will ich heute meinen Salat essen, weil ich die Menschen mag. Abgesehen vielleicht von den wenigen Thaimännern, die im Schatten unter einem Baum sitzen und Glücksspiele betreiben. Die mag ich nicht. Da ist keine Ehrlichkeit unter diesen Leuten. Gehe einfach hin, als Außenstehender, und tippe auf die Sechs und dann würfelt er eine Sechs und dann versuche mal dein Geld zu bekommen. Das ginge nur, wenn du ihm ein Messer an die Kehle setzt. Und da ist die Frage, wer schneller ist.

Ich gehe also über die große Wiese auf die Verkäuferinnen zu und sehe

mir an, was sie zu bieten haben. Es ist nicht so viel Betrieb. Nur jede Zehnte hat gerade einen Kunden. So dauert es auch nicht lange, bis ich jemanden gefunden habe, der Papayasalat verkauft. Sie ist vielleicht um die fünfzig und beileibe keine Schönheit. Ich beuge mich zu ihr hinunter, um die Ware zu begutachten.

„Sehr lecker“, sage ich.

Sie lächelt. „Du willst Papaya?“

„Ja, mach mir bitte einen Teller.“

In hundertfach eingeübten Handgriffen raspelt sie ein paar Papayastreifen, gibt etwas Chili, Tomaten und Fischsoße dazu, zerbröselt alles mit dem Mörser und

reicht mir einen frischen Salat.

„Fünf Euro“, sagt sie.

Ich gebe ihr sechs.

„Behalte den Rest“, sage ich. „Wie heißt Du?“

„Pim“, sagt sie leise.

„Dein Gesicht ist von der Sonne verbrannt. Du solltest dich unter einen Schirm setzen.“

Sie schüttelt den Kopf. „Das war die Sonne in Thailand. Nicht diese hier.“

„Du hast das schon länger?“

„Seit meiner Kindheit.“

„Hattest du keinen Sonnenhut?“

„Meine Familie war arm und dumm.“

„Geht das mal wieder weg?“

„Im Winter wird es blass. Im Sommer kommt es wieder.“

Die Thailänderinnen nebenan werfen uns neidische Blicke zu. Aber ich kann nicht jeder etwas abkaufen. Thailand, das Land des Lächelns und der Eifersucht.

Ich gehe zum Rand des Parks und setze mich auf eine Bank, die im Schatten unter einer alten Eiche steht.

Einige sehr junge Thailänderinnen schlendern den Parkweg entlang. Zwei von ihnen sind wirkliche Schönheiten, haben sich für meinen Geschmack aber zu sehr aufgebrezelt. Also bleibt mir das Herz nicht stehen, als sie an

mir vorübergehen. Auf einer Schulter sehe ich ein Tattoo, die fünf heiligen Linien.

Pim hat zu viel Chili hineingetan. Es treibt mir die Tränen in die Augen. Nach der Hälfte der Portion gebe ich auf. Ich rase zu den Frauen hinüber und fummele zwei Euro aus der Hosentasche. Milch wäre jetzt perfekt, wird aber wegen der Hitze hier kaum zu haben sein.

„Wasser!“, rufe ich ungeduldig.

Die Frauen lachen und geben mir eine kleine Flasche Sprite. Nach wenigen Sekunden ist deren Inhalt in meinem Magen verschwunden. Ich kaufe noch eine Flasche. Und als ich

an Pim vorbeigehe, recke ich den Daumen in die Höhe.

„Gut gemacht“, sage ich und meine das ernst. Wenn ich vorher nicht vollkommen wach war. Jetzt bin ich es ganz bestimmt.

So aufgeputscht gehe ich wieder in die Pommersche Straße und klinge bei Broskat. Irgendjemand drückt einen Türöffner, und ich steige zwei Etagen hinauf.

Emily steht im Türrahmen und beobachtet gelassen meinen Aufstieg. Sie ist eine zierliche Frau Anfang sechzig. Sie trägt eine giftgrüne Kittelschürze, ein rosa Kopftuch und dick wattierte blaue Schuhe. Diese Ausstattung hätte ich eher an kühlen Tagen auf einem windigen Bauernhof erwartet. Aber mir soll es recht sein. Vielleicht mag sie es, wenn die Füße

schwitzen.

Hinter Emily sehe ich eine hübsch eingerichtete Wohnküche und ich stelle mich auf ein ruhiges Viertelstündchen ein.

„Guten Tag“, sage ich so freundlich, wie nur möglich. „Mein Name ist Frank Ross. Sind Sie Frau Broskat?“

Emily schaut auf einen Punkt an der Wand und sagt gar nichts. Ich bin etwas irritiert. Vielleicht habe ich es mit einer Taubstummen zu tun.

„Entschuldigen Sie“, sage ich. „Hier ist meine Visitenkarte.“

Ich reiche ihr die Karte. Sie verschwendet jedoch keinen Blick darauf, sondern lässt sie in ihrer

Schürzentasche verschwinden. Dann dreht sie sich wortlos um und geht in ihre Wohnküche zurück. Die Tür lässt sie einfach offen stehen. Ich folge ihr und setze mich auf einen der beiden Stühle.

Emily hat zu tun. Auf dem Tisch liegen eine Menge Stecknadeln; die mit den bunten Köpfen, die in jedem Haushalt zu finden sind. Einige Hundert mögen es sein. Emily hat sie farblich sortiert, sodass sich mehrere Häufchen über den ganzen Tisch verteilen. Vor mir liegen die mit den grünen Köpfen und Emily ist gerade dabei, sie in ein kleines Kästchen zu tun.

„Entschuldigen Sie“, sagt sie mit hoher piepsiger Stimme. „Es dauert nur einen Moment. Ich darf hier nichts durcheinanderbringen.“

Gut. Sie kann also sprechen. Dann werde ich mit ihr zurechtkommen.

„Was fangen Sie mit den Nadeln an?“, frage ich höflich.

„Ich zähle sie“, sagt sie, wie selbstverständlich.

„Warum?“

„Ich will wissen, wie viel ich habe.“

„Ist das wichtig?“

„Natürlich!“

Toll. Noch eine Verrückte. Aber es ist ihr Haus. Sie kann tun und lassen, was sie will.

Endlich ist sie fertig. Sie setzt sich und legt die Hände in den Schoß.

„Entschuldigen Sie“, sagt sie wieder. „Ich wollte mit dem Zählen fertig sein, *bevor* Sie kommen. Aber das war nicht zu schaffen. Wissen Sie, ich habe eine schreckliche Angst vor Nadeln. Ich könnte mich ja stechen. Deshalb dauert das Zählen manchmal sehr lange.“

„Sie *wussten*, dass ich komme?“ Ich bin irritiert.

„Ja. Ich sehe viele Dinge.“

Normalerweise würde ich jetzt einen Witz machen, oder mich übergeben. Aber irgendwie nehme ich ihr das ab. Ok, die Frau kann

möglicherweise hellsehen. Verrückt genug ist sie ja.

„Wollen Sie einen Kaffee?“

„Wenn es keine Umstände macht“, sage ich. Ich spüre immer noch ein Brennen im Hals.

Emily schraubt sich aus dem Stuhl, um die Kaffeemaschine in Gang zu setzen.

„Ich würde Ihnen auch ein Stück Kuchen anbieten“, piepst sie. „Aber es ist keiner mehr da. Ich esse gern Kuchen.“

Dann sitzt sie wieder. „Weshalb kommen Sie denn nun?“

„Das können Sie nicht sehen?“

Sie schüttelt den Kopf. „Ich sehe

keine Gedanken. Nur Ereignisse. Und auch nur einige Stunden im Voraus. Ich kann nicht sehen, was morgen ist.“

Sie sitzt da, ohne sich zu rühren. Sie ist klein und hat kaum Fett auf den Rippen. Ihr winziges Gesicht schaut sehr gemütlich aus. Körperlich scheint sie eher träge zu sein. Aber geistig ist sie ausgesprochen rege. Das sagen mir ihre flinken Augen. Während sie so dasitzt, als ob sie gleich vom Stuhl rutscht, flitzen ihre blauen Augen hin und her und tasten alles ab, was es an mir zu sehen gibt.

„Auf ihren Namen ist ein *Explorer* zugelassen“, sage ich.

„Ach, der Wagen“, sagt sie. „Der

steht schon lange nur herum.“

„Können Sie mir sagen, wer heute damit gefahren ist?“

Sie starrt auf einen Punkt an der Wand und sagt einfach gar nichts. Ich überlege, ob es sinnvoll ist, die Frage zu wiederholen, entscheide mich aber dagegen. Sie wird schon verstanden haben. Irgendwann wird sie sich rühren. Und sei es nur, um wieder ihre dämlichen Nadeln zu zählen.

Ich will es mir gerade etwas gemütlicher machen auf dem harten Stuhl, da springt sie plötzlich auf, mit einer Geschwindigkeit, die ich ihr nie zugetraut hätte. Sie greift nach einer Zeitung, die auf dem Buffetschrank

liegt, und schlägt damit wie wild auf die Fensterscheibe ein.

„Hab ich dich, du Aas!“, schreit sie dann und trampelt mit ihren blauen Watteschuhen auf dem Boden herum. „Hab ich dich endlich, du verfluchtes Aas!“

Ich nehme an, dass sie eine der vielen Fliegen erwischt hat, die durch ihre Küche hetzen, will mich aber im Moment nicht danach erkundigen. Sie steht jetzt wie eine Statue und starrt gegen das Fenster. Und obwohl dort noch einige Fliegen ihr Unwesen treiben, kommt es ihr auf diese offensichtlich nicht so sehr an. Dabei sieht doch eine wie die andere aus.

Nach einigen Minuten setzt sie sich endlich zu mir und hat wieder ein weiches Gesicht.

„Es ist besser, wenn Sie jetzt gehen“, sagt sie dann leise. „Ich bin mit meiner Arbeit noch nicht fertig. Schauen Sie nur, wie es hier aussieht.“

Ich denke auch, dass es Zeit ist.

„Dann müssen Sie mir aber versprechen, dass Sie den Kaffee allein trinken“, sage ich. Die Kaffeemaschine hatte gerade aufgehört zu brodeln.

Ich öffne die Tür und gehe ins Treppenhaus.

„Wissen Sie, mir geht es heute nicht gut“, sagt sie. „Nehmen Sie es mir nicht übel.“

Ich setze gerade zu einer belanglosen Entgegnung an. In diesem Moment knallt sie jedoch die Tür zu, sodass mich der Luftzug beinahe die Treppe hinunterweht.

Ich überlege, ob es ratsam ist, noch einmal die Klingel zu drücken, um die Plauderei weiter auszudehnen. Dann habe ich jedoch ihre vielen Nadeln vor Augen, und die Gewissheit, dass sie auch damit umgehen kann. Also steige ich die Treppe hinab. Ich möchte in ihrer kleinen Wohnküche nicht als Voodoopuppe enden. Es sind mir auch zu viele Fliegen dort drin.

Vor der Haustür umfängt mich ein lauer Sommerwind. Ein Mann soll seinen Instinkten folgen. Und die treiben mich wieder in den Thaipark. Ich werde Pim noch einen Besuch abstatten.

Sie schaut mich mit großen Augen an.

„Gib mir einen Papayasalat“, sage ich.

Sie will loslegen.

„Warte. Wie viel Chili hast du vorhin hineingetan?“

Sie zeigt mir eine winzige Chilischote, kaum zwei Zentimeter

lang.

„Gib mir ein Messer.“

Ich schneide von der Schote die Spitze ab und habe nun ein Stück, das kaum einen halben Zentimeter misst.

„Gib mir nur so viel“, sage ich.

Pim lacht.

„Willst Du ein paar Meerestiere dazu?“

Mich schüttelt es. „Nein, danke.“

Sie macht sich an den Salat.

„Wie viel hast du heute verkauft?“

„Die Geschäfte gehen schlecht. Es ist Monatsende. Den Leuten fehlt das Geld.“

„Du kannst deinen Salat teurer machen. Er schmeckt wirklich sehr

gut.“

Sie winkt ab.

„Dann kauft gar keiner mehr. Die Leute sind geizig.“

„Verkaufst du nur Papaya?“

„Nein, ich hatte auch Hühnchen und Reis. Ist aber schon alle.“

Sie reicht mir meinen fertigen Salat. Ich gebe ihr sieben Euro und bleibe stehen.

„Kann ich mich hier hinsetzen?“

Sie selbst sitzt mit gekreuzten Beinen auf einer Bambusmatte. Sie greift hinter sich und zaubert einen Hocker hervor.

„Danke“, sage ich und meine das wirklich ernst. Ich könnte keine drei

Minuten so wie sie auf dem Boden sitzen.

„Tun dir abends nicht die Beine weh?“

„Nein“, sagt sie erstaunt. „Wieso denn?“

Ich setze mich und beginne zu essen. Pim ist es eigentlich nicht recht. Aber der Kunde ist König. Sie sieht zum Himmel.

„Was suchst du da oben?“, frage ich.

„Wenn ich schwarze Wolken sehe, packe ich meine Sachen. Ich habe Angst vor Gewitter.“

„Wie lange bist du schon in Deutschland?“

„Vierzehn Jahre.“

„Bist du verheiratet?“

Sie schüttelt den Kopf. „Nicht mehr. Ich bin alt geworden. Er hat jetzt eine andere.“

„Männer“, sage ich. „Möchtest du das Leben mit ihm zurück?“

„Nein. Nicht alles. Aber wir sind zusammen jedes Jahr nach Thailand geflogen. Das kann ich mir jetzt nicht mehr leisten.“

„Willst du lieber in Thailand leben?“

„Nein. Das Leben dort ist sehr hart. Und die meisten Männer taugen nichts.“

„Gibt es dort noch Nebenfrauen?“

„Einige schon.“

„Sind die glücklich?“

„Solange sie jung sind, ja.“

Ihre Stimme bekommt einen abweisenden Klang. Ich habe meinen Kredit aufgebraucht.

„Pim, wenn ich dir alles abkaufe, kannst du mir das auch einpacken?“

„Wirklich alles?“ Sie zeigt ihr schönstes Lächeln.

„Ja, was kostet das?“

Sie rechnet die Sache durch und ist dabei hin- und hergerissen. *Beim Araber Papaya eingekauft für vier Euro das Kilo. Normalerweise sind es acht. Aber das brauche ich ihm ja nicht auf die große Nase zu binden. Was ist mit*

den Zutaten, will er die auch?

„Willst du die Papaya roh, oder willst du fertigen Salat?“

„Mach alles fertig“, sage ich, während ich kaue.

„Weißt du, die Papaya ist sehr teuer, acht Euro das Kilo. Aber ich gebe sie dir für sieben“, sagt sie. „Dann die Zutaten. Macht alles zusammen 150 Euro.“

„In Ordnung“, sage ich, und sie beginnt sofort zu wirtschaften.

„Warte“, sage ich und ziehe einen Fünfeuroschein hervor. „Da nimm. Ich habe ein paar kleine Fragen.“

Sie steckt den Schein ein.

„Was willst du wissen?“

„Ich suche ein Thaimädchen namens Suchada. Vielleicht heißt sie aber gar nicht so. Jedenfalls arbeitet sie im Salon Anett in der Kantstraße. Massage und solche Sachen.“

Pim nickt.

„Sie *heißt* Suchada“, sagt sie leise.
„Suchada Pridi.“

Ich schreibe mir den Namen auf.

„Du kennst sie?“

„Natürlich. Ich verkaufe hier schon viele Jahre. In Berlin sind 6.000 Thailänderinnen. Ich kenne nicht alle. Aber ein paar Hundert schon. Wenigstens vom Sehen.“

Ich nehme noch zwei Fünfeuroscheine in die Hand. Dann

gebe ich ihr einen. Den anderen drehe ich in der Hand.

„Wie kann ich sie finden?“

Pims Augen flitzen hin und her. „Warum fragst du nicht im Salon Anett?“

„Das habe ich. Aber sie hat einen Aufpasser.“

„Ja, ich weiß“, sagt sie. „Suchada hat deutsche Freunde. Aber sie zahlt einen hohen Preis.“

„Was meinst du damit?“

„Sie hat eine Tochter, Thip, fünf Jahre alt. Die tut mir sehr leid.“

„Warum?“

Sie windet sich. „Wenn ich dir sage, wo du Suchada findest, gibst du mir

dann das Geld?“

„Ja, natürlich.“

„In der Pariser Straße gibt es ein Thairestaurant. Es heißt *Korat*. Dort bedient sie zur Mittagszeit. Um 14 Uhr hat sie Feierabend. Dann kommt sie hierher, und am Abend geht sie in den Salon Anett.“

Ich überlege und sehe Pim in die Augen. Dann gebe ich ihr die letzten fünfzig Euro. Sie greift blitzschnell danach und will sich nun endlich um den Salat kümmern.

„Lass sein, Pim“, sage ich. „Ich kann das nicht alles essen. Behalte das Zeug und verkaufe oder verschenke es.“

Sie strahlt übers ganze Gesicht und

bedankt sich mit einem sehr tiefen Wai.

Ich gehe zum Wagen zurück und könnte mich ohrfeigen. Soeben habe ich fünfzehn Prozent meines heutigen Honorars verschenkt. Bin ich denn von Sinnen? Als ich im Auto sitze, fällt mir ein, dass die ganze Aktion vielleicht auch unter dem Begriff Spesen laufen könnte. Das beruhigt mich etwas. Und ich werde wohl in der kommenden Nacht ruhig schlafen können.

Ich brauche nur zwei Minuten, dann habe ich den Ku'damm überquert und parke am Adenauerplatz. Schon vom Wagen aus sehe ich Laura draußen vor dem Eiscafé sitzen. Sie sieht wieder mal hinreißend aus. Ihre Nase glänzt. Irgendetwas hat sie aufgetragen. Es wäre wirklich nicht nötig gewesen. Aber es katapultiert sie noch eine weitere Klasse nach oben. Ich erinnere mich an die Warze auf meiner Nasenspitze. Ein Königreich für einen Spiegel. Was solls, im Moment kann ich nichts daran ändern.

Komme ich zu spät? Nein. Laura stochert ganz relaxt in einem Banana Split. Ich bestelle mir einen Cappuccino. Der Kellner trägt einen Sticker mit dem Namen Roberto und ignoriert einen Suppenfleck an seinem Ärmel. Kann passieren.

Zwei Tische weiter sitzt ein Pärchen mit einem Jungen, vielleicht fünf Jahre alt. Er benutzt seinen Löffel als Geräuschkulisse für alle Gäste.

„Ich habe gesagt: Nein!“, ruft die Mutter und windet ihm den Löffel aus der Hand. Das Weinen, welches nun folgt, ist aber auch nicht besser.

„Ich kann das gar nicht mit anhören“, sage ich und zerre an

meinem Hemdkragen herum.

„Ich mag auch keine Kinder sehen“, sagt Laura.

Ich schaue sie mit großen Augen an.

Sie zeigt ein schönes Lächeln.

„Keine Angst“, sagt sie dann. „Ich bin kein Monster. Ich hätte nur gern selber welche.“

Ich atme hörbar auf.

„Wie viele wünschst du dir denn?“

„Sind wir schon so weit, Frank?“

„Wie meinst du das?“

„Ist das die richtige Frage für ein erstes Date?“

„Ist es denn ein Date?“, frage ich.

Sie überlegt.

„Wir haben uns verabredet. Ich habe mich darauf gefreut und habe mir die Lippen angemalt.“ Sie nickt.
„Ja, es ist ein Date.“

Ich bin froh, dass sie so direkt ist.

„Also, wie viele?“

„Fünf.“

Ich schlucke. „Hast du ein Hausmädchen eingeplant, oder willst du die alle allein durchbringen?“

„Ich bin die ideale Hausfrau.“

„Fünf“, wiederhole ich und bin beeindruckt. „Ist das dein Ernst?“

Sie lacht. „Nein. Ein oder zwei sind vollkommen genug.“

„Du veräppelst andere gern, ja?“

„Nur, wenn ich sie mag.“

„Danke“, sage ich und nippe an meinem Cappuccino. Dabei fällt mir ein, dass mich Kaffee so reizbar macht, und ich hoffe, dass meine Laune jetzt nicht umschlägt.

Laura schiebt den Ärmel ihrer Strickjacke hoch und kratzt sich am Unterarm.

„Mach nicht so doll“, sage ich. „Das wird ja ganz rot.“

„Es ist diese verdammte Wolle. Ich vertrage das Zeug eigentlich nicht.“

„Warum ziehst du die Jacke nicht aus?“

„Weil ich ein Shirt ohne Ärmel trage.“

„Zeigst du es mir?“

Sie schüttelt den Kopf. „Ich bedecke mich gern.“

„Du bist nicht normal. Schau dich doch mal um. Hier zeigen alle ihre Schultern und ihr Dekolleté.“

„Ich weiß. Es liegt mir im Blut.“

„Aber deine Beine zeigst du doch auch?“

„Ja. Das ist auch nicht richtig.“

„Wie kommst du denn darauf?“

„Meine Mutter war Chinesin.“

Mir geht ein Licht auf. Diese helle, fast weisse Haut. Das schwarze Haar. Und doch ...

„Du hast keine Mandelaugen.“

„Nein. Ich habe viel von meinem Vater.“

„Dein Vater muss ein schöner Mann sein.“

Sie lacht. „Er ist Deutscher. Ja, er ist schön.“

„Und deine Mutter hat dir beigebracht, die Schultern zu bedecken?“

„Ja, darauf hat sie geachtet.“

„Wo sind deine Eltern heute?“

„In China. Mutter wollte zurück. Sie hat Vater ewig in den Ohren gelegen. Im Grunde war er gar nicht abgeneigt. Er ist kein sehr sesshafter Typ.“

„Und du wohnst bei deiner Tante?“

„Carla, ja. Vaters Schwester.“

Ich nippe an meinem Cappuccino.

„Ich habe dich am vergangenen

Wochenende gesehen.“

„Ehrlich?“, frage ich erstaunt. „Wo denn?“

„Du warst auf einer Demo oder so was.“

„Stimmt. Der Marsch der Zehntausend.“

„So viele waren es nicht.“

„Leider. Das Wetter war nicht so. Höchstens viertausend.“

„Ich saß auf einer Bank, und du kamst mit einer Trommel vorüber.“

„Ja.“ Meine Augen glänzen.

„Worum ging es?“

„Du weißt es nicht?“

„Nein.“

„Unsere Nahrung ist in Gefahr.“

Laura spitzt die Lippen.

„Es gibt Konzerne, die wollen unsere Nahrung manipulieren. Sie verändern die Gene. Das nennt man Genmanipulation.“

„Ist das schlimm?“

Ich schnappe nach Luft. „Laura, du erstaunst mich. Willst du einen Apfel essen, der aus dem Labor kommt, statt von einem Baum?“

„Solange er schmeckt, würde es mich nicht stören.“

„Laura, das kann doch nicht wahr sein! Du meinst im Ernst ...“

„Stopp! Stopp! Stopp!“, ruft Laura dazwischen. „Heben wir uns das für später auf, ok? Du bist ja der reinste

Fanatiker.“

Ich zwinge mich zur Ruhe. Beinahe hätte ich unser erstes Date versaut.

„Pass auf, Frank. Du kannst es mir später in Ruhe erklären. Aber unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“ Mir gelingt ein schiefes Grinsen.

„Lass mich vorher herausfinden, ob ich dich wirklich mag.“

„Entschuldige“, sage ich leise. „Du hast natürlich recht. Ich würde mir auch nicht von jedem die Welt erklären lassen.“ Ich verlege mich aufs Bitten. „Wann willst du es herausfinden? Heute?“

Laura schüttelt den Kopf. „Zu früh.“

„Wie lange willst du warten?“

Sie lächelt. „Bis morgen. Ruf mich an.“

„Das halte ich aus“, sage ich und greife nach ihrer Hand.

Ich bin in der Pariser Straße und habe mir einen Platz im Thairestaurant *Korat* gesucht. Das war kein Problem. Nur drei Tische sind besetzt.

Suchada habe ich sofort erkannt. Sie ist gertenschlank und trägt einen engen schwarzen Rock, der bis zur Mitte ihrer wohlgeformten Oberschenkel reicht. Ihre weinrote Bluse läuft eng auf die Lenden zu und fällt an den Hüften sehr weit aus. Ihre schmalen Schultern sind bis zu den Achseln bedeckt. Das perfekte Dekolleté und die schlanken Arme

sind vollkommen frei. Das lange Haar hat sie nach vorn über die rechte Schulter gelegt. Dort fällt es über die Brust bis zum Bauch hinab. Am linken Ohrläppchen baumelt ein großer silberner Ring. Wenn sie lächelt, hat sie feine Grübchen in den Wangen. Und mit ihrer klaren und reinen Stimme könnte sie glaubhaft das Rotkäppchen synchronisieren. Kurz: eine der schönsten Prostituierten, die ich je gesehen habe ... was für eine Verschwendung.

„Sie wünschen?“, fragt sie völlig ohne Akzent, als wäre sie hier aufgewachsen.

Ich schaue auf die Uhr. Sie muss

gleich Feierabend haben.

„Ein stilles Wasser mit Zitrone bitte.“

„Kommt gleich“, sagt sie mit melodischer Stimme und schwebt in Richtung Küche.

Neben der Küchentür starrt ihr jemand ungeniert hinterher. Als Suchada an ihm vorübergeht, fixiert er sie derart, dass er dabei den gesamten Kopf verdreht. Und als sie aus seinem Blickfeld verschwunden ist, pfeift er ordinär wie ein Bauarbeiter. „Du siehst aber schön aus“, sagt er. Dann dreht er den Kopf zurück und lässt ein heiseres Lachen hören.

Ich bin neugierig und gehe zu ihm hinüber. Er beäugt mich misstrauisch. „Hast du schon bezahlt?“, fragt er mit heiserer Stimme. Ich muss grinsen.

„Das ist Benno, unser sprechender Papagei“, lese ich an seiner Käfigtür. „Er meint es nicht so.“

Ich setze mich wieder.

Suchada bringt ein Glas Wasser, und ich gebe etwas Trinkgeld, gerade soviel, dass ich nicht ihre Aufmerksamkeit erzeuge.

„Hier ist ja kaum etwas los“, sage ich. „Gibt es auch andere Tage?“

„Das ist normal. Vor einer Stunde war noch alles voll. Aber die Leute sitzen wieder in ihren Büros.“

Sie macht nicht den Eindruck, als ob sie gern mit den Bürohengsten tauschen würde.

„Danke“, sage ich und nippe an meinem Wasser.

Suchada geht zu den Fenstern und schaut hinaus. Es drängt sie auf die Straße. Was soll sie hier auch halten. Die fünf Euro, die sie pro Stunde bekommt?

Nun lässt sie ihren Blick durch den Gastraum schweifen und trommelt mit den Fingern auf eine Stuhllehne.

Mittig vor dem Eingang steht eine Art Notenständer, der gerade soweit von der Tür entfernt ist, dass man ihn nicht umrennt, wenn man

hereinkommt. Auf diesem Notenständer liegt die Speisekarte des Hauses. Daneben steht ein großer Blumentopf mit einer mannshohen Palme darin.

Suchada fasst einen Entschluss. Mit einer Geschwindigkeit und Kraft, die ich ihr nicht zugetraut hätte, schiebt sie den Notenständer und die Palme zu den Fenstern hinüber. Der Raum bekommt dadurch, wie ich finde, eine völlig andere Note. Allerdings bin ich in dekorativen Fragen nicht sehr bewandert und würde meinem Urteil nicht allzu sehr vertrauen. Die Chefin des Hauses sieht das offenbar genauso.

„Suchada, was *machst* du denn da schon wieder“, fragt eine Frauenstimme in gebrochenem Deutsch ungehalten.

Eine junge, zierliche Russin stürzt aus dem Küchenbereich.

„Warum um Gottes willen verschiebst du denn die Speisekarte?“

„Das sieht doch so viel besser aus“, verteidigt Suchada ihre Aktion.

„Nein sieht es nicht. Das sieht bescheuert aus. Stell alles wieder so, wie es vorher war. Aber sofort.“

Suchada verzieht das Gesicht.

„Jeden Tag das Gleiche. Das ist doch langweilig.“

„Nein, ist es nicht. Wir sind auf der

Jagd nach Stammkunden. Und die kommen nur wieder, wenn wir nichts verändern. Für die ist das überhaupt nicht langweilig. Bei dir zu Hause kannst du Möbel schieben, soviel du willst. Aber hier bleibt alles beim Alten, klar?“

„Ja ... Kann ich dann gehen?“

Die Russin sieht sich um und registriert mein lächerliches Gläschen Wasser.

„Hast du schon abkassiert?“

„Ja, natürlich.“

„Gut. Die Mittagszeit ist durch. Mach dann Feierabend.“

Suchada räumt mit einer
affenartigen Geschwindigkeit

Notenständer und Palme wieder in den Gang und verschwindet dann in den hinteren Räumen.

Nach einer Minute hat sie sich umgezogen und rauscht an mir vorbei. Ihr langes Haar fällt jetzt in den Nacken und wird über der Stirn von einer riesigen Sonnenbrille gehalten. Sie trägt ein kurzärmeliges, blau-weiß gestreiftes Shirt und den nackten linken Arm ziert ein dicker, goldglänzender Armreif. Ihre wirklich sehr kurzen Shorts sitzen knallig eng. Sie kann es sich leisten.

Im nächsten Augenblick ist sie schon auf der Straße. Ich verschlucke mich fast an meinem Wasser und

stürze ihr hinterher.

„Hast du gepupst?“, ruft Benno,
bevor ich zur Tür hinaus gehen kann.
Dem Vogel gehört der Arsch versohlt.

Suchada biegt in die Uhlandstraße ein und rast in Richtung Hohenzollerndamm. Für ihre 1,60 m Körpergröße legt sie ein unglaubliches Tempo vor.

Jetzt geht sie in die nächste Seitenstraße, und als ich dort ankomme, ist sie verschwunden. Ich schaue mir die Gebäude an. Nach einigen Metern fällt mir ein Kindergarten auf, und ich beschließe, mich auf der anderen Straßenseite zu postieren.

Dort steht ein Kiosk. „Matti's Presseladen“ prangt in großen Lettern

darüber. Ich schaue mir die Auslagen an.

Matti ist ein ungepflegter Mann um die fünfzig. Er beobachtet mich scharf. Ich kaufe die günstigste Illustrierte, die ich finden kann (ja, auch ich kann ein Geizhals sein). Von da an lässt er mich in Ruhe.

Ein Herr Anfang sechzig kommt auf den Kiosk zu. Irgendwie sieht er nach Geld aus. Eigentlich habe ich kein Auge für so etwas. Jeder, dem ich nicht in die Brieftasche sehen kann, ist für mich Durchschnitt. Das gilt auch für Anzugträger; für die ganz besonders. Jeder Taugenichts kann ein Jackett überziehen und einen

Schlipsknoten binden. Deshalb muss er noch lange nicht die Taschen voller Geld haben.

Aber bei diesem hier sieht die Sache etwas anders aus. Sein Hemd kostet nicht unter zweihundert Euro (ich habe mich erst kürzlich gegen so eins entschieden). Die Farbe des Gürtels passt zu den Schuhen. Die Hosen knittern nicht. Das Haar ist kurz und sehr gepflegt. Und er schauspielert nicht.

Er stolpert herum, wie ein Steuerberater im Schwimmbad; irgendwie deplatziert ... und er stinkt.

Es gibt keinen Schmutz, der an ihm haftet und er trägt keine alten,

muffigen Kleider. Sicher war er auch gerade unter der Dusche. Es ist viel schlimmer. Es ist ein Eigengeruch, den er niemals los wird, und der sich in alle Himmelsrichtungen ausbreitet, sobald seine Drüsen anfangen zu arbeiten.

Der Geruch ist fischartig. Aber nicht wie frisch gefangener Fisch aus dem Meer. Eher wie Hering aus der Mülltonne; gepaart mit einer feinen Prise Knoblauch. Katzen werden ihn mögen.

So ausgestattet stellt er sich neben mich und studiert die Auslagen. Ich beneide ihn nicht. Schon nach wenigen Sekunden wünsche ich mir,

dass er verschwindet. Und er tut mir den Gefallen. Er greift sich eine Illustrierte und geht zu Matti hinüber.

„Hallo Paul“, sagt er mit salbungsvoller Stimme.

„Hallo Henry. Mein Name ist Matti. Steht oben an meinem Shop.“

„Entschuldige. Das Alter.“

„Henry, ich kenne eine Menge Leute, die wesentlich älter sind als Du. Und die sind bei Weitem nicht so vergesslich.“

„Da magst du recht haben.“

„Deine Bestellung ist endlich da“, sagt Matti und bückt sich kurz. Dann legt er einen kleinen Stapel Zeitschriften auf die Theke.

Henry fährt mit den Fingern darüber. „Wann habe ich das bestellt?“

„Willst du mich beleidigen? Wir haben vor zwei Wochen ausführlich darüber gesprochen.“

„Du wirst recht haben. Ich nehme sie. Was macht das zusammen?“

„Vierzehn sechzig“, sagt Matti und wirft wieder mal einen prüfenden Blick auf mich.

Henry überlegt.

„Hast du noch meine Schokolade. Die mit dem blauen Rahmen?“

„Meinst du die hier?“

Matti zeigt ein wirklich riesiges Stück Schokolade.

„Ja. Was kostet die?“

„Eins vierzig.“

„Gib mir zehn davon.“

„Henry, das ist ja mein gesamter Lagerbestand.“

„Ist das ein Problem?“

„Nein“, grinst Matti und packt alles ein.

Henry bezahlt. „Machs gut Paul“, sagt er dann, nimmt die Illustrierten und geht langsam an mir vorbei über die Straße.

Matti beugt sich so weit aus seinem kleinen Fenster, dass ich befürchte, dass er hinausfällt. Er schwenkt einen kleinen Beutel.

„Henry, deine Schokolade.“

Der kommt kopfschüttelnd zurück.

„Heute ist nicht mein Tag, was?“

„Nein. Und meine Name ist Matti.“

„Schon gut. Danke.“

Dann nimmt Henry zum zweiten Mal den Weg über die Straße und ich habe für heute wirklich genug Lebertran eingeatmet.

In diesem Moment kommt Suchada aus der Kita. Sie hat ein kleines Mädchen bei sich. Das muss Thip sein. Sie ist sehr klein und zierlich, wie viele andere Mädchen auch.

„Henry!“, rufen beide und winken erfreut.

Suchada zeigt ein sehr schönes Lächeln.

Henry stolpert etwas schneller. Suchada gibt er die Hand und Thip muss sich eine Umarmung gefallen lassen. Es gibt ein kleines Palaver, von dem ich nichts verstehe. Dabei wird viel gelächelt. Dann gehen die drei tiefer in die Straße hinein.

Ich folge ihnen im Abstand von hundert Metern. Dass ich Suchada erneut verliere, befürchte ich nicht. Sie hat ihr Tempo nun völlig dem von Henry angepasst. Das heißt, wir gehen wirklich sehr langsam.

Vor einem hübschen Blumenbeet bleiben die drei stehen. Henry scheint etwas zu erklären. Dann bricht er die schönste Blüte ab und riecht daran. Es

sieht reichlich ekstatisch aus. Auch Thip soll ihre Nase hineinstecken. Sie findet die Sache nicht halb so interessant. Jedenfalls wendet sie sich schnell ab.

Dann gehen alle noch ein Stück und verschwinden plötzlich in einem Hauseingang. Es ist ein ganz normales Mehrfamilienhaus. Neubau. Ich lese die Klingelschilder. „S. Pridi“, finde ich in der 3. Etage. Hier wohnt Suchada also.

Nun hoffe ich, dass sie allein wieder herauskommt. Ich finde es ja ganz reizend, wie Henry sich um die beiden kümmert. Aber ich würde es lieber sehen, wenn sie sich heute

noch mit Jakob treffen würde. Wenn nicht, muss ich sie fragen, wo er steckt.

Jetzt heißt es wieder mal: Warten. Gegenüber ist ein Supermarkt. Davor steht ein Brathähnchengrill. Dort kaufe ich eine Büchse Sprite und suche nach einem günstigen Platz, um Suchadas Haus zu beobachten. Am besten geht das von dem Geländer aus, hinter dem die Einkaufswagen stehen, also gleich neben der Eingangstür zum Supermarkt.

Dort hat sich auch ein Bettler niedergelassen. „Mein Name ist Konny. Und ich habe Hunger“, steht auf einem Pappschild neben seinem Hut. Er ist vielleicht Anfang dreißig,

trägt saubere Jeans, eine viel zu dicke graue Jacke und eine braune Schirmmütze. Auch seine Schuhe machen einen ordentlichen Eindruck.

Vielleicht hat er die Sachen gerade von der Stadtmission am Bahnhof Zoo geholt. Die sitzen in einem Altbau in der Lebensstraße. Die massiv vergitterten Fenster im Souterrain wirken zwar nicht gerade einladend. Aber es ist eben die Rückseite vom Bahnhof Zoo. Dort wo früher die Stricher in die Autos ihrer Kunden stiegen und sich danach, vom sauer verdienten Geld, an irgendeiner Hausecke einen Heroinschuss verpassten.

Konny sitzt auf einem Stück Pappe und hat auch seinem Hund etwas davon untergeschoben. Der scheint mir ein gewöhnlicher Straßenköter zu sein. Er liegt ausgestreckt bei seinem Herrchen und genießt das stundenlange Kraulen, was er von ihm hier verpasst bekommt.

Für seine Sachen hat Konny einen der Einkaufswagen okkupiert. Prall gefüllte Taschen und Beutel sehe ich darin. Reichtümer hortet er dort gewiss nicht. Wenn das sein gesamter Besitz ist, dann ist er eher bettelarm. Also werfe ich einen Euro in seinen Hut. Und nach kurzer Überlegung tue ich noch zwei weitere dazu.

„Danke, Mann“, sagt Konny.

„Kein Problem. Wie läuft das Geschäft?“

„Die Leute sind nett.“

„Du trinkst kein Bier?“

„Nein. Nie.“

„Vernünftig. Was bekommt dein Hund zu fressen?“

„Dasselbe wie ich.“

„Dann geht es ihm ja richtig gut.“

Konny schaut mich an.

„Bleib ruhig. Ich meine, er muss kein Trockenfutter würgen.“

„Nein. Das muss er nicht.“

„Wie bist du hierher geraten?“

„Willst du die kurze oder die lange Version?“

„Die kurze genügt.“

„Du kennst das Sommerbad im Poststadion?“

Ich nicke. „In Moabit. Bin früher ein paar Mal drin gewesen. Ist aber seit Jahren geschlossen.“

„Stimmt. Dort war ich Schwimmmeister.“

„Dann bist du arbeitslos geworden. Dumm gelaufen.“

„Ja, so hat alles angefangen.“

„Du hättest dir was Neues suchen können.“

„Wollte ich auch. Aber ich hatte ein paar Monate zu Hause gesessen. Und danach konnte ich nicht mehr vor die Tür gehen. Bekam Panikanfälle:

Atemnot im Fahrstuhl, Schweißausbrüche in der U-Bahn und solche Sachen.“

„Ein Fall für den Psychologen.“

Er nickt. „Die habens dann richtig versaut. Bei einer Psychotante hab ich zwei Jahre gesessen. Hat ständig nur in meiner Kindheit rumgewühlt, aber die Anfälle wurden immer schlimmer.“

Ich grinse. „Hätte ich dir vorher sagen können.“

„Am Ende hab ich direkt in ihrer Praxis hyperventiliert. Da wollte sie mich einweisen.“

„Und du hast ihr einen Vogel gezeigt.“

„Ja. So weit hat es noch gereicht.“

Er lacht bitter. „Und ich hab endlich das Angebot von meinem Onkel angenommen. Er wollte schon lange mit mir U-Bahn fahren. So sind wir jeden Tag ein paar Mal losgezogen. Und jedes Mal, wenn ich durchdrehen wollte, hat er mir eine geklebt. Nach einem Monat konnte ich endlich wieder allein fahren.“

„Glückwunsch. Und dann?“

„Dann war es zu spät. Ich hatte alles andere schleifen lassen. Die Frau war weg, die Wohnung gekündigt. Ich hätte ins Obdachlosenheim gehen können. Aber dazu war ich zu stolz.“

„Das Leben ist so“, sage ich nachdenklich.

Ein Mann schlendert auf uns zu. Er trägt ein hellblaues, zerknittertes Hemd und irgendeinen blassgrauen Schlips mit kleinen grünen Karos darauf, eine völlig ausgeleierte dunkle Anzughose und unmodische schwarze Schuhe. Er ist Mitte fünfzig und einigermaßen rasiert, doch könnte sein langes Haar eine Wäsche vertragen. Vorerst hat er es in dicken, fettigen Strähnen nach hinten gekämmt, sodass seine faltige Stirn frei wird. Seine Augen kann ich schlecht erkennen. Er hat sie hinter einer getönten Hornbrille verborgen. Ein kleiner, grüner Stoffbeutel schlägt bei jedem Schritt gegen sein rechtes

Hosenbein. Und seine Mundwinkel hat er zu einem dämlichen Grinsen verzogen.

„Hallo Konny“, sagt er, als er herangekommen ist.

„Hallo, Lothar.“

„Ich wollte mal sehen, was du hier so treibst.“

„Hast du schon Feierabend?“

Lothar seufzt. „Nein. Ein paar Stunden sind es wohl noch.“ Dabei schaut er ungeniert in Konnys Hut, wirft aber nichts hinein. „Mein lieber Mann. Da kann ich ja nur von träumen.“

Konny macht eine wegwerfende Handbewegung. „Wir können gern

tauschen, wenn du willst.“

Lothar kichert. „Ich kann ja mal mit der Chefin reden. Denn fleißig bist du ja, das muss man sagen.“

Lothar kriegt seine Augen immer noch nicht aus Konnys Hut.

„Ich hab gehört, du bist bei Vera wieder ausgezogen?“

„Schon vor drei Monaten.“

„Das ist aber schade. Ich dachte, wir kriegen dich wieder von der Straße.“

„Wenn da keine Liebe ist.“

„Ja, da kann man nichts machen.“
Endlich schaut Lothar wieder hoch und streckt sich. „Also, ich geh erst mal ein paar Schrippen holen. Sonst

hab ich heute Abend nichts zu beißen.
Kannst du mir einen Euro für den
Einkaufswagen leihen?“

„Ja“, sagt Konny und greift in
seinen Hut.

Lothar lacht meckernd. „Lass gut
sein. War ein Witz.“ Dann
verschwindet er und Konny schaut
ihm schulterzuckend hinterher.

„Was war denn das für ein Vogel?“,
frage ich.

„Lothar vom Sozialamt.“

„Und was macht der da?“

„Sachbearbeiter. Wenn du jeden
Monat deine dreihundert Euro
abholen willst, dann musst du zu
ihm.“

„Das tust du dir an?“

„Für mich ist das ein Haufen Geld.
Soll ich klauen gehen?“

„Nein. Ich stell mir nur gerade vor,
wie ich mich vor so einem Typen klein
machen soll.“

„Ich hab mich dran gewöhnt.“

„Warum bist du denn bei dieser
Vera wieder ausgezogen?“

„Hab es nicht mehr ausgehalten.“

„Du lebst lieber auf der Straße?“

„Ja.“

„Da bin ich aber sprachlos.“

„Ich erklär's Dir. Wenn du auf der
Straße lebst, kann dir alles Mögliche
passieren. Es kann dich jemand
anspucken. Kommt aber eher selten

vor.

Wenn du eine Woche lang vor einem Hutgeschäft sitzt, verjagen sie dich, weil sie keine Hüte mehr verkaufen. Das ist schon ok. Dann kann es sein, dass ein paar Halbstarke sich vor dir aufbauen und ihren Frust ablassen. Aber die gucken auch genau hin, bei wem sie sich das erlauben können. Ich bin noch relativ kräftig. Eventuell kriegst du auch Gesellschaft und ein Penner sitzt plötzlich neben dir und tut so, als wär er dein bester Freund. Aber eines Morgens ist er weg und hat dein ganzes Geld geklaut. Aber das Schlimmste, was dir passieren kann, ist eine Frau, die dir

helfen will.“

Ich lache. „Das muss ich jetzt aber nicht verstehen.“

„Wirst du gleich. Du sitzt also auf irgendeinem Bürgersteig und dann kommt ein Frauchen auf dich zu. Sie ist vielleicht fünfzehn Jahre älter als Du. Und sie macht so einen Bogen um dich rum, als ob sie dich von allen Seiten begutachten will. Und dann steht sie endlich vor dir und guckt dich an, wie man ein herrenloses Hündchen betrachtet. Dann fängt sie an zu reden und stellt Fragen, die einen aufwühlen. Der ganze Dreck kommt dann wieder hoch. Und während man sich zusammenreißt,

damit man nicht weinerlich wird, dann bricht sie in Tränen aus und will mit dir zusammen heulen. In deinen Hut hat sie übrigens bis dahin noch nichts geworfen. Keinen einzigen Cent. Dann sagt sie, dass sie das gar nicht mit ansehen kann. Und sie bietet dir an, doch bei ihr zu wohnen. Sie ist Witwe und lebt allein, und es würde ihr überhaupt nichts ausmachen. Es wäre ja so viel Platz. Dann denkst du, eine trockene Bleibe wäre ja gar nicht schlecht. Und du gehst mit. Dann sitzt du mit ihr vor dem Fernseher und fühlst dich wie in alten Zeiten. Sie macht dir was zu essen und gibt dir das Gefühl ein zu Hause zu haben.

Und wenn du die Sache richtig geschluckt hast und gar nicht mehr weg willst, dann kommt sie raus mit den Frikadellen und jammert rum, dass sie schon lange einen Mann sucht und jetzt wäre einer da. Aber der hält nicht mal Händchen und so. Dann zwingst du dich und sagst dir, eigentlich hat sie ja recht. Sie hat viel für dich getan. Und so fängt das Elend an. Du fühlst dich danach so beschissen, dass du nur noch kotzen könntest. Denn da ist überhaupt keine Liebe. Gar nichts. Von dem Tag an läuft die Uhr dann rückwärts. Du fängst wieder an, dich abzuseilen. Sie ist ganz aus dem Häuschen, weil sie

dich wieder auf der Straße hocken sieht. Aber sie nimmt dir auch nicht die Schlüssel weg. Du lebst mit ihr zusammen, wie in Scheidung. Jeder hat seinen Bereich. Nur dass sie hofft, du übertrittst diese Linien und gehst wieder mit ihr ins Bett. Und dann weißt du, es dauert nicht mehr lange. Du wirst dieses Haus verlassen und wieder Tag und Nacht auf der Straße leben. Und es wird dir Spaß machen. Weil du wieder Herr über deine Gefühle bist. Und wenn dann wieder irgendein Frauchen auf dich zukommt und nichts in deinen Hut wirft, sondern nur reden will, dann stellst du dich stur und sagst keinen Ton

mehr. Und die geht weg und erzählt ihrer Freundin, dass die Bettler heutzutage auch nicht mehr das sind, was sie mal waren.“

„Gut. Du hast gewonnen“, sage ich.

Dann kommt Kundschaft. Eine fette Frau wirft zwei Euro in Konnys Hut und ein Rentner mit einem gemütlichen Gesicht tut es ihr wenig später gleich. Dann steht plötzlich ein kleines Mädchen vor ihm. Nach mehreren Anläufen wirft sie einen Euro in den Hut. Dann sieht sie Konny an, als ob sie eine Gegenleistung erwartet.

„Danke“, sagt Konny. „Wie heißt du denn?“

„Maria.“

„Und wie alt bist Du?“

Sie zählt die Finger. „Drei.“

„Gehst du schon in die Schule?“

Maria schüttelt heftig mit dem Kopf. „Erst, wenn ich vier Jahre bin.“

„Oh, dann bist du bestimmt sehr klug. Alle, die ich kenne, dürfen erst mit sechs in die Schule.“

Maria nickt.

„Hast du auch einen Hund?“

„Mama will keinen. Ein Hund hat den Teppich kaputtgebissen.“

„Was war denn das für ein Hund?“

„Das war kein Hund. Das war Onkel Manfred.“

„Der hat in den Teppich gebissen?“

„Er hat ein Feuer gemacht.“

„Auf dem Teppich?“

„Nein im Mund. Und dann ist es runtergefallen.“

„Donnerwetter. Du hast aber einen interessanten Onkel. Dem fällt Feuer aus dem Mund. Hat er nicht aufgepasst?“

„Er hat doch geschlafen.“

„Ja das kann passieren.“ Konny kramt nach einer Zigarette. „Hatte er so eine im Mund?“

Maria nickt.

„Au Backe. Er hat geraucht und ist eingeschlafen. Sag deiner Mama, ein Hund macht so was nicht.“

Lothar vom Sozialamt ist

inzwischen hinter der Kleinen aufgetaucht und trampelt ungeduldig hin und her.

„Hat dein Hund eine Windel?“, fragt Maria.

„Nein. Die braucht er nicht.“

„Dann ist er schon groß?“

„Ja, er ist zwei Jahre alt.“

„Dann ist er ja noch klein!“

„Tja, er ist klein, aber schon sehr stark.“

„Ich will auch einen starken Hund.“

„Dann musst du wohl deine Mama fragen.“

„Kannst du sie nicht fragen?“

„Das darf ich nicht.“

„Warum denn nicht?“

„Wenn du etwas haben willst, dann musst du selber fragen, sonst geht der Wunsch nicht in Erfüllung.“

„Mama sagt immer: Nein.“

Lothar wird ungeduldig. „Du hast doch gehört, was der Onkel gesagt hat“, brummt er und schiebt Maria mit der Hand beiseite. „Geh zu deiner Mama.“

Maria schaut sich erschrocken um. „Mama!“, ruft sie dann und rennt davon.

„Hallo Konny“, sagt Lothar süffisant. „Ich bin wieder da.“ Dann bückt er sich. „Darf ich mal in deinen Hut sehen?“

„Mein lieber Mann, da sind ja noch

fünf Euro dazugekommen“, sagt er, nachdem er gezählt hat. „Und ich war gerade eine halbe Stunde im Supermarkt. Wenn ich das hochrechne, dann machst du ja locker zehn Euro die Stunde.“

Konny schüttelt den Kopf. „Ein Zufall. Drei Leute in einer halben Stunde. Sonst habe ich den ganzen Tag nicht so viel.“

„Das kann jeder sagen. Wie viel Stunden sitzt du denn hier so pro Tag?“

„Sechs Stunden vielleicht.“

„Dann hast du ja sechzig Euro am Tag. Dreihundert die Woche und über tausend im Monat.“

„Unsinn“, sagt Konny nur.

„Nun, mein Lieber. Da werd ich dir wohl die Sozialhilfe streichen müssen. So geht das ja nicht. Dass du Hilfe bekommst und am Ende hast du mehr Netto, als ein Friseur, der den ganzen Tag hinter seinem Drehstuhl schuftet. Auch das Geld für die letzten Monate musst du zurückzahlen. Da kommt ein ganz hübsches Sümmchen auf dich zu. Aber wir sind keine Unmenschen. Das kannst du in Raten machen.“

Damit dreht Lothar sich um und geht. „Tschüss und schönen Tag noch“, ruft er beschwingt.

Konny blinzelt in die Sonne und sagt gar nichts. Dann rollt eine dicke

Träne seine Wange hinunter.

Ich raffe mich auf und renne ein paar Schritte.

„Lothar warte mal“, sage ich und lege ihm die Hand auf die Schulter.

„Was wollen Sie denn?“, fragt er böse.

„Ich erklär's dir gleich. Hier ist meine Karte.“

Er liest langsam. Dann gibt er mir die Karte zurück.

„Ein Privater. Pah. Na und?“

„Also, da gibt es ein paar Mütter, die haben mich beauftragt, die Augen offen zu halten. Sie wohnen alle in der Gegend hier. In letzter Zeit hat es ein paar Übergriffe gegeben. Auf kleine

Kinder. Und da hocke ich jetzt schon ein paar Tage hier rum.“

„Und warum erzählen Sie mir das?“

„Gleich, Lothar, gleich. Also ich sitze hier und warte auf Typen, die sich verkleiden. Das ist nämlich meistens so. Manche denken, dass die Kinderschänder eine Tätowierung auf der Stirn haben: - Hallo, ich bin der Kinderschreck. - Oder so ähnlich. Aber das ist nie so. Die sehen nämlich aus, als kämen sie geradewegs aus dem Büro. Haben vielleicht noch einen Schlips umgebunden und eine dicke Hornbrille auf. Also die sehen aus, wie jedermann. Aber ich erkenne sie immer an den angeklatschten Haaren.

Die haben sie so merkwürdig nach hinten gekämmt, weißt Du. Kinderschänder sind nämlich meist nicht verheiratet. Und keine Frau auf der Welt würde ihren Mann mit so einer ätzenden Frisur herumlaufen lassen. Bist du eigentlich verheiratet? Lassen wir das. Also an der lächerlichen Frisur erkenne ich sie. Und stell dir vor, so einer ist mir gerade über den Weg gelaufen. Und dann habe ich Glück gehabt. Hab ich doch tatsächlich danebengestanden und gesehen, wie der Kerl einem kleinen Mädchen an den Hintern gefasst hat. Ich war ganz perplex. Was der sich traut. Denkt der wirklich, alle

sind blöd und sehen das nicht? Und dann bin ich ihm gefolgt. Denn so einen kann man ja nicht laufen lassen. Und nun stehe ich hier und frage mich, was mache ich denn nun mit Dir?“

Lothar prallt zurück. „Sind Sie verrückt? Sie können mir doch nicht solch einen Mist andichten!“

„Und ob ich das kann“, presse ich zwischen den Zähnen hervor. „Du bist fällig mein Freundchen. Die Mütter hier werden sich auf dich stürzen. Und weil du ja eine Persönlichkeit bist. Der Herr vom Sozialamt. Da wird sich auch die Presse drüber freuen. Und dann wirst du wohl bald deinen Job los.“

Und wenn du dich geschickt anstellst, dann landest du vielleicht auch bald auf der Straße und kannst den Konny dort fragen, wie das eigentlich funktioniert mit dem Überleben, mit 300 Euro vom Sozialamt in der Tasche.“

„Hören Sie, wenn es das ist ... Ich kann natürlich auch ein Auge zudrücken. Obwohl ... das Sozialgesetzbuch ... Nun ja. Soll er doch sein Geld haben. Es gibt Schlimmeres, nicht wahr?“

„Gib mir deine Karte.“

„Ich hab so was nicht.“

„Gib mir irgendwas. Glaubst du wirklich, ich lass dich laufen, ohne

deinen Namen in der Tasche?“

Lothar kramt einen Zettel mit seinem Stempel hervor. Ich lese mir den Wisch durch. Dann schau ich ihm tief in die Augen.

„Lass den Konny in Ruhe. Ich nehme das persönlich.“

„Ja. Natürlich. Er bekommt sein Geld.“

„Schön. Und nun hau ab.“

Lothar dreht sich um und geht zitternd davon.

„Und mach mal was mit deinen Haaren“, rufe ich ihm hinterher.

Er geht einfach weiter.

„Was wolltest du von ihm?“, fragt Konny, als ich wieder neben ihm

stehe.

„Wir haben geredet und geredet. Und am Ende kam heraus, dass du doch weiterhin dein Geld von ihm bekommst.“

Konny schaut mich mit großen Augen an.

„Das hättest du nicht tun brauchen.“

„So, und was wär dann aus dir geworden? Vielleicht doch noch ein Kleptomane, dem ich irgendwann hinterher laufen muss.“

„Danke, Mann.“

Ich winke ab, und hoffe, dass Suchada mir inzwischen nicht durch die Lappen gegangen ist.

„Du läufst Kleptomanen hinterher?“

„Manchmal schon.“

„Wie nennst du das, was du tust?“

„Privatdetektiv.“

„Und wo ist deine Knarre?“

„Heutzutage kriegst du als Detektiv keinen Waffenschein mehr.“

„Du jagst Verbrecher und hast keine Knarre?“

„Jagen. Pah. Beobachten und Abstand halten. Das trifft es eher.“

„Brauchst du jemanden, der die Augen offen hält?“

„Könnte schon sein.“

„Was springt denn dabei raus?“

„Für einen guten Tipp vielleicht ein

Zehner.“

„Ok. Bin dabei.“

Ich gebe ihm meine Karte.

Er dreht sie in den Händen. „Du meinst das ernst?“

„Warum nicht? Ruf mich einmal im Monat an. Vielleicht habe ich mal keine Lust, jemandem hinterherzulaufen. Dann könntest du das übernehmen. Kräftig genug bist du ja.“

Suchada kommt aus dem Haus.

„So, ich muss los“, sage ich.

Konny schaut sich um.

„Hinter der bist du her?“

„Ich sag jetzt mal, ja.“

„Hast du vorhin auch den Opa

gesehen?“

„Ja. Was ist mit dem?“

„Gefällt mir nicht. Fummelt zu viel an der Kleinen rum.“

„Meinst Du?“

„Aber ganz sicher.“

„Ich war vorhin dicht dran. Mir ist nichts aufgefallen.“

„Weil du nur Augen für die Mutter hattest.“

„Stimmt irgendwie.“

Ich denke nach.

„Schläfst du heute hier?“

„Kann ich einrichten.“

„Dann wirf mal einen Blick auf das Haus. Wann der Opa wieder rauskommt und ob allein oder mit der

Kleinen. Wäre mir einen Zwanziger wert.“

„Super!“

„Hast du ein Handy?“

Er holt ein uraltes Gerät aus der Jackentasche.

„Prepaid. Reicht noch für ein paar Anrufe.“

„Gut. Ruf mich an, wenn dir was auffällt.“

„Mach ich.“

„Halt. Gib mir deine Nummer. Zur Sicherheit.“

Er reicht mir einen kleinen Zettel. Ich stecke ihn ein. Dann hebe ich kurz die Hand und spurte zur Straße.

Konny schaut mir hinterher. Ich

überleg, ob ich ihm eine neue Karte fürs Handy besorge. Aber muss man es übertreiben? Vielleicht sieht er ja Gespenster.

Suchada hat es diesmal nicht eilig. Sie biegt in die Bayerische Straße ein. Eng und hübsch begrünt führt diese geradewegs zum Thaipark hin. Hinter den gepflegten Altbauten auf beiden Seiten geht es bürgerlich zu. Es riecht geradezu nach Understatement. So mancher, der hier wohnt, hat sich hier für den Rest seines Lebens eingerichtet, will aber um keinen Preis begafft werden. Nur widerwillig versieht er das Klingelschild mit seinem Namen, und sehr ungern öffnet er die Tür. Das ist meine Welt, nicht Deine, will er sagen. Geh nur,

aber geh weiter, und bleib nicht stehen.

Doch eine der Türen öffnet sich und ein schlanker Mann Ende sechzig tritt hinaus. Sein weißes Haar ist ordentlich gekämmt und ein sauber gestutzter Schnurrbart zeigt sein feingeistiges Gemüt. Er trägt sehr saubere Jeans und ein modisches hellblaues Shirt. Das Gesicht ist leicht braun gebrannt. Und hinter seiner runden schwarzen Hornbrille blickt er unsicher um sich. Den Tag hat er bisher mit dem Lesen der Zeitung und einem bürgerlichen Mittagessen verbracht. Danach hat er etwas in seinem Ohrensessel geruht und dabei

träge in die Sonne geblinzelt, die durch die schwere Wohnzimmerglasscheibe schien. Doch nun bleibt ihm nichts anderes übrig, als der Welt auf der Straße zu trotzen. Und der Grund dafür ist gerade dabei, ihn von der Haustür weg und mitten auf den Gehweg zu zerren.

Ein Yorkshireterrier, nicht größer als ein Schuhkarton, hat sich vorgenommen, die wenige Zeit, die ihm hier draußen bleibt, so zu nutzen, wie er es will. Und so rast er mitten durch ein Blumenbeet, schnüffelt an einem Autoreifen, wickelt sich um den nächsten Laternenpfahl und hält sein Herrchen ununterbrochen auf Trab.

Die ganze Welt ist sein Revier. Wer ihm in die Quere kommt, bekommt es mit seinen fürchterlichen Mäusezähnen zu tun. Mit denen kann er dich zwar nicht zerfleischen, aber er kann die Lefzen hochziehen und dann sehen sie doch gefährlich aus. Und man macht lieber einen großen Bogen um den kleinen Kerl. Wer möchte schon riskieren, dass ein wild gewordenes graues Etwas knurrend an seinem Hosenbein hängt. Schlagen kann man ihn ohnehin nicht. Wer einmal einen Yorkshireterrier mit nassem angeklatschten Fell gesehen hat, der weiß um seine Fragilität. Und wer möchte schon einem Zwerg die

Rippen brechen.

Auch Suchada muss so oder ähnlich denken. Jedenfalls versucht sie sich ganz am Rand des Gehweges an den beiden vorbeizudrücken. Doch sie hat nicht mit der langen Leine gerechnet, die der Terrier sich bereits erarbeitet hat. Und so ist er schneller zwischen ihren Beinen, als sie bis zwei zählen kann.

Er kläfft, was das Zeug hält, und springt an Suchadas nackten Beinen hoch, sodass ich ernsthafte Befürchtungen hege, er könnte ihre perfekte Optik zerkratzen. Kreischend läuft Suchada aus der Gefahrenzone. Doch dauert dies länger als erwartet.

Denn schließlich kann sie solch einen kleinen Kerl nicht einfach über den Haufen rennen.

Als sie endlich schwer atmend stehen bleibt, ist sie tatsächlich etwas rot vor Zorn, was bei ihrem dunklen Teint wahrlich ein kleines Wunder ist.

„Können Sie das blöde Vieh nicht festhalten?“, schreit sie atemlos. „Der zerreißt mir ja die ganzen Sachen!“

„Na, na“, sagt der alte Mann lächelnd und begutachtet dabei wohlgefällig ihre schlanken Beine. „Der reicht Ihnen ja kaum bis zu den Knien. Der wird Ihnen schon nichts tun.“

Suchada schnappt nach Luft. „Alter

Sack! Geh nach Hause und mach deine Großmutter an!“

Jetzt bleibt dem Mann doch der Mund offen stehen. Er hatte es ja gewusst. Es war nicht gut vor die Tür zu gehen. Hier draußen gibt es Menschen, die ticken einfach anders, als die, mit denen er aufgewachsen ist. Er muss mit seiner Frau reden. Vielleicht könnte man den Hund verkaufen. Er würde zum Ausgleich ein bisschen Gymnastik im Badezimmer treiben und die Straße nur noch betreten, wenn sie leer und friedlich aussah; am Vormittag vielleicht. Aber er schüttelt den Kopf. Mit seiner Frau war ja kein Reden. Der Hund bleibt

ganz bestimmt im Haus. Und wenn er nach dem Mittagessen weiterhin in Frieden in seinem Ohrensessel ruhen wollte, dann musste er wohl oder übel mit der kleinen Bestie täglich vor die Tür. Und so rollt er traurig die Leine wieder ein und macht kehrt.

Ich hätte ihm gern gesagt, dass Suchada nicht der Nabel dieser Welt ist, und dass es auch nette Menschen gibt, die seinen Hund nicht mögen. Aber Suchada legt jetzt wieder ein forscheres Tempo vor, und ich habe Mühe ihr zu folgen.

Nach ein paar Schritten bemerke ich aus den Augenwinkeln einen blau-silbernen BMW, und mein Instinkt rät

mir, das Weite zu suchen. Aber als rechtschaffener Mann stellt man sich der Staatsgewalt, die in diesem Fall den dürren Namen Tom trägt und mit einem fiesen Grinsen im Gesicht auf mich zukommt.

„Ich hatte dir doch gesagt, du sollst die Finger von Suchada lassen“, zischt er böse und packt mich am Oberarm.

Es wäre wirklich keine Schwierigkeit, den Kerl abzuschütteln. So fest ist sein Griff nun auch wieder nicht. Aber da ist noch die *SIG Sauer P6* in seinem Halfter. Und er könnte auf die Idee kommen, das Ding auf mich anzulegen. Also lasse ich mich zu seinem schönen Streifenwagen

führen.

„Steig ein“, sagt Tom kalt. „Wir werden uns mal unterhalten.“

Er stößt mich in den Fond, die Türschlösser schnappen zu. Und gerade, als ich das alles ein bisschen lächerlich finden will, stelle ich fest, dass ich mich in angenehmer Gesellschaft befinde: George sitzt neben mir und drückt mir einen Revolver in die linke Seite. Nun bekomme ich doch ein flaues Gefühl im Magen. Ich hätte mich draußen verdrücken sollen. Aber wer konnte denn ahnen, dass Polizisten ohne Oberlippe sich mit philosophierenden Sex-Shop-Besitzern zusammentun, um

arme Detektive festzunageln.

George zieht seine roten Lippen auseinander. „Sieh an. Der Mann mit dem grünen Slip ist wieder da. Hat dir das Höschen gefallen?“

„So schön war der Fetzen nun auch wieder nicht“, sage ich. „Ich habe ihn vorhin weggeworfen. Meine Frau hätte mir das Ding sicher um die Ohren gehauen.“

„Gib nicht so an“, sagt George böse. „Du wärst doch heilfroh, wenn eines unserer Mädchen es dir mal so richtig besorgen würde, mit dem Slip.“

„Hast du Mädchen gesagt? Ich hab die Fotos von Eurer Website gesehen und dachte, Ihr habt nur Großmütter

unter Vertrag.“

George stößt mir die Pistole noch tiefer in die Seite. „Umdrehen und Hände auf den Rücken. Ich will dir ein Armband anlegen.“

Er bindet meine Hände mit einer Kunststofffessel zusammen.

„Mach nicht so fest“, sage ich. „Ich bekomme sonst Zahnfleischbluten.“

„Hörst du, Tom? Wir haben einen Witzbold hier“, sagt George. „Was meinst Du? Schadet es was, wenn ich ihm mal kurz den Pistolenlauf über den Schädel ziehe?“

Tom hat sich inzwischen angeschnallt und schaut in den Rückspiegel. „Bleib ruhig. Vorerst will

ich ihn noch in einem Stück. Wenn er aber Sperenzchen macht, dann darfst du ihn durchlöchern.“

Tom startet den Wagen.

Ich schaue zum Fenster hinaus. Suchada verschwindet gerade in der Baumgrenze zum Thaipark. Ich wette, sie hat sich nicht einmal umgedreht.

Muss ich mich jetzt vom Leben verabschieden? Sind die Gesichter dieser beiden Holzköpfe die letzten, die ich in meinem Leben sehen werde?

Die Fahrt dauert kaum zwanzig Minuten. Über den Theodor-Heuss-Platz fährt Tom auf die Heerstraße. Ein Weilchen überlege ich, ob die beiden Verrückten mich aus der Stadt bringen wollen. Aber dann reicht es doch nur bis zur Höhe der Angerburger Allee, wo ein lang gestrecktes Hochhausmonster mit seiner hässlichen Fratze jeden Feingeist erschreckt. Das Ding gehört eigentlich abgerissen, genau wie die zwecklos gewordene Verkehrskanzel am Ku'damm (Ecke Joachimstaler), vom selben Architekten.

Tom nimmt die nächste Straße links, Am Rupenhorn, und kommt nach ein paar hundert Metern zum Stehen. Hier geht es beinahe dörflich zu. Die schmale Allee mit schattenspendenden Bäumen scheint unendlich zu sein. An beiden Seiten, und immer zaunbewehrt, stehen die üblichen Heime der Deutschen. Tom hält vor einer hüfthohen roten Ziegelmauer. Dahinter sehe ich einen gepflegten Rasen und einen weiß gestrichenen Bungalow, der etwas altmodisch wirkt. Und hoch über den Wipfeln der Bäume, glänzt in der Sonne der über zweihundert Meter hohe Mast des *Senders Scholzplatz*.

Der *RBB* hält das Ding immer noch in Betrieb. Hoffentlich will sich Tom hier nicht mit mir auf den Rasen setzen. Ich habe keine Lust auf ein Bad im Elektrosmog der Radiowellen.

Er offensichtlich auch nicht. Jedenfalls gehen wir zum Haus. George kramt einen Schlüssel hervor und öffnet die Tür. Danach bleibt er weiter schräg hinter mir und hält die Knarre unter seiner Jacke verborgen.

Der von außen reichlich spießig wirkende Bungalow riecht drinnen sofort nach horizontalem Gewerbe. In der Eingangshalle gibt es eine gut gefüllte Bar mit dick gepolsterten Hockern. Und alles ist in feinstem

rosarot gehalten. An den Wänden hängen grelle oder kitschige Bilder von Raubtieren und Palmenstränden. Die Tür zu einem Nachbarraum steht offen. Dort sehe ich ein Doppelbett mit Leopardenfell und einen riesigen Spiegel an der Wand.

„Wie sieht denn das hier aus?“, fragt Tom überrascht.

George stößt mich auf einen Barhocker und legt seine Pistole auf den Tresen. „Was meinst Du?“

„Na, wenn das kein Puff ist ... nur ohne Weiber.“

„Die Hütte gehört Max, einem Freund von mir.“

„Und der wohnt hier?“

„Nein, das Ding steht die meiste Zeit leer.“

„Und warum hast du die Schlüssel?“

„Ich Sorge nur dafür, dass die Bar aufgefüllt ist.“

„Also ist hier *doch* manchmal was los.“

„Ja, Max ist Versicherungsmakler. Und einmal im Jahr schleppt er seine dicksten Kunden hierher.“

„Wozu?“

George zuckt mit den Schultern.

„Nimm an, du bist der Geschäftsführer einer Hotelkette. Und mein Freund Max sagt eines Tages: Der Vertrag für deine

Gebäudeversicherung muss verlängert werden. Dann fragst du ihn: Warum soll ich das bei dir machen? Und dann gibt Max dir eine Visitenkarte und sagt: Komm morgen Abend einfach zu dieser Adresse Am Rupenhorn. Dann zeig ich dir, warum. Ja und dann ruft Max mich an. Es ist wieder soweit, sagt er. Und dann karre ich unsere Weiber hierher, fülle die Bar auf, und Max steht derweil am Fenster und trampelt ungeduldig hin und her oder zählt noch mal das Geld in den Briefumschlägen, die er gleich verteilen will. Und wenn die Karossen anrauschen, dann verdrück ich mich. Denn dann geht hier zwei Tage lang

die Post ab.“

„Warum kommen die nicht einfach zu dir in den Salon?“

„In einem richtigen Puff wollen die feinen Herren sich nicht blicken lassen. Das riskieren die höchstens im Ausland.“

„Und Kohle kriegen die auch noch?“

„Weißt du, was die Versicherung für eine Hotelkette kostet?“

„Keine Ahnung.“

„Ein paar hunderttausend Euro ... jedes Jahr.“

Tom pfeift durch die Zähne. „Und wie viel kriegt dein Max davon?“

„Locker zwanzig Prozent.“

„Die reiche Sau.“

„Wie mans nimmt. Von den zwanzig Prozent muss er die Hälfte an den Geschäftsführer zurückgeben. Natürlich nicht übers Konto, sondern unter dem Tisch, oder eben hier.“

„Dann sind die Weiber nur Beiwerk.“

„Genau. Die liefern nur die Atmosphäre. Die Geschäftsführer sind ja nicht blöd. Die können schon rechnen. Die lassen sich doch nicht wegen ein paar Nutten abzocken.“

„Ich hab definitiv den falschen Beruf“, stöhnt Tom.

Das sehe ich genauso, bleibe aber ruhig.

George wühlt wieder in der Bar herum und Tom versucht zu telefonieren. Aber er bekommt keine Verbindung.

„Was machen wir nun mit dem?“, fragt Tom schließlich und zuckt mit dem Kopf in meine Richtung. „Der Boss geht nicht ans Telefon.“

George findet endlich, wonach er gesucht hat. Er stellt eine Flasche mit einem klebrigen roten Sirup auf den Tresen.

„Ich werd mich mal mit ihm unterhalten.“

Dann setzt er sich auf einen Barhocker an meiner Seite und schaut mir ins Gesicht.

„Guck mal Tom. Wir haben hier ein kleines Warzenschwein. Der hat ja das ganze Gesicht voll davon. Sogar auf der Nasenspitze.“

Ich will etwas sagen, muss aber erst mal husten.

„Dicke, rote Lippen wurden leider nicht vergeben, als ich dran war“, sage ich dann.

Er schlägt mir mit der Rückhand ins Gesicht. Ich spüre keinen Schmerz, aber ich nehme mir vor, mein Schandmaul zu halten.

George fummelt die Brieftasche aus meiner Jacke und findet meine Visitenkarten.

„Sieh mal an. Ein Privatschnüffler.“

Wusste ich's doch.“

Tom kommt hinzu und reißt George die Karte aus der Hand. Dann liest er die vier Zeilen so lange, dass ich befürchte, er ist mit offenen Augen eingeschlafen.

George verdreht die Augen.

Endlich lässt Tom die Karte sinken und greift mich am Kragen.

„Was willst du von Suchada!“

Ich möchte ihm sagen, dass er mir den Hemdkragen nicht abreißen soll. Ich habe nichts zum Wechseln dabei. Aber er hat so einen komischen flackernden Blick. Ich kenne den aus meiner Kindheit. Die Typen aus der Sonderschule glotzten immer so,

wenn sie in den Pausen durch ein Loch im Zaun zu uns herüberkamen und sich jeden griffen, der bei drei nicht bei einem Lehrer war.

„Suchada ist mir völlig wurscht“, sage ich wahrheitsgemäß. „Ich suche nur den Mann, der den braunen *Explorer* fährt. Der hat heute Vormittag einen Mann getötet.“

Tom glotzt blöd.

„Darf man auch fragen, wie der Mann hieß?“

„Martin Wentdorf“, sage ich. Es wird ihm nicht mehr wehtun.

„Schon mal gehört den Namen?“, fragt Tom.

George hebt die Schultern.

„Und wer fährt nun den *Explorer*?“, fragt Tom böse.

„Er spricht sicher von Jakob.“

Tom trommelt ungeduldig mit den Fingern.

„Mann, lass dir nicht alles aus der Nase ziehen.“

George zuckt wieder mit den Schultern.

„Ein Exbulle.“ George erschrickt. „Entschuldige. Sagt man halt so.“

Tom brummt nur.

„Hatte früher ein Auge auf unseren Salon. War praktisch einer deiner Vorgänger. Dann haben sie ihn wegen einer anderen Sache drangekriegt. Ich glaube, er hat geklaut. Jedenfalls

wurde er suspendiert. Und jetzt ist er ein ganz armes Schwein. Lebt von einer winzigen Pension und kommt ab und zu in unseren Salon, um sich auszutoben.“

„Und wieso legt er jemanden um?“

„Was weiß ich?“

„Hast du eine Nummer von ihm?“

„Ja, soll ich ihn anrufen?“

„Ja. Soll herkommen der Kerl. Er kann nicht einfach rumlaufen, Leute umlegen und uns dann Gott und die Welt auf den Hals hetzen. Ich will mich mit ihm unterhalten.“

George zieht ein kleines Büchlein aus seiner Jackentasche, blättert ein Weilchen darin herum und wählt

dann eine Nummer, bekommt aber keine Verbindung.

„Er geht nicht ran“, sagt er. „Wird wohl seinen Rausch ausschlafen. Er war heute Mittag bei uns im Salon.“

George legt das Büchlein auf den Tresen und beginnt sich zu langweilen. Er gießt sich einen Schluck aus der Flasche mit dem roten klebrigen Gesöff ein und sieht sich um. Da erregt etwas seine Aufmerksamkeit. Er geht zur Sitzecke neben der Tür. Dort hängt ein blau-weißes Ringelshirt über einer Lehne, so eines, wie es die Matrosen früher trugen. Er hält es hoch und betrachtet es entzückt.

„Schau mal, was ich gefunden habe“, sagt er verzückt.

Tom schaut kurz rüber und brummt nur. Er liest in einer Illustrierten.

George geht in den Nachbarraum, den mit dem großen Spiegel. Ich sehe, dass er sich umkleidet. Seine Pistole liegt vor mir auf dem Tisch. Es tut mir in der Seele weh, aber ich habe die Hände nun mal auf dem Rücken. Und wenn George auch ein Idiot ist, fesseln kann er, das muss man ihm lassen.

George kommt wieder herein und trägt jetzt das Ringelshirt. Mir sollte es wirklich vollkommen egal sein, wie er

sich kleidet. Von mir aus kann er sich ein Hemd auf die nackte Haut malen. Aber dieser Kleidertausch ist für mich der letzte Beweis dafür, dass er nicht ganz bei Trost ist. Vorher trug er ein hellbraunes Hemd, das zwar völlig ausgebleicht, aber wenigstens noch in einem Stück war. Dieses Ringelshirt dagegen ist ein Witz. An der linken Schulter hat es ein faustgroßes Loch. Vorn am Brustbein ist es eindeutig eingerissen. Die Fäden hängen herum und man kann sein jämmerliches Brusthaar sehen. Und dann hat es noch Dutzende von kleinen Löchern, die sich von der rechten Schulter bis zum Bauch hinunterziehen.

Er läuft wie ein Gockel zwischen Bar und Eingangstür hin und her und versucht Tom für seine Entdeckung zu begeistern.

„Du musst es mal berühren“, schnurrt er, während er mit der Hand über den Ärmel streicht. „Beste Baumwolle. So was findest du nicht mal am Ku’damm.“

Tom schaut auf und verzieht das Gesicht.

„George, das Ding ist doch völlig zerfetzt.“

Der winkt ab. „Du hast keine Ahnung. Das ist Fashion.“

„Für mich ist das einfach nur ein Stück Lumpen. Was glaubst du, warum

es hier herumliegt.“

George erschrickt. „Du meinst, jemand könnte es zurückverlangen?“

Tom versucht ernst zu bleiben. „Nein. Ich glaube nicht.“ Als George an ihm vorübergeht, tippt Tom sich an die Stirn.

George fährt herum.

„Ich habe genau gesehen, was du gemacht hast.“

„Ja? Was denn?“

„Du hast mir einen Vogel gezeigt.“

„Dann trag es wie ein Mann.“

„Ist es wegen des Shirts?“

„Ja. Das Ding ist Schrott.“

George wendet sich beleidigt ab. „Darüber rede ich mit dir nicht mehr.“

„Gott sei Dank“, sagt Tom.

Dann setzt George sich wieder an die Bar. Dort piept die Uhr an seinem Handgelenk. Er schaut darauf.

„Mist. Fünfzehn Uhr“, sagt er nur.

Dann taucht er hinter der Bar ab. Er scheint wieder etwas zu suchen. Er öffnet alle Schränke und Schübe, die er finden kann. Aber es ist nichts zu machen.

„Verfluchter Mist“, sagt er laut, steht auf und sieht sich ratlos um.

„Was ist denn nun schon wieder“, fragt Tom genervt.

„Es ist 15 Uhr, und ich muss *unbedingt* was essen.“

„Du kannst auch noch warten.“

„Du verstehst nicht. Ich *muss* was essen!“

„Du mußt jetzt dein Maul halten. Du bist ja die reinste Nervensäge.“

„Dann warte mal ab, was passiert, wenn ich nicht sofort was zu Essen kriege. Dann dreh ich nämlich durch.“

„Was bist du denn für ein komischer Typ?“

„Das ist schon mein ganzes Leben lang so. Normalerweise hab ich immer was zu essen dabei, wenn ich nachmittags aus dem Haus gehe.“

George tigert jetzt im Raum hin und her. Etwas hat von ihm Besitz ergriffen, das er nicht kontrollieren kann. Soll es geben. Ich wünsche ihm,

dass er findet, was er sucht. Er fängt nämlich auch an, mich zu nerven.

Dann endlich hat er eine Idee. Er verschwindet in einem der hinteren Räume und kommt wenig später mit zwei mittelgroßen Tüten Kartoffelchips zurück.

Er ist jetzt hochgradig erregt. Das sehe ich daran, wie er die erste Tüte aufreißt. Er verschüttet die Hälfte der Chips auf dem Tresen. Aber das macht ihm nichts aus. Er beginnt sofort zu essen; nein zu fressen. Er isst praktisch genauso schnell, wie er sammeln kann. Er nimmt einige Chips vom Tresen, stopft sie ohne Umschweife in den Mund, zermalmt

sie dort mit großer Hast und hat sie schon hinuntergeschluckt, bevor die nächsten Chips den Mund erreichen.

Als die erste Tüte leer ist, wird er langsam ruhiger. Die zweite Tüte öffnet er wesentlich vorsichtiger. Es fällt nichts daneben. Aber immer noch wirkt er wie geistesabwesend. Und ich denke, es würde sich nicht empfehlen, ihn jetzt von Essen abzuhalten.

Das hindert Tom nicht hinüberzuschauen und sich angeekelt wieder abzuwenden.

„George, du bist ein verfressenes Schwein.“

George hält kurz beim Kauen inne. Dann winkt er ab und macht einfach

weiter.

Irgendwann hat er die Chips endlich bis auf den letzten Krümel aufgegessen. Und es scheint ihn wirklich zu beruhigen. Er streckt sich und versucht sich tief in die Lehne des Barhockers zu drücken. Dann seufzt er behaglich und ist endlich bereit, über die wirklich wichtigen Dinge im Leben zu sprechen.

„Wisst ihr, was für mich wirkliche Sauberkeit ist? Ihr denkt vielleicht, ich rede von einer sauberen Küche oder einem gewischten Fußboden oder fleckenloser Kleidung. Weit gefehlt. Wirkliche Sauberkeit fängt im Badezimmer an. Und dort auch nicht

mit einem geputzten Waschbecken oder blitzenden Wasserhähnen. Nein, ich meine die Sauberkeit des eigenen Körpers. Und Tom, was glaubst du, welches die Stelle des Körpers ist, die am dringendsten einer gründlichen Reinigung bedarf?“

„Lass mich in Ruhe, du Spinner“, knurrt Tom.

„Ich sage es dir trotzdem. Es ist nicht der Bereich unter den Achseln. Ich rede auch nicht von einer ordentlichen Rasur oder geputzten Zähnen. Denn all das sind Kleinigkeiten gegen dieses eine Areal, das im Idealfall einer stündlichen Reinigung bedarf. Ich rede von nichts

Anderem, als einem sauberen Anus.“

„Jetzt geht's los“, stöhnt Tom.

„Ja, spotte nur. Wenn ich auf dem Klo war und den Anus hinterher nicht mit Wasser reinige, dann fühle ich mich nicht nur schmutzig, sondern ich rieche auch so. Ich habe nämlich eine sehr empfindliche Nase, müsst ihr wissen. Klar Tom, dein Riecher scheint aus Holz zu sein. Aber du kannst davon ausgehen, dass es viele Menschen gibt auf der Welt, die einfach alles riechen. Wenn ich mit schmutzigem Anus in einen gut gefüllten Bus einsteige, dann muss ich statistisch damit rechnen, dass zwei Leute in Ohnmacht fallen.“

„Halt dein Maul!“, ruft Tom.

Doch George achtet nicht darauf. Er streckt sich wieder, kreuzt die Arme im Nacken und schaut zur Decke. Die Philosophie ist doch eine tolle Sache. Sie dürfte nur nicht von solchen Spinnern betrieben werden. Und George läuft gerade erst zur Höchstform auf:

„Wisst ihr, was der schlimmste aller Gerüche ist?“

Er schaut mich an. Ich mache aber nur ein dummes Gesicht.

„Ein Furz. Es gibt nichts Ekligeres, als wenn dir jemand ins Gesicht furzt. Oder, wenn er furzt, während du isst oder trinkst. Das sind einfach Dinge,

die nicht zusammenpassen. Man muss sich einmal überlegen, wo diese schlechte Luft eigentlich herkommt. Der Dickdarm ist ja nichts Anderes, als die Kläranlage unseres Körpers. Keiner will seine Nase in eine Kläranlage stecken, nicht wahr? Wer aber furzt, der mutet anderen genau das zu, und das ist einfach widerlich.“

George greift noch einmal zur leeren Chipstüte, sucht nach ein paar Krümeln darin und leckt an seinen Fingern herum. Tom wirft seine Illustrierte auf den Tisch und kommt zu uns herüber.

„Wusstet ihr, dass die meisten Darmgase über den Blutkreislauf

durch die Lunge ausgeschieden werden? Das ist auch der Grund, warum manche Menschen aus dem Mund wie eine Kloake stinken. Aber manches muss eben doch aus dem Darm heraus. Und vorher sind noch Bakterien am Werk. Und wenn der Furz austritt, dann ist es nicht einfach nur heiße Luft, sondern enthält Methan oder Schwefel. Deshalb der Gestank. Na ja. Ich kannte mal einen Kerl, der hat den ganzen Tag lang Kohl gefressen ...“

Plötzlich knattert es bei Tom in der Hose. Er steht dabei so, dass der Wind unseren George beinahe vom Stuhl gewedelt hätte.

George wird bleich und ist erst mal sprachlos. Sehr angenehm. Dann dreht er sich ganz langsam um und fragt:

„Tom, hast du gerade gefurzt?“

„Ja“, sagt Tom. „Mir war danach.“

Dann strengt er sich an, und es knattert noch einmal.

George gerät ins Stottern: „Du ... du wa ... wagst es, mir ins Gesicht zu furzen?! Deine schlechten Düfte in meiner Nase auszubreiten?! Ja, bist du denn von Sinnen?!“

Statt einer Antwort gelingt Tom noch ein dritter Furz. Der ist wirklich sehr lang. Und ich bereite mich innerlich auf eine üble Duftwolke vor.

Tom gestattet sich ein breites Grinsen.

George kann das auf keinen Fall durchgehen lassen. Er schnappt nach Luft, greift sich seine Pistole vom Tisch und schreit:

„Du Wahnsinniger, weißt du was du getan hast?!“

Dann schießt er Tom ohne Vorwarnung in den Hintern, sodass der sofort zusammensackt und vor der Bar liegen bleibt. Ich mache mich klein. Auf keinen Fall will ich diesem Wüterich in die Schusslinie geraten. Er ist jetzt vollkommen durchgedreht und nicht mehr zu stoppen.

„Du willst also hier rumstänkern?!“, ruft er. „Du meinst,

du kannst hier die Luft verpesten, ja?“

Dabei umkreist er den am Boden liegenden Tom, wie ein Tiger seine Beute.

„Dann nimm dies und dies!“, ruft er und schießt Tom noch zwei mal in den Hintern.

„Du gottverdammtes Schwein! Weißt du, wie ekelhaft du bist? Weißt du, wie krank ich werden kann von deinem Gestank? Habe ich dir jemals etwas ähnliches angetan?!“

George schüttelt den Kopf.

„Jetzt kann ich die ganze Nacht vor meinem Inhalationsgerät hocken, um deinen Dreck aus meiner Lunge zu kriegen!“

Er fasst sich an die Brust und atmet schwer.

„Kaum zu fassen. Der Misthund hat mich verseucht. Ich muss jemanden anrufen, der sich damit auskennt.“

Dann beugt er sich über Tom und gibt noch mal alles: „Du gottverdammter Schweinehund. Verrecken sollst Du!“, schreit er.

Danach ist seine Energie aufgebraucht. George umkreist Tom weiterhin. Aber seine Beine beginnen zu zittern. Er hat sein Gewissen wiedergefunden. Jetzt beginnt seine Rechtfertigungsphase, die mir wesentlich besser gefällt, als die durchgeknallte zuvor.

„Er hat mir seine ekligen Dämpfe ins Gesicht geblasen“, jammert vor sich hin. „Das geht doch nicht. Ich musste ihn erschießen.“

Er bleibt vor dem Fenster stehen und schaut zum Himmel, als ob dort oben eine Antwort liegen würde.

„Sagt mir doch, was hättet ihr denn getan? Kann man sich so einfach verseuchen lassen? Das geht doch nicht. Er hätte doch sonst wohin gehen können, um seine Blähungen loszuwerden. Muss er das ausgerechnet vor meiner Nase tun? Er hat es doch direkt herausgefordert. Um Himmels willen, was mache ich denn nun?“

Tom hebt inzwischen seinen Kopf, zieht mit letzter Kraft seine Pistole aus dem Halfter, zielt und hat auch noch die Kraft abzudrücken. Ich hätte George warnen können. Aber irgendwie lag mir nicht daran.

Die Kugel trifft George direkt zwischen den Schultern. Er fällt wie vom Blitz getroffen um und ist sofort tot.

Meine Sorge gilt jetzt Tom. Aber der hat seine Pistole schon fallen gelassen und liegt ebenfalls reglos am Boden. Er hat seinen letzten Atemzug getan.

Was bin ich doch für ein Glückspilz. Da haben diese beiden Volltrottel sich

doch tatsächlich gegenseitig abgeknallt. Ich gestatte mir ein Grinsen. Dann überlege ich. Gut, dass ich die ganze Zeit die Hände auf dem Rücken hatte. Wenn ich so wenig wie möglich hier anfasse, dann kann ich mich verdrücken, ohne dass ich in die Sache hineingezogen werde.

Aber etwas muss ich mir noch besorgen. Irgendwie schaffe ich es, mich auf die Bar zu setzen und mit den Händen das Notizbuch von George zu angeln. Dann schiebe ich es hinten in meinen Slip. Und zu guter Letzt fummele ich das blassbraune Hemd von George so über meine Handgelenke, dass die Fessel nicht zu

sehen ist. Dann verlasse ich das Haus.

An der Ecke zur Heerstraße hatte ich einen kleinen Lebensmittelladen gesehen. Nach etwas mehr als einem Kilometer Fußmarsch taucht das grelle Schaufenster endlich auf. Den ganzen Weg entlang begegne ich keinem Menschen. Wie kann ein Geschäft in dieser ruhigen Gegend nur überleben?

Ich wusste gar nicht, wie anstrengend es sein kann, konsequent mit den Händen auf dem Rücken zu laufen. Als ich den Laden betrete, pruste ich vor Erschöpfung.

Das Geschäft ist wirklich winzig. Doch es gibt so ungefähr alles, was

man auch in einem Tankstellenshop bekommt. An der Kasse sitzt eine Dame, die schon in die Jahre gekommen ist. Vielleicht geht sie auf die sechzig zu, ist aber bemerkenswert gut gebaut.

Ich schaue mir die Auslagen an und erblicke einen Stehtisch. Fein, dann muss es was zu essen geben.

„Kann ich eine warme Bockwurst und einen Kaffee bekommen?“, frage ich dann.

„Natürlich“, sagt sie und zaubert in Windeseile eine riesige Wurst und einen Becher Kaffee hervor.

„Wollen Sie hier essen? Dann stelle ich alles auf den Tisch.“

„Ja, danke“, sage ich.

„Vier Euro fünfzig“, sagt sie.

Ich stehe einfach nur da und schaue sie an. Irgendwann beginnt es aber peinlich zu werden.

„Vier fünfzig sagen Sie?“

Sie nickt.

„Ich glaube, da müssen Sie mir helfen. Ich hätte gleich daran denken können. Wissen Sie, meine Frau und ich ... Manchmal kommt es über uns, und dann machen wir diese Spielchen. Das läuft ungefähr so, dass der eine dem anderen eine kleben darf, aber ohne dass es wehtut, wenn sie verstehen, was ich meine. Ja, und dabei hat das dumme Luder mir die

Hände auf dem Rücken zusammengebunden, damit sie sich nach Herzenslust austoben kann.“

Sie rennt nicht schreiend aus dem Laden, sondern lächelt mich ruhig an. Daher beschließe ich fortzufahren.

„Wie dem auch sei. Ich trage diese dämlichen Binder immer noch. Selbst, wenn ich wollte, ich könnte nie im Leben nach meiner Brieftasche greifen.“

Ich drehe ihr den Rücken zu und wackele mit meinen Händen.

„Könnten Sie mir diese Dinger vielleicht durchschneiden, damit ich Ihnen den Kaffee bezahlen kann? Mit dem Messer dort oder einer Schere

geht es bestimmt ganz einfach.“

„Na Sie sind ja ein Schlawiner“,
sagt sie. „Lassen Sie mal sehen.“

Sie schaut sich die Sache an.

„Das ist ja ganz einfacher
Kunststoffschrott. Also ich nehme für
solche Sachen immer richtige
Handschellen mit Schlüssel und so.“

Sie überlegt.

„Warten Sie mal.“

Sie geht in ein Hinterzimmer und
kommt mit einem Seitenschneider
zurück.

„Damit geht es ganz schnell. Sie
müssen nur stillhalten.“

Im nächsten Moment sind meine
Hände frei.

„Danke“, sage ich und reibe mir die Handgelenke.

Sie grinst.

„Wie kann ich Sie anreden? Immerhin sind Sie meine Retterin?“

„Sag einfach Franziska.“

„Danke Franziska.“

„Kein Problem. Jetzt aber Zahlemann, sonst Backpfeife.“

Ich lege ihr zehn Euro hin.

„Der Rest ist Trinkgeld“, sage ich.

„Kannst du mir ein Taxi rufen?“

Sie nickt. „Klar.“

Ich nippe an meinem Kaffee, während sie telefoniert.

„Kommt gleich“, sagt sie. „Willst du noch ein Magazin mitnehmen?“

„Nein danke“, sage ich und schaue zu den Zeitschriften hinüber. Dort liegen beinahe ausschließlich welche mit barbusigen Frauen.

„Wirst du die überhaupt los?“

„Die meisten lese ich selber.“

„Dachte ich es mir doch.“

„Ja. Ich lege dann auch mein eigenes Geld in die Kasse. Sonst hätte mein Mann die Dinger schon längst abbestellt.“

Das Taxi kommt.

„Machs gut, Franziska“, sage ich und gehe vor die Tür.

Sie winkt mir freundlich hinterher.

„Pariser Straße“, sage ich zum Fahrer.

Seine Nationalität ist schwer einzuschätzen. Araber würde ich sagen. Er sieht nicht sehr frisch aus, so als würde er seit gestern Morgen schon in diesem Wagen sitzen. Und er hört orientalische Musik. Vielleicht um sich wachzuhalten.

Nach zwei Minuten habe ich das Gedudel satt und will nur noch raus. Für jemanden, der die Vierteltöne nicht gewohnt ist, klingt das Ganze eben sehr disharmonisch.

Aber die Fahrt dauert doch knapp zwanzig Minuten.

Ich steige aus, gebe ihm einen Zwanziger und winke ab, als er mir etwas herausgeben will. Vielleicht

kauft er sich davon eine CD mit Musik, die nur aus Halbtönen zusammengestellt wurde. Dann habe ich ein gutes Werk getan.

Nun sitze ich endlich wieder in meinem geliebten *Chrysler* und schaue mir Georges Notizbuch an. Jakobs Adresse liegt in der Gervinusstraße. Ein Katzensprung.

Zwei Minuten später will ich auf der Uhlandstraße den Ku'damm überqueren. Ich stehe an der Kreuzung und warte auf Grün. Doch plötzlich blinken alle Ampeln gelb. Mist, schon wieder kaputt. Am Schaltkasten machen sich gerade zwei Polizisten zu schaffen. Die sollten lieber den Verkehr regeln, denke ich und schiebe meinen *Chrysler* langsam nach vorn.

Doch ich werde scharf beobachtet. Einer der Polizisten bläst hektisch in seine Trillerpfeife, sodass ich mir Sorgen um seine Lunge mache. Der

andere schwingt sich auf ein Motorrad und rast quer über die Kreuzung direkt auf mich zu, bis er dicht vor meinem Kühler zum Stehen kommt.

Er sagt gar nichts. Aber er schaut mich an, als hätte er mein Gesicht schon einmal in einem Verbrecheralbum gesehen und gibt mir mit Handzeichen zu verstehen, dass ich gefälligst den Rückwärtsgang einzulegen habe und von der Straße verschwinden soll. Glaucht er wirklich, er käme mit seinem lächerlichen Motorrad gegen meinen *Chrysler* an?

Es ist nur so ein Gedanke. Natürlich fahre ich zwei Meter zurück. Und erst dann fällt mir auf, dass auf

dem Ku'damm kein einziges Fahrzeug mehr unterwegs ist. Zwei weitere Polizisten rasen auf Motorrädern heran und stellen sich auf beiden Seiten des Ku'damms vor die wartenden Fahrzeuge.

Jetzt kapiere ich und schalte den Motor aus. Die Staatsmacht spielt wieder einmal Eisenbahn. Und das mitten auf dem Ku'damm. Die Polizisten auf den Motorrädern sind die mobilen Schranken, wir stehen wie die Schulkinder davor und warten, und gleich kommt ein Zug, in dem irgendwelche Typen in Nadelstreifen sitzen, die man immer nur im Fernsehen sieht.

Es dauert vielleicht zehn Minuten. Niemand wagt sich mehr zu rühren. Aber Spannung kann man das Ganze auch nicht gerade nennen. Eher baut sich Frust auf. Warum nehmen sich einige wenige die Freiheit heraus, die Mobilität von vielen zu beschneiden? Sicherheit? Wir sind doch hier nicht in Nicaragua! Gab es solch herrisches Gehabe nicht auch zu finstersten Zeiten in Moskau? Als der Kommunismus dort noch allgegenwärtig war, wurde für Regierungsfahrzeuge ständig eine eigene Fahrspur freigehalten. Ich dachte, das hätten wir hinter uns?

Endlich kommt die Wagenkolonne.

Sieben Motorräder bilden die Vorhut. Danach fahren einige gepanzerte Mittelklassewagen vorüber und das Schlusslicht bilden Polizeifahrzeuge. Schließlich rasen im Abstand von einigen Sekunden einzelne Polizisten auf Motorrädern hinterher. Die hatten die bereits passierten Kreuzungen gesperrt und suchen nun wieder Anschluss. Man hört sie fast rufen: Nehmt mich mit. Um Gottes willen, so wartet doch!

Ich überlege, dass man den Unterhaltungswert dieser Veranstaltung beträchtlich erhöhen könnte, wenn man auf den Dächern der gepanzerten Limousinen Fotos der

Insassen anbringen würde. Man wüsste ja schon gern, ob man diese Männer, die sich hier so mutig in Lebensgefahr begeben, überhaupt gewählt hat. Da fällt mir ein, dass ich beim letzten Mal gar nicht wählen war. Warum eigentlich nicht? Es ist wie beim Fernsehen. Wenn ich die Wahl zwischen zwei schlechten Programmen habe, schalte ich die Kiste einfach aus.

Als alles vorüber ist, sind die Polizisten plötzlich verschwunden und haben uns unserem Schicksal überlassen. Denn die Ampeln funktionieren immer noch nicht. Haben die einfach vergessen sie

wieder einzuschalten? Sei's drum. Jeder hat Gelb. Und alle können fahren. Und so gibt es ein mächtiges Geschiebe und Gehupe. Und für ein paar Minuten geht es auf dieser Kreuzung zu wie in Bangkok den ganzen Tag.

Das gefällt mir schon eher. Die Karre mit den meisten Kratzern gewinnt. Denn auf eine Beule mehr oder weniger kommt es dann auch nicht mehr an.

Nach dreihundert Metern biege ich in die Kantstraße ein. Dort geht es gesittet zu, wie immer. Die meisten Autos sind nicht so teuer. Die Fußgänger tragen keine Bauchtaschen,

sondern Supermarktbeutel. Und die Läden haben keine glitzernden Fassaden. Da kann es passieren, dass ein einfach gekleideter Schwarzafrikaner einen Shop betritt und dann auch tatsächlich etwas kauft.

Am Bahnhof Charlottenburg biege ich in die Gervinusstraße ein und fahre in Richtung Westkreuz. Rechter Hand erstrecken sich die Bahngleise. Davor gibt es einen schmalen lang gestreckten Park ohne Namen und ohne Menschen darin. Merkwürdig, wo doch sonst jede grüne Wiese in Berlin von irgendwem okkupiert wird. Allerdings wirkt dieser Park hier, im Vergleich zu den beiden nächstliegenden, dem Lietzenseepark oder dem Thaipark, auch geradezu lächerlich.

Am Ende des Parks könntest du

nach links in die Droysenstraße fahren und wärst dann nach dreihundert Metern wieder auf dem Ku'damm. Aber du würdest dich wundern, wo die glitzernden Fassaden geblieben sind. Denn du bist dann am hässlichen Ende vom Ku'damm, hinter dem Adenauerplatz, und schon fast in Halensee. Firmen, die gern auf ihrer Visitenkarte mit einer Ku'dammadresse auftreten, aber die Mieten in der City West (vom KaDeWe bis zum Olivaer Platz) nicht bezahlen wollen, die findest du hier. Zum Beispiel den Lederdesigner Rodan. Für mich ein begnadeter Schauspieler mit einer feinen Nase fürs Marketing. Für

andere ein Ledergott. Zugegeben, ich mag kein Leder.

Ich fahre auf der Gervinusstraße weiter geradeaus und suche mir einen Parkplatz vor dem Supermarkt auf der rechten Seite. Denn genau gegenüber hat der liebe Jakob seine Adresse, in einem alten Mietshaus, das einen Anstrich sehr gut vertragen könnte.

Ich will nicht unten klingeln und längere deshalb vor der Haustür herum. Hier scheint es ruhiger zuzugehen. Niemand kommt heraus oder will hinein. So habe ich Muße die Umgebung zu betrachten. Über dem Supermarkt zieht sich der Bahndamm entlang. Und gerade poltert eine S-

Bahn, vom Bahnhof Zoo kommend, vorbei. Einer der Wagen ist mit Graffiti besprüht. Ganz abgesehen davon, dass das Geschmiere eine Beleidigung für meine Augen ist, sieht es auch noch unfertig aus. Der Mann mit der Dose wurde wohl überrascht.

Endlich öffnet sich die Tür, und ein Mann wankt an mir vorbei zum Supermarkt. Er hat mich nicht gefragt, wohin ich eigentlich will. Das hätte mich auch gewundert. Das ist hier nicht die passende Gegend für solche Fragen.

Ich schlüpfe hinein, steige die Treppe hinauf und klinge. Vor der Tür stehen weder Schuhe noch

ausgerangierte Möbel, wie sonst häufig in solchen Mietshäusern. Allerdings umfängt mich ein leicht muffiger Geruch.

Jakob öffnet die Tür einen Spaltbreit und schaut hindurch. Er hat gelbe Augen und ich denke, dass seine Leber dringend einen Check bräuchte.

„Hallo“, sage ich. „Ich heiße Frank und komme von George.“

„Komm rein“, brummt er.

Er lässt die Tür einfach offen stehen und geht in das einzige Zimmer zurück, das die Wohnung bietet. Als er um die Ecke biegt, stößt er mit der Schulter gegen den Türrahmen. Ganz nüchtern ist er also nicht mehr.

Ich schließe die Tür und folge ihm.

Der Raum könnte ein akzeptables Wohnzimmer abgeben, wenn nicht überall Müll herumliegen würde. Während er trinkt, wird ihn das kaum stören, tröste ich mich.

Kaum zu fassen, dass dieser Kerl heute einigermaßen erfolgreich einen Polizisten gemimt hat. Ich erkenne ihn kaum wieder. Kleider machen eben Leute.

Er trägt ein ehemals weißes, jetzt durchgehend graues Unterhemd, das auf Höhe seiner stämmigen Brust breite Falten zieht. Über der linken Brust sehe ich einen rotgelben Fleck. Ungefähr dort, wo das Essen hinfällt,

wenn man es aus irgendeinem Grund nicht mehr im Mund behalten will. Auf keinen Fall hat er dieses Hemd heute frisch aus dem Wäscheschrank gezogen.

Um die Hüfte herum trägt er Shorts, die mich eher an eine Schlafhose erinnern. Auf jeden Fall sind sie nicht ausgehtauglich. Wenigstens aber dunkelblau, sodass ich mir über Farbschattierungen keine Gedanken machen muss.

Seine Füße stecken in graugelben Socken. Da er ein Bein auf dem Beistelltisch lagert, kann ich auch sehen, dass sie an den Sohlen eher schwärzlich und am Hacken

durchlöchert sind.

Seine Haut hat die ungesunde Färbung eines Herzkranken. Hier und da schimmert sie bläulich violett und an vielen Stellen ist sie von Äderchen durchzogen, besonders an den Händen und im Gesicht. Dort wird dieser Eindruck noch durch bläuliche Lippen verstärkt.

Rasiert hat er sich heute Morgen erst. Doch der Bart bricht sich schon wieder seine Bahn. Vom Kinn bis zum Saum seines Unterhemdes wirkt die Haut sehr dunkel, was an seinem reichlichen Brusthaar liegt.

Dafür hat er eine ausgeprägte Halbglatze. Das Haar beginnt oben,

ungefähr auf der Mitte des Schädels, und verteilt sich dann in feinen Stoppeln bis in den Nacken.

Auf dem Beistelltisch sehe ich nicht nur seine Socken, sondern auch zwei 0,7 Liter Flaschen Schnaps. Die eine ist leer. Die andere wird es wohl bald sein. Soweit ich es beurteilen kann, trinkt er ganz billigen Fusel.

Dann steht dort noch ein schmutziger Teller, und auf diesem liegt ein halb gegessener saurer Hering. Die andere Hälfte hat er sicher schon gestern Abend verputzt. Denn in der Luft fehlt der dazu passende angenehme säuerliche Duft.

Dafür erschlägt mich ein

erdrückender Gestank, der aus dem unbelüfteten Mehrbettzimmer eines Altersheims stammen könnte. Jeder sollte einmal im Leben, um sechs Uhr morgens, ein solches Zimmer betreten: Der Mann am Fenster hat sich in die Windeln gemacht. Der Zweite hat das Bett mit säuerlichem Schweiß getränkt. Der Dritte trägt keine Windel, hat es aber nicht mehr bis zur Toilette geschafft. Und der Vierte hat den Toilettenstuhl zwar benutzt, ihn danach aber umgeworfen. Und die Altenpflegerin Sonja öffnet gut gelaunt das Fenster, reinigt, was es zu reinigen gibt und trällert dabei noch ein Liedchen. Und

wenn die vier Männer nachher am Frühstückstisch sitzen, nach Seife duftend und mit frischen Sachen am Leib, dann schaut Sonja auf ihren Kontoauszug. Da stehen dann 800 Euro Überweisung drauf für einen ganzen Monat Arbeit. Aber Sonja ist zufrieden. Suchst du die wahren Helden in unserem Land? Dann geh ins Altersheim und frag nach Sonja.

Jakob sitzt also vor mir in seinem bequemen Sessel, schaut unglücklich auf seine Hände hinab und kratzt sich intensiv am Handrücken und zwischen den Fingern. Die Haut ist dort übersät mit einem pustulösen Ausschlag, und da der offensichtlich juckt, tippe ich

auf eine ganz ordinäre Krätze, und ich bin froh, ihm nicht die Hand gegeben zu haben.

„Eine schöne Bude hast du hier“, lüge ich frech.

Er schaut träge zu mir hoch.

„Das juckt schon den ganzen Tag“, sagt er mit glasigen Augen. „Ich werde noch verrückt davon.“

„Vielleicht solltest du zum Arzt gehen“, sage ich. „Es gibt Salben für diesen Mist.“

Er zuckt mit den Schultern.

„Es wird mich eines Tages umbringen. Das weiß ich genau.“

Er schaut auf seinen billigen Fusel.

„Willst du was trinken?“

„Nein, danke.“

„Was will George denn?“, fragt er gelangweilt.

„Ich komme nicht von George.“

Er verzieht das Gesicht, als hätte er plötzlich Schmerzen.

„Kann ich mich in deiner Bude mal umsehen?“

„Ich kann dir auch in den Arsch treten“, sagt er. Und es klingt beinahe nüchtern. Aber das kann auch der Schreck sein.

Ich gehe zum Schrank hinüber und öffne ihn. Darin hängen ein paar zerschlissene Sachen, seine Polizeiuniform und der Gummiknüppel. Den nehme ich in die

Hand.

„Mit diesem Ding hab ich dich heute gesehen, Jakob. Auf dem Rasthof am Ku'damm. Du warst kein sehr lieber Junge.“

Er schaut respektvoll auf meine Hand und drückt sich etwas tiefer in seinen Sessel hinein.

„Bist du von der Polizei?“, fragt er.

„Nein, aber die werden dich trotzdem kriegen.“

Ich mache eine Kunstpause.

„Vielleicht kann ich dir helfen“, sage ich dann.

Die übliche Nummer. Aber man kann es ja mal versuchen.

Jakob stöhnt.

Ja, die Aussichten sind nicht gut. Das ist ihm selbst hinter diesem Nebel klar. Fröstelnd zieht er die Schultern zusammen.

„Hast du das gemerkt?“, fragt er irritiert.

„Nein, was denn?“

„Gib mir mal den grünen Mantel da“, sagt er.

Ich nehme einen Mantel aus dem Schrank. Vielleicht war er mal grün. Jedenfalls ist es der einzige. Ich werfe ihn Jakob zu.

Er steht schwankend auf, zieht ihn sich über und knöpft ihn von oben bis unten zu. Dann setzt er sich wieder und entspannt sich etwas.

„Was willst du wissen?“, fragt er, nun wieder lallend.

„Du hast Martin mit dem Gummiknüppel eins übergezogen. Soviel haben wir mitgekriegt. Aber kannst du mir auch das Messer zeigen?“

Er glotzt blöde.

„Ich hatte nur einen Knüppel.“

„Du hast ihn nicht erstochen?“

„Verdammt, nein!“

„Woran ist er dann gestorben?“

„Ich habe seine Karre in die Luft gejagt.“ Er zuckt mit den Schultern. „Und er lag noch drin.“

„Nein“, sage ich. „Daran ist er nicht gestorben.“

Er glotzt wieder blöd.

„Ich hab ihn vorher da rausgezogen. Und als das Auto in die Luft flog, sass er mit den Rücken an einem Kirschbaum und hat sich das Schauspiel angesehen.“

„Dann ist er gar nicht tot?“

„Doch, aber Deinetwegen wohl nicht.“

Er starrt mich fassungslos an.

Dann vergräbt er das Gesicht in den Händen und beginnt wie ein Kind zu weinen.

Ich lasse ihn erst mal heulen.

„Dann wird sie mir kein Geld geben“, sagt er.

„Warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht umgelegt habe.“

„Wie viel solltest du denn kriegen?“

„Tausend Euro.“

„Eine Menge Holz“, sage ich.

Er nickt. „Jetzt bleibe ich weiter eine arme Sau.“

„So wird es wohl sein.“

Er schaut erschrocken auf.

„Ich war heute im Puff.“

„Na und?“

„Auf Kredit.“

„Wo ist das Problem?“

„George will morgen Kohle sehen. Und er kann sehr ungemütlich werden.“

„Das glaube ich nicht“, sage ich

leicht hin. „Er hat eine Kugel im Rücken.“

„Du hast ihn ...?“

„Nein. Das hat jemand anders erledigt.“

Er winkt ab. „Ist jetzt sowieso egal.“

Er nimmt sein Feuerzeug vom Tisch, zündet es an und versucht die Tischdecke anzukokeln.

Nicht dass die es wert wäre, gerettet zu werden. Aber ich denke, die Leute hier im Haus wollen diese Nacht nicht in irgendeiner Turnhalle schlafen, nur weil ein frustrierter Säufer feststellt, dass sein Leben im Arsch ist.

„Lass das“, sage ich und stoße ihn mit dem Gummiknüppel in den Sessel zurück.

Das Feuerzeug fällt nach unten. Ich hebe es auf und stecke es ein.

Er quält sich von seinem Sessel hoch, geht schwankend zur Couch hinüber und lässt sich krachend darauf fallen.

Wenige Augenblicke später schnarcht er schon.

Ich schaue mich um. Es wird sich kaum lohnen, die Wohnung zu durchsuchen.

Ich rüttele an seiner Schulter.

Er schläft sehr fest, aber ich lasse nicht locker.

Er schlägt unwillig um sich.

„Eine Frau hat angerufen“, sage ich laut. „Sie will dir tausend Euro bringen. Soll ich sie reinlassen?“

Er schaut an mir vorbei. Sein Gehirn arbeitet sehr langsam. Dann greift er nach meinem Ellenbogen.

„Das ist Emily“, sagt er beschwörend. „Meine Schwester. Lass sie rein. Wenn ich die Kohle habe, machen wir einen drauf.“

Dann dämmert er wieder in den Schlaf hinüber.

Ich habe nichts dagegen. Oscar wird sich später um ihn kümmern.

„Auf zu Emily“, denke ich, während ich die Treppe hinuntersteige.

Hoffentlich liegen keine Nadeln mehr
auf dem Küchentisch.

Am Olivaer Platz will ich den Ku'damm überqueren, aber die Ampel springt auf Rot. In diesem Moment gibt es eine kleine Invasion. Vier Rumänen, drei Männer und eine Frau, springen von der Seite her auf die ersten Wagen zu. Dominic, Emilian, Valentin und Donia haben Sprühflaschen und Wischgeräte dabei.

Sie malen ein Herz auf die Windschutzscheibe. Damit ist das Malheur ja eigentlich schon passiert und mit einem Lächeln, das nicht echt, sondern einstudiert ist, wird die Erlaubnis zum Putzen sozusagen

eingefordert.

Ich atme auf, denn ich stehe in der zweiten Reihe und die Kapazität von vier Scheibenputzern ist nun mal begrenzt. Sie können nicht überall zugleich sein. Mir hätte es nicht um die fünfzig Cent leidgetan. Ich werde nur ungern zur Herausgabe gezwungen. Ich gebe lieber freiwillig.

Dominic belagert Konrads Wagen. Der Rentner fährt einen blauen *Opel Vectra* und die Aktion ist nicht gut für seinen Blutdruck.

„Mann, ich will das nicht“, ruft Konrad erregt.

Doch Dominic lächelt nur fein und macht einfach weiter.

„Mach mir bloß keine Kratzer rein, dann bin ich sauer.“

Dominic nickt.

„Mensch, werd fertig. Is ja gleich grün.“

Man kann förmlich spüren, wie Konrad diese aufgezwungene Dienstleistung zu Herzen geht. Es würde mich nicht wundern, wenn er beim nächsten Mal eine andere Route wählt. Aber auch die Rumänen wechseln oft ihre Standorte.

Dann ist die Arbeit getan und Dominic steht am Seitenfenster. Und Konrad rückt auch tatsächlich ein Geldstück heraus. Wie viel kann ich nicht sehen. Aber es muss ihm gegen

den Strich gehen, eine Arbeit nicht zu bezahlen. Da wäre einfach keine Ordnung drin.

Ganz anders sieht das Benjamin. Er ist ein Mann Mitte vierzig, sitzt in einem alten dunklen *BMW* und macht einfach gar nichts. Emilian hat seine Scheibe in Arbeit und legt sich mächtig ins Zeug. Dabei versucht er von Benjamin irgendetwas zu erhaschen. Ein Lächeln, ein Nicken oder wenigstens einen Blick.

Doch Benjamin tut ihm den Gefallen nicht. Er schaut stur an dem Rumänen vorbei. Der ist für ihn einfach nur Luft. Eigentlich ist das nicht durchzuhalten, denke ich. Aber

Benjamin belehrt mich eines Besseren.

Als Dominic nach getaner Arbeit am Seitenfenster steht, denkt Benjamin gar nicht daran es zu öffnen, sondern schaut geradeaus, wartet auf Grün und fährt dann ohne Eile los. Dominic starrt zerknirscht hinterher. Totale Nichtbeachtung. Nicht jedermanns Sache.

Manuel ist da ganz anders drauf. Er ist Mitte dreißig, fährt einen uralten *Peugeot*. Schon als Valentin das Schaumherz auf die Scheibe malt, explodiert Manuel regelrecht. Er reißt die Tür auf, steigt aus wie der Wind und richtet sich zur vollen Größe auf.

Und die ist wirklich beeindruckend. Mindestens eins neunzig würde ich schätzen.

„Mach das sauber!“, schreit er.
„Mach das sofort weg!“

Der kleine Valentin bekommt einen Heidenschreck. Mit so einer harschen Reaktion hatte er nicht gerechnet. Und sicher auch nicht mit so einem großen Mann.

Was soll er machen? Also will er das Herz abwischen. Doch auch das gefällt Manuel nicht.

„Hau ab!“, ruft er und stößt Valentin beiseite. „Du machst ja alles noch schlimmer!“

Dann holt er ein weißes Leinentuch

hervor und wischt das Herz selber weg.

Valentin tritt zur Ampel hinüber. Für einen erneuten Versuch reicht die Zeit nicht mehr. Und im Moment hat er eben nichts verdient. Bleibt nur zu hoffen, dass er beim nächsten Auto höflich bleibt.

Und ich denke: Perfekt war das auch nicht. Da wäre mir zu viel Stress dabei. Und den ist die Sache gar nicht wert.

Da gefällt mir Oliver noch am allerbesten. Er ist vielleicht Ende zwanzig und sitzt in einem *Mercedes Cabrio*.

Und während Donia die Scheibe

putzt, schaut er seelenruhig in sein Handy und sendet eine SMS oder dergleichen.

Und als Donia fertig ist, sagt Oliver irgendwas. Ich nehme an, es war nett, denn Donia lächelt breit. Und Oliver legt ihr ein Geldstück in die Hand.

Kein Stress.

Endlich ist wieder Grün und wir können fahren. Der ganze Spuk hat vielleicht zwei Minuten gedauert. Auszuhalten. Doch was ist, wenn man diese Kreuzung mehrmals am Tag passieren muss?

Dann würde ich mich wohl auch in die Seitenstraßen verdrücken. Und wenn das viele so machen und ein

Verkehrszähler an der Kreuzung sitzt, dann kriegt der komische Zahlen, und die Leute in der Stadtverwaltung machen sich darauf einen falschen Reim, und dann werden Entscheidungen gefällt, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun haben, nur weil ein paar Rumänen die Autos in die Seitenstraßen abdrängen. So ist das Leben.

Ich stehe vor Emilys Wohnungstür und höre keinen Laut.

Auch nach dem Klingeln rührt sich nichts.

Dann höre ich ein dumpfes Geräusch, so als ob ein Möbelstück umgeworfen wurde und jemand nähert sich mit schweren Schritten und öffnet die Tür.

Emily trägt immer noch die giftgrüne Kittelschürze. Aber ihr Kopftuch ist jetzt braun mit weißem Muster darauf und es sitzt etwas weiter hinten, sodass ihr dunkles Haar in die blasse Stirn fällt. Keine einzige

graue Strähne. Sicher ist es gefärbt.

Sie schaut mich an und spielt wieder die Taubstumme.

Das kenne ich ja schon.

Aber ihre Augen gefallen mir nicht. Ich habe den Eindruck, dass sie mich gar nicht wahrnimmt. Sie muss mit etwas anderem beschäftigt sein, was viel wichtiger ist, als ein Detektiv vor der Tür, der sicher nur wieder nach dem Fahrer des *Explorer* fragen will.

Dann dreht sie sich einfach um und geht in die Küche zurück. Dabei bewegt sie sich, als sei sie plötzlich um Jahre gealtert. Zuerst knickt ihr rechtes Fußgelenk ein, was ihr ein leises Stöhnen entlockt. Danach stützt

sie sich mit der rechten Hand an der Wand ab. Und während sie sich vorsichtig weiter vorantastet, knacken ihre Hüftgelenke so laut, dass ich meine, sie müssten jeden Moment brechen.

Ich schließe die Tür und folge ihr langsam.

In der Küche setzt sie sich nicht, sondern stellt sich hinter einen Stuhl und krallt sich mit ihren Händen an der Lehne fest.

Ihr Blick bleibt starr. Und ich werde das Gefühl nicht los, dass diese Frau hochgradig erregt ist, so als hätte ihr der Postbote gerade die denkbar schlechteste aller Nachricht gebracht.

Und sie kann nichts daran ändern. Denn die Tinte in dem bewussten Brief ist trocken. Die Zeilen stehen unverrückbar fest. Eine Katastrophe bleibt eine Katastrophe. Selbst wenn sie diesen Brief verbrennt.

„Gut, dass Sie kommen“, sagt sie. Ihre Stimme klingt heiser, wie die eines Alkoholikers am Morgen, vor dem ersten Schnaps. „Ich habe schrecklichen Durst. Bitte ... Wasser.“

Sie macht nicht den Eindruck, als ob sie sich das allein besorgen könnte. Ihre Beine scheinen immer schwächer zu werden. Um die Knie herum wackelt die Frau wie ein Lämmerschwanz. Wenn sie sich nicht

an der Stuhllehne festhalten würde, fiel sie mir sofort vor die Füße.

„Sie sollten sich setzen“, sage ich.

Sie nickt langsam. Dann geht sie, ohne die rechte Hand von der Lehne zu lassen, um den Stuhl herum, wobei sie höchstens einen halben Fuß vor den anderen setzt. Ich halte die Hand griffbereit auf Höhe ihres linken Ellenbogens. Aber am Ende schafft sie es allein. Schließlich lässt sie sich auf den Stuhl fallen, als wäre das die erste Sitzgelegenheit nach stundenlanger schwerster Feldarbeit. Das Vertrauen, das sie in ihre Küchenmöbel setzt, muss sehr groß sein. Ich habe bei ähnlichen Gelegenheiten schon Stühle

zusammenbrechen sehen, die
wesentlich kräftiger aussahen.

Ich werfe einen prüfenden Blick auf
ihre seitliche Stabilität. Nichts wäre
unangenehmer, als eine Frau, die
einfach vom Stuhl kippt, mit dem Kopf
voran auf den Betonfußboden.

Dann gehe ich zur Spüle hinüber
und fülle ein Glas mit ihrem lieblichen
Leitungswasser. Es wird ihr wohl
genügen.

Sie nimmt das Glas in beide Hände
und trinkt es gierig in einem Zug aus.
Dann nimmt sie es in die rechte Hand
und schaut es prüfend an. Sie
schmeckt noch einmal, was sie im
Mund hat. Dann schüttelt sie den

Kopf.

„Komisch“, sagt sie, immer noch heiser. „Das Wasser schmeckt bitter. Haben Sie etwas hineingetan?“

„Gute Frau“, beginne ich zu protestieren.

„Nicht so wichtig“, sagt sie abwinkend. „Ich sterbe heute sowieso.“

Sie blickt mich zum ersten Mal an.

„Können Sie meine Schwester benachrichtigen? Sie wohnt in Münster.“ Sie sieht zum Regal hinüber. „Warten Sie. Ich muss hier irgendwo ihre Adresse haben.“

Es scheint nicht so wichtig zu sein. Jedenfalls macht sie sich nicht die

Mühe aufzustehen. Dafür schaut sie wieder an mir vorbei und wird offensichtlich von einem anderen Gedanken gequält. Er scheint ihr große Angst zu machen. Sie richtet sich auf und kann das Unglück, das sie im Moment noch nicht greifen kann, körperlich schon spüren.

Plötzlich entfährt ein lang gezogener Klagelaut ihrem Mund.

Ich bin ehrlich erschrocken und trete einen Schritt zurück.

„Mein Gott, ich habe morgen einen Zahnarzttermin. Den kann ich nie und nimmer einhalten!“, ruft sie dann.

Schauspielert die Frau? Solch merkwürdiges Benehmen kann man

doch höchstens im Irrenhaus beobachten. Ich kann mir keinen Reim auf die Geschichte machen.

Scheinbar wird sie etwas ruhiger. Zuerst kratzt sie sich am Kopf. Dann schaut sie ungläubig auf ihren linken Arm.

„Siehst du sie?“, fragt sie.

„Was denn?“

„Na die Ameisen.“

„Wo denn?“

„Auf meinem Arm. Sie laufen immer hoch und runter. Ich wundere mich schon den ganzen Tag über das Krabbeln. Und jetzt seh ich die Viecher.“

„Bleiben Sie ganz ruhig. Da ist

nichts.“

Sie schaut auf ihre Hand.

„Und was ist mit meinem Daumen los?“

„Sieht normal aus.“

„Der ist so dick, wie mein Unterarm.“

„Also ich sehe nichts.“

Sie schaut mich mit großen Augen an.

„Ich habe Angst vor dem Tod“, sagt sie dann.

„Nun, er lässt sich ja Zeit.“

Sie schüttelt den Kopf. „Nein, das tut er nicht.“ Sie überlegt. „Kann man ihn irgendwie aufhalten? Vor vielen Jahren bin ich in einem Gebirge

herumgestiegen. Dort oben lebte ein Mann. Er war schon weit über neunzig. Und er sprach viel über den Tod. Die Angst davor ergriff ihn jeden Tag. Ständig saß er inmitten seiner Kerzen und hat irgendwelche Götter um Hilfe gerufen. Ich fand das lächerlich damals. Heute verstehe ich ihn.“

Sie lehnt sich zurück.

„Wissen Sie, wie es ist, wenn der Tod kommt?“

„Wollen wir jetzt wirklich darüber reden?“

„Natürlich. Es ist wichtig. Schreiben Sie das auf.“

„Wie Sie meinen.“

„Zuerst kriegst du so ein komisches Gefühl im Bauch. Es kriecht von dort bis zum Hals hinauf und steckt dort fest, wie ein Kropf. Und kurze Zeit später ist es in deinem Kopf. Dann weißt du, heute wirst du sterben.“

Ich schüttele den Kopf.

„Hört sich an, wie ein Monolog aus einem Samuraifilm.“

Sie schaut mich böse an, aber fährt dann fort.

„Dann kriegst du so ein Kribbeln im linken Arm und die Haare stehn dir zu Berge. Ich hab das schon den ganzen Tag. Es will einfach nicht verschwinden. Ich könnte verrückt werden. Dann wird das Herz schwach.“

Du hast so ein Elendsgefühl in der linken Brust und ein eiserner Reifen legt sich um deinen linken Arm.“

„Hört sich nach einem Schlaganfall an“, sage ich unsicher. „Soll ich einen Krankenwagen rufen?“

Sie schüttelt energisch den Kopf.

„Schreiben Sie das auf, damit Sie das nie vergessen.“

Stille.

Plötzlich lacht sie aus vollem Halse. Es klingt eher unnatürlich, und ihr Gesicht bleibt merkwürdig starr. Trotzdem will ich den Krankenwagen erst mal vergessen.

Dann bricht sie in Tränen aus. Nicht sehr dramatisch. Etwas Wasser

läuft die Wangen hinunter. Aber ich höre kein Schluchzen oder Klagen. Sie sitzt einfach nur da, selbstvergessen und mit gefalteten Händen. Sie wartet darauf, dass die Tränen versiegen und macht sich auch nicht die Mühe, sie zu trocknen.

Dankbar für die relative Ruhe, gehe ich zur Spüle und fülle noch ein Glas mit Wasser.

Sie nickt und will trinken, wird aber stattdessen von einem mächtigen Schluckauf geschüttelt. Es ist nicht so ein kleiner Schluckser, wie er andere von Zeit zu Zeit befällt. Der hier nimmt von ihrem Körper Besitz und schüttelt ihn mit einer Gewalt, die ich in diesem

Zusammenhang noch nie beobachten konnte.

Zwischendurch zeigt sie auf ihren Kehlkopf. Irgendetwas muss dort nicht so funktionieren, wie sie es gewohnt ist.

Die ganze Sache scheint mir nicht mehr nur durch merkwürdiges Benehmen begründet zu sein. Also rufe ich endlich den Notarzt und hoffe auf baldige Ablösung.

Als ich das Handy wieder zusammenklappe, ist der Schluckauf vorüber. Emily sitzt zusammengesunken auf dem Stuhl und bewegt sich kaum. Sie scheint nun völlig kraftlos.

Ich halte es für eine gute Idee, sie ins Bett zu bringen und packe sie so kräftig wie nötig am Oberarm, um sie dorthin zu führen.

Ein gellender Schrei beendet meinen Plan. Da war mein Griff wohl doch zu fest. Jetzt bin ich ratlos.

Sie schaut inzwischen nach oben und ich bemerke, dass ihre Pupillen unnatürlich geweitet sind.

„Das Licht“, ruft sie mit verstörter Stimme. „Das Licht tut so weh.“

Ich eile zum Fenster und ziehe die Gardinen zu. Die sind wohl mehr zur Dekoration da. Sie sind so dünn, dass sie die Sonne fast ungebremst hindurch lassen.

„Besser so?“, frage ich, als ich wieder vor ihr stehe.

Doch sie beachtet mich nicht mehr.

Ihre Augenlider sehen plötzlich so rot aus, wie entzündet. Das war mir vorher gar nicht aufgefallen. Auch im Gesicht wird sie an einigen Stellen dunkelrot. Die Verwandlung, die sie durchmacht, geht so rasend vor sich, dass sie alles Vorstellbare übertrifft.

Ihre Hände zittern. Sie schaut ungläubig darauf. Dann steckt sie die rechte Faust in den Mund und nagt daran herum. In diesem Moment wirkt sie wie ein Kind.

Nun wird sie instabil. Sie neigt sich immer mehr zur Seite. Und ich kann

sie gerade noch auffangen, bevor sie das Gleichgewicht verliert. Wie schwer so ein Mensch sein kann, denke ich, als ich mich abmühe, sie ohne Schaden auf den Küchenboden zu legen. Das Becken schlägt schwer auf. Aber den Kopf bekomme ich sanft hinunter.

Ich rase ins Wohnzimmer, finde ein flaches Kissen und schiebe es ihr unter den Kopf. Keine gute Idee. Binnen kürzester Zeit hat sie ihren Kopf heruntergerollt und der schlägt nun doch auf dem Boden auf.

Ich beschaffe ein breiteres Kissen.

Sie fängt an Grimassen zu schneiden. Eigentlich ist es eher ein

Zucken der einzelnen Gesichtsmuskeln. Es steckt keinerlei Frohsinn dahinter, sondern nur Ratlosigkeit und Schmerz.

Das ist ganz gewiss kein Schlaganfall, denke ich. Irgendetwas hat von ihrem Körper Besitz ergriffen und bemächtigt sich dessen systematisch und mit roher Gewalt.

Ihr Gesicht ist nun knallrot. Der Mund ist dermaßen zusammengepresst, dass kein einziger Tropfen Wasser hindurchpassen würde.

Sie atmet mir zu verkrampft. Und ich habe das Gefühl, dass sie höher liegen muss. Ich versuche ihren

Oberkörper aufzurichten.

Ihr rotes Gesicht wird mit einem Mal leichenblass. Außerdem erbricht sie sofort das Wasser, welches sie vorhin getrunken hat. Erschrocken lege ich sie wieder hin.

Ihr Gesicht bekommt sofort wieder seine rote Farbe. Beinahe möchte ich erleichtert aufatmen, als plötzlich ein Schwall von rotem Blut aus ihrer Nase tritt. Dabei knirscht sie ganz schrecklich mit den Zähnen, sodass ich befürchte, sie würden abbrechen.

Jetzt wird ihr Atem wirklich flacher und ich bekomme es mit der Angst zu tun.

Wo bin ich hier hineingeraten?

Ich rase wieder ins Wohnzimmer, finde noch zwei dicke Kissen und schiebe die unter Kopf und Rücken, so dass sie etwas höher zu liegen kommt. Aber die Atmung bessert sich nicht.

Ihr Puls ist kräftig und hart. Das sehe ich an den Halsschlagadern. Die pochen wie wild.

Sie schlägt sich mit der linken Hand ins Gesicht. Nicht sehr hart. Ich lasse sie. Dabei fällt mir auf, dass ihre Fingernägel ganz blau geworden sind.

Dann ist es vorbei. Ihre Augäpfel verdrehen sich nach oben, verschwinden fast völlig unter den Augenlidern. Dann hört sie auf zu atmen. Sie ist tot.

Ich setzte mich mit zitternden Knien.

Es ist keine Ruhe und kein Frieden in Emilys Gesicht. Sie wirkt eher wie eine Epileptikerin, die mitten in einem Anfall gestorben ist, so verkrampft und verdreht, wie sie daliegt.

Was ist hier nur passiert?

Mein Blick wandert auf den Küchentisch. Dort liegt ein Briefumschlag und einige Geldscheine schauen heraus. Ich zähle nach. Genau 3.000 Euro.

Auch ein Teller steht auf dem Tisch. Eine kleine Gabel liegt daneben, und der Teller ist voller Krümel.

Eine verschlossene Schachtel erregt

meine Aufmerksamkeit. Emily hat sie an den Rand des Tisches geschoben. Ich öffne sie und sehe einen Baumkuchen darin. Ein gutes Drittel wurde herausgeschnitten und offensichtlich verspeist.

Ich schließe die Schachtel und starre vor mich hin.

Eine Fliege setzt sich auf den Küchentisch. Krabbelt hierhin und dorthin und putzt sich die Flügel, fliegt plötzlich auf den Fliesenboden und beginnt dort dasselbe Spiel von vorn.

Ich beachte sie nicht, schaue Löcher in die Luft, kratze mich am Kinn, spitze die Lippen und

verschränke die Arme vor der Brust.

„Diese verfluchte alte Hexe“, sage ich schließlich zu mir.

Dann klingelt es Sturm. Der Notarzt steht vor der Tür, und ich kann ihm eine Leiche zeigen, die er bestimmt nicht wieder zum Leben erweckt. Da bin ich ganz sicher.

Als ich wieder in meinem *Chrysler* sitze, rufe ich Laura an. Wenig später spazieren wir den Ku'damm entlang.

„Laura, ich wollte mit dir über Carla reden.“

„Was ist mit ihr?“

„Rocco ist tot.“

„Ihr Lieblingsskater? Du verkohlst mich!“

„Nein, ich hab ihn gesehen.“

„Wo denn?“

„In Eurem Haus, heute Vormittag. Ich wollte zur Toilette gehen und hab mich im Zimmer geirrt. Und da lag Rocco, wie aufgebahrt. Als hätte Carla

sich von ihm verabschiedet.“

Laura starrt vor sich hin.

„Ich kann das kaum glauben. Sie hätte mir doch davon erzählt. Woran ist er denn gestorben?“

„Das ist es ja. Ich möchte deine Tante danach fragen.“

„Du ermittelst wegen einer Katze?“

„Nein. Oder vielleicht doch.“

„Was denn nun?“

„Rocco und Martin sind am selben Tag gestorben. Und ich denke, dass Carla mehr darüber weiß, als sie zugibt.“

„Carla? Die kann doch keiner Fliege was zuleide tun. Hat sie dir die Geschichte mit der toten Schlange

erzählt, die in Nordafrika auf dem Weg lag?“

„Ja. Und ich glaube, Sie wäre nicht in Ohnmacht gefallen, wenn neben der Schlange ein Hunderter gelegen hätte.“

Laura überlegt.

„Kann sein. In Gelddingen war sie schon immer etwas merkwürdig.“

„Laura, ich kann auch allein zu Carla gehen. Aber ich hätte dich lieber dabei. Hilfst du mir?“

Laura überlegt. „Unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Wir gehen was essen. Da vorn gibt's Currywurst.“

Wir überqueren gerade die Bleibtreustraße und sind am Ku'damm 195. Hier steht schon seit Urzeiten eine Würstchenbude, die sich für was Besseres hält. Mich ödet der Laden einfach nur an. Aber ich will Laura nicht den Spaß verderben.

Die ganze Ladenfront ist offen. Man muss keine Türen öffnen. Ein paar Leute sind da. Aber die Warteschlangen sind bei weitem nicht so lang, wie am Tage. Der Schuppen muss in allen Touristenführern drinstehen. Anders kann ich mir den Andrang nicht erklären. Denn die Wurst schmeckt hier nicht besser, als bei *Curry-Uwe* am Olivaer Platz.

Wir treten also ein, und ich bekomme gleich so ein mulmiges Gefühl, weil wir keinen Schauspieler mitbringen, und auch keinen Politiker (bevorzugt einen gewissen Bundeskanzler im Armani-Anzug). Dann wirst du hier nämlich freundlich bedient. Ohne Promistatus aber, kriegst du nur den Service zweiter Klasse.

Hinter dem Tresen ein Mann und eine Frau, vielleicht Mitte fünfzig. Beide machen ihr übliches lustloses Gesicht. Klar, Familienbetrieb. Die machen das schon seit Ewigkeiten. Aber warum tun die uns das an?

„Hey Leute“, möchte ich rufen.

„Wenn Ihr keinen Bock mehr habt auf einen guten Service, ein nettes Wort oder ein freundliches Lächeln, dann macht euren Laden doch endlich zu!“

Heute will die Frau mich schlecht bedienen.

Ein „Ja bitte?“, schenkt sie sich. Ein genervter Blick muss reichen.

Das Maul muss man schon selber aufmachen.

„Eine Bratwurst mit Curry, Ketchup und Mayonnaise.“

Sie holt tief Luft.

„Also eine *Currywurst*“, sagt sie leise und mit eisiger Miene.

„Wenn Sie das so nennen.“

„Mit Ketchup und Mayo.“

Hatte ich doch gesagt. Also nicke ich nur.

Sie nimmt eine Wurst vom Grill, die oben schön braun ist, unten aber schwarz und beginnt sie zu zerschneiden.

„Nee, dienehm ich nicht. Die is ja ganz verkohlt.“

Sie hält inne und holt wieder tief Luft.

Der Mann gibt ihr ein Zeichen.

Sie stellt den Teller beiseite und beginnt von vorn.

Niemand sagt ein Wort. Und ich grinse innerlich.

Auf dem Tresen, neben dem Zahlteiler, steht ein Schälchen mit

kleinen bunten Wurstspießen aus Kunststoff. Ich nehme zwei.

„Die sollten *Sie nicht* anfassen.“ Da war sie wieder, die leise Stimme. Diesmal mit einer Prise Gift.

Ich lächele nur. Die Spieße bekommt sie nicht zurück. Warum stellt sie das Schälchen nicht woanders hin?

Dann ist sie fertig: „Zwei fünfzig“

Wenn das kein Widerspruch ist. Auf dem Tresen liegt ein sehr kleines Würstchen in Scheiben, rot und weiß zugekleistert. Hinter dem Tresen steht ein sehr unfreundliches altes Mädchen. Und ihr Mund formt die sehr teuren Worte: „Zwei fünfzig“.

Was solls. Sie bekommt das Geld.

Laura erwartet mich an einem der Stehtische.

Das Würstchen haben wir in wenigen Minuten verputzt. Schlecht hat es nicht geschmeckt, und Laura steht offensichtlich drauf.

Sie nimmt meine linke Hand.

Mir wird ganz warm.

Sie fährt die Linien meiner Handfläche mit den Fingern entlang.

„Du liest mir aus der Hand?“

„Ja. Darf ich?“

„Wenn es dir hilft.“

„Auf jeden Fall. Vielleicht bist du ein Spinner, der nur Unsinn im Kopf hat und andere da mit reinzieht. Dann

will ich dir lieber nicht helfen ... Aber ich sehe schon. Du bist jede Mühe wert.“

„Danke.“

„Das hier ist deine Lebenslinie. Sie verläuft um den Daumenballen herum. In China nennt man sie die *Linie der Erde*.“

„Warum?“

„Vielleicht, weil alles Leben aus der Erde kommt?“

„Du bist mir ja eine Chinesin.“

„Ich bin keine. Schon vergessen?“

„Nein. Mach weiter.“

„Deine Lebenslinie hat einen schönen weiten Bogen, fast bis zur Mitte der Hand. Das heißt, du bist

vital und verausgabst dich nicht.“

„Stimmt“, grinse ich. „Da achte ich sehr drauf.“

„Sie ist auch nicht unterbrochen und immer gleichmäßig tief.“

„Was heißt das?“

„Dein Leben verläuft ohne Brüche.“

„Langweilig, oder?“

„Nicht unbedingt. Stabilität ist nichts Schlechtes.“

„Welche Linie ist das hier?“

„Deine Kopflinie. Bei einem guten Charakter beginnt sie zusammen mit der Lebenslinie.“

„Und bei mir?“

„So wie es ein soll: Zusammen, siehst Du?“

„Dann ist ja alles in Ordnung.“

„Moment. Deine Kopflinie senkt sich hinab. Das heißt, du bist kein Materialist. Bei dir stehen Gefühle im Vordergrund.“

„Ist das gut?“

Laura lächelt. „Sehr gut sogar.“

„Was noch?“

„Hier. Deine Herzlinie.“

„Was zeigt die?“

„Ob du wirklich aufrichtig lieben kannst.“

„Kann ich?“

„Ja. Die Linie ist sehr lang und tief.“

„Gut, und jetzt deine Hand“, sage ich.

Laura öffnet ihre Hand nur

widerwillig. Ich studiere die Linien ein Weilchen.

„Deine Herzlinie teilt sich am Ende“, wundere ich mich.

„Stimmt“, sagt Laura. „Du hast gut aufgepasst.“

„Und was bedeutet das?“

„Ich suche in der Liebe auch den eigenen Vorteil.“

„Wie machst du das?“

„Finde es heraus.“

„Ok, aber erst gehen wir zu Carla.“

Vor Carlas Wohnungstür stehen ein paar verschlissene Straßenschuhe.

„Sie muss zu Hause sein“, sagt Laura und klingelt.

Es bleibt alles still.

„Carla, bist du da?“

Totenstille.

Laura ist verwundert. Sie klingelt wieder.

Endlich ein Geräusch hinter der Tür, als würde jemand die Taste von einem Toaster herunterdrücken und dann hören wir Carla rufen:

„Laura, Kindchen, bist du das?“

Sie muss den ganzen Tag lang

Salbei gelutscht haben. Ihre Stimme hat den lieblichen Klang einer senilen Urgroßmutter.

„Ja, Tante. Warum machst du denn nicht auf?“

„Ach, so schnell geht das nicht. Ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste. Ist noch jemand bei Dir?“

Ich finde einen Toaster hinter der Wohnungstür einigermmaßen ungewöhnlich. Also lege ich einen Finger an meine Lippen und ziehe Laura zur Seite.

Eine ganze Weile passiert überhaupt nichts.

Dann plötzlich ein ohrenbetäubender Knall.

Dort, wo Laura eben noch gestanden hat, ist jetzt ein faustgroßes Loch in der Tür.

Drinne poltert es.

Etwas Schweres ist zu Boden gefallen.

Carla stößt einen Schmerzensschrei aus.

„Gottverdammter Mist!“, hören wir sie fluchen. „So ein gottverdammter Scheißdreck noch mal ... Oh Mann, tut das weh.“

Das ist der richtige Moment, die Tür einzutreten, denke ich und nehme Anlauf. Es ist keine wirklich große Sache. Diese alten Scharniere sind der letzte Schrott.

Als ich drin bin, lässt Carla sich gerade in einen Korbstuhl fallen. Sie schaut mich böse an und reibt sich ihr rechtes Handgelenk.

Vor ihr, auf dem Boden, liegt eine Armeepistole aus dem Zweiten Weltkrieg. Ich bücke mich und stecke sie ein. Das Ding wiegt mindestens ein Kilo.

Das verrückte Luder hat einfach damit durch die Tür geschossen. Und der Rückstoß muss ihr das Handgelenk gestaucht haben.

Wieso funktioniert die Waffe noch? Hockt Carla jeden Abend am Küchentisch und fettet alte Pistolen ein?

Laura schiebt sich gerade durch die demolierte Tür.

„Was ist denn hier passiert?“, fragt sie verwundert.

Ich antworte nicht, sondern behalte Carla im Auge.

Die ist totenbleich vor Wut.

„Mit einem Revolver herumzuballern“, sage ich. „Das macht man aber nicht. Das gibt doch große Löcher.“

„Elender Schnüffler“, giftet Carla. „Hat dir noch niemand das Maul eingeschlagen?“

Der liebliche Klang ihrer Stimme muss gerade eben verloren gegangen sein.

„Bisher nicht“, antworte ich. „Meist kann ich mich benehmen.“

Dann ziehe ich einen Hocker heran und setzte mich Carla gegenüber. Diese Gelegenheit findet sie wohl günstig. Jedenfalls spuckt sie mir einfach ins Gesicht.

Ich bin sprachlos und suche nach einem Taschentuch.

„Mach das noch mal, und ich knall dir eine“, sage ich schließlich.

„Frank, seit wann duzt du denn die Tante?“, mischt Laura sich ein.

Jetzt bin ich doch leicht genervt.

„Laura, kannst du bitte Klebeband auftreiben? Es sollte etwas breiter und kräftiger sein.“

Sie kann.

Ich binde damit Carlas
Handgelenke zusammen.

Sie jammert, denn sie hat immer
noch Schmerzen.

„Carla“, sage ich dann leise. „Rocco
ist tot, nicht wahr?“

Sie hebt überrascht den Kopf.

„Was geht denn *dich* das an?“

„Vielleicht hast du recht.
Schließlich ist es nur ein Kater.
Trotzdem, es interessiert mich. Du
hast ihn getötet, nicht wahr?“

Ihre Augen werden zu Eis.

„Leck fett, du Warzenschwein.“

Ich hebe die Hand, kann mich aber
gerade noch zurückhalten.

Irgendwann brauche ich mal einen richtigen Spiegel.

„Komm mit“, sage ich.

Ich stehe auf, greife Carla am Arm und führe sie durch die Wohnung, bis wir vor dem Zimmer stehen, in dem ich Rocco gefunden hatte.

Als ich Carla durch die Tür schieben will, stemmt sie sich mit aller Macht dagegen. Doch ich bleibe unerbittlich.

Ich platziere sie auf dem Stuhl neben dem Tisch und werfe einen Blick auf den armen Rocco. Er liegt unverändert auf dem hellroten Samtkissen.

„Sein Fell ist schon etwas stumpf

geworden“, sage ich.

Dann nehme ich den Teller mit dem Baumkuchen.

„Ich glaube, unsere Carla hat Hunger.“

Ich breche mit der Gabel ein Stück von dem Kuchen heraus.

„Komm Carla, iss, damit du wieder zu Kräften kommst. Du siehst so schrecklich blass aus.“

Dann führe ich die Gabel zu Ihrem Mund.

„Verschwinde mit dem Teufelszeug!“, schreit Carla und presst die Lippen zusammen.

Doch die Gabel kommt immer näher.

„Du solltest dich nicht so sträuben.
Ich will dir doch nur helfen.“

In ihren Augen sitzt die nackte
Angst.

„Ich weiß nicht, ob ich mir das
länger ansehen will“, ruft Laura
dazwischen.

Ich bedeute ihr mit der Hand, ruhig
zu sein.

Carla sitzt vor dem Kuchen, wie das
Kaninchen vor der Schlange.

„Was ist“, sage ich. „Hast du mir
gar nichts zu erzählen?“

„Meinetwegen, ja!“, schreit Carla
endlich. „Du gibst ja doch keine Ruhe.
Aber stell den Kuchen weg.“

Der Teller landet auf dem Tisch ...

vorerst.

„Also“, sage ich so nett, wie möglich. „Was ist in dem Kuchen?“

Carla lacht. „Das kapiertst du ja doch nicht.“

Ich greife nach dem Teller.

„Blauer Eisenhut“, sagt sie schnell.

Ich überlege. Irgendwann habe ich was darüber gelesen.

„Warum soll ich das nicht verstehen?“, sage ich. „Ein schickes Pflänzchen mit blauen Blüten. Seit Jahrhunderten für Giftmorde benutzt. Bevorzugt von Frauen. Was hat dich denn auf die Idee gebracht, mein Täubchen?“

Ich stochere wie zufällig in dem

Kuchen herum.

Carla schielt hinüber.

„Ich habs in einem alten Buch gelesen.“

„Und wo hast du den Eisenhut gepflückt, hier am Ku'damm, oder was?“

„Ich bin in den Urlaub gefahren, du Scheusal.“

„Carla, sei nett. Ich könnte sonst auf die Idee kommen, dir ein paar Krümel zwischen die Zähne zu schieben.“

Sie beißt die Lippen zusammen.

„Wo warst du denn im Urlaub?“

„In den Alpen, Mann.“

„Da wächst das Zeug?“

„Ja.“

„Und wo genau?“

„In Tirol.“

„Wann warst du dort?“

„Vor drei Wochen.“

„Gut, du hast also Blätter vom Eisenhut gesammelt.“

„Pah, die Wurzeln hab ich ausgegraben.“

„Wieso die Wurzeln?“

„Da ist mehr drin.“

„Mehr Gift?“

Sie windet sich.

„Ja.“

„Na schön. Du hast also in Tirol ein paar Wurzeln ausgegraben, dann zu Hause einen schönen Kuchen

gebacken und damit deinen Kater gefüttert.“

Ich mache eine Kunstpause.

„Warum?“

„Es war nur ein Test.“

„Was für ein Test?“

„Ich wollte wissen, ob das Zeug was taugt.“

„Ob es wirklich giftig ist?“

„Ja.“

„Tante, du mußt verrückt sein“, sagt Laura.

Ich bedeute Laura, still zu sein.

„Das passt nicht zusammen“, sage ich.

„Denk, was du willst.“

„Das tue ich die ganze Zeit, liebe

Carla.“

Wieder eine Kunstpause.

„Wie geht es eigentlich Emily?“

Carla zuckt zusammen.

„Hast du mich nicht gehört?“

Ich spiele mit einem Krümel.

„Ich kenne keine Emily.“

„Oh doch, da bin ich sicher“, sage ich. „Ich war nämlich heute bei ihr, mußt du wissen.“

„Gut, dann weißt du ja, wie es ihr geht.“

„Ja, ich saß mit ihr zusammen. Wir haben gesungen, getanzt und gelacht. Und dann, ganz plötzlich, war sie tot.“

Carla zieht die Mundwinkel nach unten.

„Zuerst habe ich das nicht verstanden. Aber dann habe ich auf dem Küchentisch einen Kuchen gefunden. Einen wie diesen hier.“

Ich tue erschrocken.

„Mein Gott, es wird doch nicht derselbe gewesen sein?“

Ich schaue Carla streng ins Gesicht.
Ihre Lippen zittern.

„Sag was Carla ... oder willst du einen Krümel?“

Ich hebe die Gabel.

„Ja, sie war heute hier.“

„Und woher kennst du sie?“

„Eine alte Freundin.“

„Und?“

„Ich hab ihr was von dem Kuchen

mitgegeben.“

Ich hole tief Luft.

„Das ist ja eine feine Freundschaft. Warum, verdammt noch mal, wolltest du sie denn umbringen?“

Carla schielt auf den Krümel und bleibt stumm.

„Hör zu Carla. Du hast heute einfach auf mich geschossen. Glaube mir, ich bin richtig sauer. Du solltest meine Geduld nicht allzu sehr auf die Probe stellen.“

Ich poche mit der Gabel auf den Teller.

Das gibt ein helles, durchdringendes Geräusch.

Irgendwie bringt Carla das aus dem

Konzept.

„Emily hätte mich verraten. Sie musste verschwinden.“

Ich kann das kaum fassen.

„Carla, hast du zugeesehen, wie Rocco gestorben ist?“

„Nein.“ Sie zuckt mit den Schultern. „Er hat sich verkrochen. Ich hab ihn später unter dem Bett gefunden.“

„Ich hab bei Emily zusehen müssen. Sie hat große Qualen ausgestanden. Und ich habe immer noch die Bilder in meinem Kopf. Ich werde nicht schlafen können in nächster Zeit ... Sie ist auch nur ein Miststück, ich weiß. Trotzdem, ich hätte mir das gern erspart.“

Nun muss ich pokern.

„Wofür hast du Emily die dreitausend Euro gegeben?“

„Sie hat für mich etwas gekauft.“

Ich schaue sie wütend an:

„Was sollte sie denn kaufen? Einen Killer?!“

Carla erschrickt. Dann wird sie ebenfalls wütend:

„Wenn du schon alles weißt, was quatscht du dann so blöd daher?“

„Ja, das ist schon frustrierend, nicht wahr? Wenn der ganze schöne Plan auf einmal nicht mehr funktioniert. Wen habt ihr euch denn ausgeguckt als Killer? Hieß der Mann vielleicht Jakob?“

Sie nickt.

„Emilys Bruder“, sage ich. „Ein verarmter Exbulle.“

„Pah, ein armer Idiot.“

„Ja, aber genau so einen Idioten braucht Ihr. Wen sollte er denn um die Ecke bringen? Darüber müssen wir schließlich auch noch reden. Das ist ja nicht ganz unwichtig.“

Wieder eine Kunstpause.

„Ging es vielleicht um Martin?“

„Kannst du mich losmachen? Die Arme tun mir weh.“

Ich achte nicht darauf.

„Ging es um Martin?!“, frage ich schärfer.

Sie nickt zart.

„Martin Wentdorf?“

„Ja doch, verdammt!“, ruft sie genervt.

Laura springt auf.

„Tante, bist du von Sinnen?“

Ich bedeute Laura, dass sie sich wieder setzen soll.

Sie gehorcht, ist aber nun wirklich durcheinander.

„Also liebe Carla, was haben wir denn bisher: Du willst Martin beseitigen und suchst einen Killer. Du verbündest dich mit deiner alten Freundin Emily und bald ist euch klar, dass Emilys Bruder Jakob der Richtige ist. Aber du traust Emily nicht. Sie wird dich irgendwann verraten. Also

beschließt du, dass auch sie sterben muss. Und du weißt, dass sie gern Kuchen isst. Also fährst du in den Urlaub nach Tirol. Dort gräbst du Wurzeln von Blauen Eisenhut aus und nimmst sie mit nach Hause. Hier bleiben sie erst mal liegen. Bis heute. Ungefähr um die Uhrzeit, als Martin ermordet werden soll, backst du einen Baumkuchen. Als besondere Zutat verwendest du die Wurzel von Blauen Eisenhut und fütterst deinen Kater damit. So willst du die Wirkung von dem Zeug testen. Du bist vollkommen zufrieden. Rocco stirbt einen qualvollen Tod. Der liebe Gott sei ihm gnädig. Dann kommt Emily vorbei, um

sich den Lohn für den Mord an Martin abzuholen. Du gibst ihr dreitausend Euro und frischgebackenen Baumkuchen mit auf den Weg. Wenig später ist auch Emily tot. Sie konnte dem Kuchen keine zehn Minuten widerstehen. Das ist alles, was wir bisher haben. Bleiben noch zwei Fragen offen.“

Ich mache wieder eine Kunstpause.

„Woher kamen die dreitausend Euro, und warum musste Martin sterben?“

Carla beißt die Lippen zusammen.

Ich werde langsam müde.

„Also, Carla, woher hattest du die dreitausend Euro?“

„Von mir erfährst du nichts.“

„Carla, du bist unverbesserlich.
Nun gut.“

Ich strecke mich und schaue zu
Laura.

„Wo versteckt deine Tante ihr
Geld?“

Laura zuckt mit den Schultern.

Sie hat es mir nie gezeigt.“

„Wirklich nie?“

„Also, wenn sie es nicht in der
Zuckerdose hat, dann weiß ich wirklich
nicht.“

„Laura!“, giftet Carla wütend.

Kurz darauf beißt sie sich wieder
auf die Lippen.

„Ok, gehen wir.“

Ich packe Carla wieder am Arm und schiebe sie in die Küche.

Dort öffne ich den Buffetschrank.

In der Zuckerdose ist nichts.

Nacheinander schaue ich mir alle anderen Büchsen an.

„Nimm deine Pfoten weg, du verdammter Schnüffler“, kräht Carla währenddessen.

„Was denn, sind wir so dicht dran?“

Ich mache seelenruhig weiter.

Endlich habe ich eine Büchse in der Hand, die leidlich verdächtig aussieht. Mit Schraubdeckel. Sehr geeignet. Und darin finde ich eine Menge Geldscheine.

Carla schnappt nach Luft.

Ich schütte den Inhalt der Büchse auf den Küchentisch. Es sind knapp 17.000 Euro.

„So viel hat sie noch nie besessen“, sagt Laura. „Da bin ich ganz sicher.“

„Woher kommt das Geld, Carla?“, frage ich.

Sie starrt wütend vor sich hin.

Ich versuche etwas anderes.

„Jakob hat die Sache vergeigt. Wusstest du das?“

Sie schaut langsam auf.

„Er hat Martin in den Transporter gelockt. Dort hat er ihm mit dem Gummiknüppel eins übergezogen. Aber er hat ihn *nicht getötet*.“

Carla glotzt mich an.

„Er hat den Fahrersitz in Brand gesteckt und ist dann weggefahren. Und ich habe Martin aus dem Transporter gezogen. Als der Wagen in die Luft flog, saß Martin mit dem Rücken an einem Kirschbaum und sah sich die Sache an.“

Carla grunzt wütend.

„Dieser versoffene Idiot!“

„So ist es wohl. Und Emily ist völlig umsonst gestorben. Eure ganze Aktion war irgendwie sinnlos.“

Carla kaut auf ihrer Unterlippe.

„Es bleibt jetzt alles an dir hängen, Carla. Noch mal, woher kommt das viele Geld?“

Carla holt tief Luft.

„Richard hat es mir gegeben.“

„Welcher Richard?“

„Der von der Tankstelle.“

„Vom Rasthof am Ku'damm?“

„Ja.“

„Verdammt noch mal“, sage ich völlig entgeistert. „Was hat denn der mit der Sache zu schaffen?“

„Er wollte, dass Martin verschwindet.“

„Warum denn?“

„Was weiß ich? Da mußt du ihn schon selber fragen.“

„Und wieso kommt er ausgerechnet auf Dich?“

„Ich konnte halt gut mit dem

Martin. Als er noch mit Laura zusammen war, hab ich öfter am Rasthof in den Grünanlagen geholfen. Richard muss uns zusammen gesehen haben. Der ist ja nicht blind. Und eines Tages hat er mich angesprochen.“

Ich kann das kaum glauben.

„Ok. Nehmen wir das mal so hin. Wie viel hat Richard dir für den Mord gezahlt?“

„Zwanzigtausend.“

„Und dreitausend hast du Emily gegeben?“

Carla nickt.

Ich denke alles noch mal ganz langsam durch. Es könnte stimmen.

„Den Martin habt ihr drei Schwachköpfe nicht auf dem Gewissen“, sage ich schließlich. „Aber für den Mord an Emily wirst du sitzen müssen.“

Dann rufe ich meinen dicksten Freund an.

„Hallo Oscar. Hier ist Frank.“

„Lass mich raten“, knurrt er. „Dir fehlen ein paar Tausender von den Tageseinnahmen und jetzt soll ich dir beim Suchen helfen.“

„Schlimmer Oscar. Deinen Feierabend kannst du vergessen. Ich sitze hier bei einer alten Dame. Die könntest du für einen Giftmord drankriegen. Interessiert?“

„Arbeitest du im Akkord, oder hat die was mit dem Raststättenmord zu tun.“

„Auf Umwegen hat sie damit zu tun, ja.“

„Gut, ich lasse sie abholen. Wo bist Du?“

Ich nenne ihm Name und Adresse.

„In fünf Minuten ist jemand da. Noch was?“

„Ja. Da sind zwei Kerle, die sich gegenseitig erschossen haben. Die können da nicht ewig so liegen bleiben.“

„Mann, ich sollte dir ständig einen Streifenwagen hinterherschicken. Wo liegen die beiden?“

„Später. Du musst jetzt unbedingt zum Rasthof kommen.“

„Ich bin gerade erst dort weg.“

„Kann ich mir denken. Hör zu: Martin wurde auf jeden Fall im Rasthof erstochen, und ich kann mir auch denken von wem.“

„Gib mir einen Tipp.“

„Wir sollten uns mit Richard unterhalten.“

„Der langsamste Eierkocher der Welt. Na, den knöpfe ich mir vor. Darauf freue ich mich jetzt schon.“

Oscar hält Wort. Der Streifenwagen ist nach fünf Minuten da. Die beiden Beamten sind ziemlich abgebrüht. Sehen das Loch in der Tür,

und sagen kein Wort.

„Wer hat denn das fabriziert?“, fragt einer, als sie das Klebeband an Morgots Handgelenken sehen.

„Wir hatten nichts anderes dabei“, sage ich. „Und irgendwie musste ich sie sichern. Sonst kann man ihr nicht den Rücken zudrehen.“ Und zu Laura: „Findest du vielleicht eine Schere?“

Bald haben wir das Klebeband beseitigt und Carla bekommt ein paar richtig schöne Handschellen, mit Schlüssel und allem Drum und Dran.

Dann muss sie gehen.

„Laura, pass auf das Haus auf“, sagt sie tonlos.

„Natürlich“, antwortet Laura und

will ihr die Hand geben.

Carla macht eine abwehrende Bewegung.

„Mach dich nicht lächerlich“, sagt sie böse.

Endlich ist sie verschwunden und das Haus ist irgendwie leer geworden ohne sie. Wie das Gesicht eines Brillenträgers, der seinen Urlaub genutzt hat, um sich die Augen lasern zu lassen.

Es ist Abend geworden. Im Zwielficht von Dämmerung und Neonröhren sieht der Rasthof sehr gewöhnlich aus. Hier und da blättert die Farbe von den Außenwänden, und um die Tanksäulen herum stehen Öllachen, die in allen Regenbogenfarben schillern, aber den Geruch einer drittklassigen Autowerkstatt verbreiten. Der Innenraum sieht schon freundlicher aus. In der ganzen Halle müssen mindestens vierhundert Lampen brennen. Doch das Beleuchtungskonzept wird von

denselben Kerlen stammen, die auch die Obstkörbe im Supermarkt bestrahlen. Zu Hause auf dem Küchentisch, wirken die Äpfel dann plötzlich fade und alt. Und während man sie schält, fragt man sich, wo man beim Einkauf wieder mit seinen Gedanken gewesen ist.

Oscar sehe ich zuerst. Er will gerade ein Stück Kuchen und einen Becher Kaffee bezahlen.

„Sie müssen ihren Laden mal gründlich reinigen“, sagt er zu der Brünetten an der Kasse. „Zwischen den Brötchen habe ich eine Kakerlake entdeckt.“

„Das war Elfriede“, sagt die

Brünette spitz. „Hat sie sich blicken lassen? Ich hatte ihr doch gesagt, sie soll stillhalten, bis Sie hier durch sind.“

Oscar braucht ein oder zwei Sekunden.

„Treten Sie irgendwo auf mit der Nummer? Dann würde ich *dort* gern drüber lachen. Hier möchte ich einfach nur essen. Diese Viecher können Krankheiten übertragen.“

Die Brünette zuckt mit den Schultern. „Machen Sie mal Ihrer Kaffeebecher auf“, sagt sie.

„Da wohnt keine Kakerlake drin.“

„Ich muss nachsehen, was Sie eingefüllt haben.“

„Cappuccino.“

„Ne, so nich. Aufmachen bitte.“

„Ist Ihnen nicht gut? Ziehen Sie jetzt den Cappuccino ab. Sonst rauchts.“

„Nein.“

„Dann behalten Sie Ihren Müll!“

Oscar stößt das Tablett beiseite. Der Becher kippt um. Der Deckel hält, dennoch breitet sich ein dampfendes Rinnsal Cappuccino aus. Die Brünette beobachtet die immer größer werdende Pfütze, als sei es eine Weinbergschnecke, die sich ungefragt in ihrem Garten zu schaffen macht.

Oscar stapft wutentbrannt zu einem der Tische hinüber. Auf halbem

Wege dreht er sich um.

„Schaffen Sie mir den Geschäftsführer ran. Aber auf der Stelle!“, brüllt er. „Und dann können Sie sich Ihre Kündigung abholen. Genau hier!“ Er zeigt auf den Tisch und lässt sich auf einen der Stühle fallen.

„Oscar“, sage ich. „Wenn es ums Essen geht, verstehst du immer noch keinen Spaß, wie?“ Dann setze ich mich dazu.

„Glaub bloß nicht, dass ich durchdrehe“, brummt er. „Mir schwillt nur der Kamm.“

Seit heute Mittag hat er sein Hemd nicht gewechselt. Die Schweißringe

unter den Achseln sind inzwischen getrocknet. Ein breiter Ring aus feinen Salzkristallen hat sich stattdessen abgesetzt. An dem süßlichen Geruch haben sie nichts geändert. Den riesigen Bauch hat er unter die dünne Tischplatte geklemmt. Und nun knetet er seine kurzen weißen Finger, dass die Gelenke knacken.

„Wo ist denn dein Partner?“

„Na wo schon.“

„Auf dem Klo?“

„Genau.“

„Wie hältst du das bloß aus?“

„Was gibt's denn da auszuhalten.

Besser, als wenn er mir den Wagen vollschießt.“

Ich seufze. „Als wir beide zusammen gefahren sind. Das waren noch Zeiten.“

„Ja. Jedes Mal, wenn wir an einer Mutter vorbeifuhren, die ihrem Sohn eine Ohrfeige verpasste, wärest du am liebsten ausgestiegen, um sie zu erschießen.“

„Stimmt. Ein paar Mal war ich dicht dran.“

„Heulst du immer noch mit, wenn deine Frau ihre Tage hat?“

„Wir sind längst geschieden.“

„Kein Scheiß?“

„Seit vier Jahren.“

„Wir sind alt geworden, Frank.“

„Es hätte schlimmer kommen

können.“

Richard tritt an den Tisch heran. Er sieht unglücklich aus.

„Es hat Ärger gegeben, meine Herren?“

„Das kann man wohl sagen“, grunzt Oscar. „Die Kassentante wollte in meinen Kaffee gucken. Was sind denn das für Manieren?“

„Entschuldigung, Herr Kommissar. Das ist eine Anweisung von mir. Betrifft nicht Sie persönlich. Ein paar Araber haben ihren Becher mit teuren Anhängern und Kaugummis gefüllt, dann den Deckel draufgetan und nur für Kaffee bezahlt.“

Oscar stöhnt. „Seh ich wie ein

Araber aus?“

Richard ist untröstlich.

„Natürlich nicht. Kann ich Ersatz bringen, auf Kosten des Hauses?“

„Nicht jetzt. Hol deine Frau. Wir haben mit euch zu reden.“

„Sind gleich zur Stelle“, verspricht Richard und verschwindet.

„Frank, ich bin etwas müde, und ich will auch gar nicht so tun, als wäre das alles auf meinem Mist gewachsen. Hab ich gar nicht nötig, diesen Scheiß. Was hältst du davon, wenn du den Richard in die Mangel nimmst?“

„Hab ich mir auch schon so gedacht“, sage ich.

„Gut“, sagt er und knetet wieder

seine Finger.

Tony kommt aus Richtung der Toiletten.

„Na endlich“, grunzt Oscar. „Ich dachte schon, du wärst festgewachsen.“

„Mach dich nur lustig.“ Tony setzt sich vorsichtig und stöhnt. „Das Klopapier hier ist das reinste Sandpapier.“

Oscar verdreht die Augen.

Richard und Sandy stolzieren heran. Während Sandy sich setzt, wirft sie Oscar einen vernichtenden Blick zu. Den scheint das nicht zu stören.

„Wir kennen uns inzwischen alle“, beginne ich. „Ich komme also sofort

zur Sache. Heute Vormittag wurde hier auf dem Parkplatz ein Mordanschlag auf Martin Wentdorf verübt. Wie alle wissen, hatte ich den Anschlag vorerst vereitelt. Leider wurde Martin wenig später hier auf der Herrentoilette erstochen aufgefunden. Zumindest der Mordanschlag auf dem Parkplatz ist nun aufgeklärt. Martin hatte eine Mitarbeiterin, namens Laura, mit der er kurzzeitig auch liiert war. Laura wohnt bei ihrer Tante Carla. Martin und diese Tante Carla lernten sich also zwangsläufig kennen und kamen auch ganz gut miteinander aus. Heute hat Carla zugegeben, den Mordanschlag auf Martin initiiert zu

haben.“

„Um Gottes willen“, flüstert Richard und greift sich an den Kragen.

„Na, dann ist ja alles geklärt“, sagt Sandy und schaut triumphierend zu Oscar hinüber.

„Leider nein“, sage ich leise. „Carla behauptet, dass sie 20.000 Euro bekommen hat, dafür, dass Martin von der Bildfläche verschwindet. Es gibt also noch jemanden, der ein Interesse an Martins Ableben hatte.“

„Und wer soll das sein?“, fragt Sandy gelangweilt.

Ich wende mich Richard zu. Der stiert auf den Tisch.

„Von mir kommt das Geld, Sandy“,

sagt er schließlich. „Ich wollte damit unsere Ehe retten.“

„Was ist denn das für ein Schwachsinn“, poltert Sandy.

„Warte mal jetzt Sandy“, sagt Richard. „Wir können später reden.“ Dann hebt er den Kopf. „Wo fange ich denn am Besten an? Vielleicht bei unserem Eheleben, Sandy. Weißt du, wie das ist, wenn du jeden Abend deine Launen bekommst?“

Sandy zieht ein Gesicht.

„Du legst dich ins Bett und stellst dich schlafend. Dabei weiß ich genau, dass du das nicht tust. Denn wenn du wirklich schläfst, dann schnarchst du wie ein Bauarbeiter nach einem

Saufgelage. Du klinkst dich also aus. Und ich bleibe mit meinen Wünschen allein. Sieben mal Sex im Jahr ist zu wenig, Sandy. Aber ich kann schlecht an deiner Schulter rütteln oder dich herumwälzen. Das ist ja auch irgendwie nicht richtig. Also seufze ich und gehe hinaus. Und dabei stelle ich mir vor, dass du drei Kreuze machst und ein Dankgebet zum Himmel schickst, weil der notgeile Sack endlich verschwunden ist. Dann gehe ich in die Küche und trinke einen Gintonic oder auch zwei und fange an zu träumen. Was bleibt mir auch anderes übrig? Und an einem dieser Abende, ich fing gerade wieder an zu träumen,

da erinnere ich mich an die Franzi von der Heerstraße.“

„Diese geile alte Schachtel!?!“, kreischt Sandy.

„Lass mich ausreden“, sagt Richard müde. „Jedenfalls hatten wir doch voriges Jahr unseren Unternehmerstammtisch und da hat die Franzi sich an meinem Knie gerieben. Und ich muss schon sagen, reiben kann das Weib. Jedenfalls hat sie mir angeboten, sie doch mal zu besuchen. Nicht in ihrem Laden, nein. Sie ist zwei mal die Woche in so einer Art Swingerklub am Spandauer Damm Na, ich war vielleicht überrascht, das kann ich euch sagen. Ob ihr Mann

auch dabei ist, habe ich sie gefragt. Dieser vertrocknete alte Sack, hat sie gesagt. Der zählt jeden Abend seine Hühner und legt sich schlafen. Jedenfalls gab es dann wieder mal so einen Abend. Ich saß allein in der Küche mit meinem Gintonic. Das ist jetzt vielleicht vier bis fünf Monate her. Da denke ich an die Franzi, und kriege auf einmal solche Gefühle, das kann ich gar nicht beschreiben. Ich habe die Franzi gleich angerufen. Und sie war wohl schon etwas beschwipst. Und um sie herum war so ein Stimmengewirr. Und sie rief durchs Telefon, dass ich mich beeilen soll, sonst wäre sie für heute Abend schon

vergeben. Da bin ich dann losgerast, wie der Wind. Und da saß die Franzi dann. Völlig nackt auf einem Barhocker. Sie hatte solche Brüste, die hatte ich noch nie gesehen, jedenfalls nicht bei einer so reifen Dame. Die sind dermaßen groß und wohlgeformt, dass man einfach nur zugreifen will. Jedenfalls haben wir zusammen den Abend richtig genossen.“

Sandy rinnt eine Träne über das hölzerne Gesicht.

„Sandy. Ich würde das alles nie erzählen. Aber es geht hier um Mord. Und da muss ich mich erklären. Ob es uns beiden nun passt, oder nicht.

Jedenfalls hat sie mich richtig rangenommen. Sie ist schon eine ganz einzigartige Frau.“

Ich nicke. „Sie hat einen Lebensmittelladen in der Heerstraße, Ecke Am Rupenhorn. Ich hab sie heute kennengelernt. Sehr patent.“

„Dann wissen Sie ja, was ich meine. Nehmen Sie den Eindruck, den Sie vor ihr hatten mal zehn. So mischt die Frau den ganzen Swingerklub auf, wie eine Rakete.“

„Bitte keine Ausschmückungen mehr“, grunzt Oscar.

„Das wars ja auch schon“, sagt Richard. „Jetzt kommt der andere Teil. Am Ende also war ich völlig

ungezwungen und hatte schon versprochen, jede Woche wiederzukommen. Da taucht der Martin plötzlich auf. Der steht ja auch ständig unter Druck. Einen Teil davon hat er regelmäßig im Swingerklub abgelassen. Er hat mich nicht gleich erkannt. Waren ja alle vollkommen nackt. Dann haben auch wir völlig ungezwungen miteinander geredet. Aber es war nichts Besonderes. Ich hatte ihn am selben Abend schon wieder vergessen. Am nächsten Tag streicht der Martin hier auf dem Parkplatz herum. Und ich denke immer, was will denn der Kerl? So als ob er mich einkreisen wollte. Endlich

hat er mich angesprochen. Ob wir mal reden könnten, fragte er. Ich hatte natürlich nichts dagegen. Er sagte, es gehe um den gestrigen Abend. Und er könne nicht aus seiner Haut. Ich solle ihm das nicht übel nehmen, aber die Sandy tue ihm so leid. Und er wäre drauf und dran, ihr zu beichten, was ich im Swingerklub so treibe. Aber das wäre doch irgendwie schade, sagte er, wo doch die Sandy diejenige wäre, der der Laden gehört und wenn sie mir den Laufpass geben würde, dann stünde ich doch auf der Straße oder könnte bei McDonalds Burger verkaufen, oder so. Nun, er würde ja auch davon Abstand nehmen, Sandy

alles zu erzählen, wenn ich ihm helfen würde, so wie Männer das eigentlich untereinander tun. Er hätte vor, sich einen neuen Firmenwagen zu kaufen. Und wenn ich etwas dazugeben würde, dann würde er auch gern den Mund halten. An wie viel er da gedacht hätte, frage ich. Na, 20.000 Euro würden wohl reichen, sagte er. Ihr könnt euch vielleicht vorstellen, dass ich am Kochen war. Ich meine, es war ja tatsächlich so. Die Sandy hätte mich achtkantig vom Rasthof gejagt, und ich stünde da, wie der letzte Depp. Als mir dann so richtig klar wurde, dass dieser verdammte Hurensohn mich erpresst, da wusste

ich auch, dass er damit nie wieder aufhören würde. Man kennt das doch. Erst hier 20.000 Euro. Und wenn die durchgebracht sind, kommt die nächste Forderung, und so weiter. Nun ja. Damals war der Martin noch mit der Laura zusammen. Und die war mal mit ihrer Tante hier, der Carla. Und bei der Gelegenheit konnte ich beobachten, dass Carla und Martin gut miteinander auskamen. Ich hab dann die Carla beiseite genommen und gefragt, ob wir uns mal treffen könnten. Sie sagte sofort zu und kam dann noch mal allein hierher. Wir haben, glaube ich, an diesem Tisch hier gegessen, und ich habe ihr alles

erzählt. Sie hat nur gelacht und gesagt, ja, so kenne sie ihren Martin. Dann habe ich sie gefragt, was ich nun machen soll. Ihr müsst wissen, ich kann mit so was schlecht umgehen. Carla hat mir dann auf die Schultern geklopft. Sie nahm die Sache ganz locker. Sie sagte, Richard, mein Guter, das regeln wir so: du gibst dem Martin keinen Cent. Wenn der nämlich Geld in die Finger kriegt, dann will er immer mehr. Du gibst *mir* die 20.000 und *ich* rede mit Martin. Ich sage ihm, dass er jeden Monat von mir einen Tausender kriegt, und dann muss er aber auch die Klappe halten. Und wenn er nicht mitspielen will, dann kriegt er eine

gelangt von mir. Ich fand das alles ganz logisch, so wie Carla das sagte und war heilfroh, die Sache vom Tisch zu haben. Jedenfalls habe ich ihr die zwanzig Tausender gegeben. Und für mich war damit alles erledigt. Im Swingerklub war ich nie mehr. Und seit dieser Zeit sitze ich wieder abends allein in der Küche und trinke meinen Gintonic. Das finde ich wesentlich stressfreier, als diese schreckliche Erpressungsgeschichte, die ich mir eingehandelt hatte. Das ist alles, meine Herren. Und ich meine jetzt, dass Carla das ganze Geld einfach für sich allein haben wollte. Denn eines ist doch klar. Irgendwann wäre der

Martin bei mir wieder aufgekreuzt, wenn der keinen Cent gesehen hätte. Also musste er verschwinden. Aber damit meine Herren, hatte ich absolut nichts zu tun.“

Oscar macht ein gequältes Gesicht.

„Richard, bis zur Mitte war Ihre Geschichte ganz rund. Etwas zu sehr ausgeschmückt, aber annehmbar. Dann wurde sie irgendwie dünn, wie eine Soljanka, in der zu wenig Fleischbrocken drin sind. Und das Ende war einfach nur Bullshit.“

„Herr Kommissar, ich ...“

Oscar hebt die Hand. „Die Carla scheint ja ein ganz besonderes Früchtchen zu sein. Die hat das

vergitterte Fenster, durch das sie jetzt schaut, auf jeden Fall verdient. Ich glaube aber, dass Sie, Richard, ihr bald Gesellschaft leisten werden. Denn für mich waren Sie der eigentliche Auftraggeber für den Mord. Sie haben Bauklötze gestaunt, als mein Freund, dieser kleine Privatschnüffler hier, heute auftauchte, mit dem Martin im Schlepptau. Wo der doch gerade mit dem Transporter in die Luft geflogen sein sollte. Da müssen Sie mächtig Fracksausen bekommen haben. Denn Ihre gesamte Existenz stand auf dem Spiel. Jedenfalls sind Sie dem Martin aufs Klo gefolgt und haben ihm eines Ihrer Küchenmesser in den Rücken

gestoßen.“

„Ihre Schlussfolgerungen sind wirklich unsinnig“, sagt Richard und schüttelt betrübt den Kopf.

„Kann sein“, sagt Oscar. „Kann aber auch sein, dass sie das Scharfsinnigste sind, was wir bisher an diesem Tisch gehört haben.“

„Und jetzt wollen Sie mich festnehmen?“

Oscar wiegt unschlüssig den Kopf. „Schon das Nachdenken darüber bereitet mir Kopfschmerzen. Ich habe hier nämlich nichts zu essen bekommen. Was sagst *du* dazu, Frank?“

„Carla ist ein richtiges Luder. Weißt

du, dass sie heute auf mich geschossen hat?“

„Nein. Wäre aber schön, wenn solche Nebensächlichkeiten früher auf den Tisch kämen.“

„Will damit nur sagen, dass ich Carla so gut wie alles zutraue. Dass sie Richard um 20.000 Euro erleichtert und dann Martin um die Ecke bringt, damit sie das Geld behalten kann, das passt für mich ganz gut zusammen.“

„Du meinst, ich soll Richard laufen lassen?“

„Gib mir ein paar Minuten Zeit zum Nachdenken. In der Zwischenzeit kannst du ein paar Eier essen. Und dann reden wir noch mal.“

„Gute Idee“, ruft Oscar. Und zu Richard: „Meinen Sie, dass Sie ein paar hart gekochte Eier auftreiben können?“

„Natürlich“, ruft Richard, springt auf und läuft davon.

Oscar schaut ihm hinterher. „Und was ist, wenn er die Gelegenheit nutzt, um zu türmen?“

„Wo soll er denn hin? Der lebt für den Rasthof. Den wirst du immer hier finden.“

Oscar entspannt sich. „Auf deine Nase ist Verlass. Also Frank, du hast zwanzig Minuten.“

Ich stehe auf und gehe im Rasthof langsam hin und her. Auf den ersten

Blick passt Richard ins Täterprofil. Aber für mein Empfinden ist sein Herz nicht kalt genug, um solch einen Plan bis zum bitteren Ende durchzuhalten. Ich kann mich natürlich auch irren. Aber dann käme praktisch jeder als Täter infrage, auch die klapprige alte Dame, die in der Lietzenburger Straße Drogerieartikel verkauft, in einem Laden, dessen Einrichtung noch aus der Kaiserzeit stammt.

Nach der vierzehnten Runde habe ich eine Idee. Ich gehe auf die Herrentoilette, um etwas zu überprüfen, und wenig später setze ich mich wieder zu Oscar an den Tisch. Richard hatte sich inzwischen

eingefunden und Oscar pelzt sein erstes Ei.

„Wo ist eigentlich die Kellnerin?“, frage ich.

„Dort an der Kasse“, sagt Richard.

„Nicht die Brünette. Die Dunkelblonde von heute Mittag.“

„Die Anna?“, fragt Richard.

„Ja.“

„Die hat gleich Feierabend.“

„Hol sie her, Richard. Wir müssen mit ihr reden.“

Bald steht Anna vor uns am Tisch, als müsste sie eine Bestellung aufnehmen. Sie hat sich bereits umgezogen. Sie trägt ein weinrotes Ringelshirt ohne Ärmel und einen

schmucklosen langen Faltenrock. An ihrer linken Schulter hängt eine schwarze Handtasche, die so aussieht, als hätte sie die aus dem Nachlass ihrer Urgroßmutter gerettet. Sie sagt einfach gar nichts und wartet.

„Setz dich, Anna“, sage ich leise.

Während sie auf einen Stuhl sinkt, zittert sie kaum merklich am ganzen Leib. Die Handtasche stellt sie auf den Schoß.

„Anna“, sage ich. „Wie ist dein Name?“

„Na Anna“, sagt sie verwundert.

„Nein. Ich meine deinen Familiennamen.“

Sie nestelt nervös am

Reißverschluss ihrer Handtasche.

„Wissen Sie, mein Herr. Ich wohne nicht weit von hier, in der Goethestraße. Und letzte Woche wurde die Post nicht zugestellt. An meinem Briefkasten steht schon immer nur Anna. Ich finde das richtig. Denn wer mich kennt, der schreibt an Anna. Der nette Postbote hatte sich auch schon darauf eingestellt. Aber vorige Woche ist eine Kollegin für ihn eingesprungen. Die verlangte, dass ich den Briefkasten beschrifte, wie alle anderen auch, sonst könne sie keine Briefe einwerfen. Dann soll sie die Briefe doch einfach wieder mitnehmen, habe ich zu ihr gesagt.

Seitdem versuche ich rauszukriegen, wo ich mich über sie beschweren kann.“

„Anna“, sage ich ruhig. „Was an deinem Briefkasten steht, ist uns völlig wurscht. Sag uns einfach deinen Familiennamen.“

Das Zittern ihrer Hände wird stärker. Sie braucht eine halbe Minute, um den Reißverschluss ihrer Handtasche aufzuziehen. Dann hat sie plötzlich ein riesiges Steakmesser in der Hand. Sie fuchtelt damit nicht herum, sondern packt es mit beiden Händen und richtet es auf ihre Brust. Plötzlich ist sie totenblass.

„Kommen Sie mir nicht zu nahe“,

stößt sie hervor. „Ich bringe mich um, wenn Sie mir auch nur ein Stück näherkommen.“

Sandy gibt ein leises Stöhnen von sich. So, als ob sie gleich in Ohnmacht fällt. Alle anderen sitzen wie erstarrt.

„Sie haben kein Recht, den Namen meiner Familie in den Schmutz zu ziehen“, sagt Anna mit zitternder Stimme.

Ich sage einfach gar nichts. In dieser Situation halte ich es für das Beste. Oscar und Tony sind wohl derselben Meinung.

Anna steht langsam auf und bewegt sich rückwärts zum Ausgang hin. Niemand hält sie auf, denn Annas

Häutung findet hier in aller Stille statt.

Ein gelangweiltes Pärchen in mittleren Jahren sitzt an einem der Fenster. Der Mann sieht nicht aus wie eine Held. Beide schauen nun misstrauisch zu uns herüber. Es könnte ja sein, dass jemand einen Revolver zieht und anfängt herumzuballern. Dann würden sie sich wohl unter dem Tisch verkriechen. Das gäbe zwar schmutzige Flecken an den Knien. Doch wenn sie am Leben blieben, würde ihnen eine Wiedergeburt winken, an die sie sich gern erinnern würden, und die vielleicht sogar ihre fade Ehe retten könnte.

Die Brünette an der Kasse schaut ebenfalls herüber. Sie erblickt auch das Messer in Annas Fäusten, sieht sich aber außerstande, die Situation zu begreifen. Ihr Hirn ist prall gefüllt mit schnippischen Kommentaren. In Stresssituationen aber, setzt es einfach aus.

Anna verlässt das Rasthofgebäude rückwärts und steigt in einen kleinen roten *Peugeot*, der schon den ganzen Tag lang neben der Tür parkt. Sie lässt den Motor an, überdreht ihn ordentlich und fährt dann einfach los.

Ob es ihr Plan war, werden wir wohl nie erfahren. Jedenfalls macht der Wagen einen großen Satz nach

vorn und rammt fünfzehn Meter weiter ein Tanksäule, an der sie sich hätte vorbeischlängeln müssen. Die Säule reißt zwar aus der Verankerung. Aber die Sicherheitssysteme funktionieren. So gibt es keine Explosion und keinen Brand.

Die Frontscheibe des Wagens hat tausend feine Risse, ist aber noch nicht aus dem Rahmen gefallen. Dafür schickt sie uns unzählige kleine Lichtreflexe, sodass wir die Fahrgastzelle nicht überblicken können. Ich meine aber, einen leblosen Körper über dem Lenkrad zu erkennen. Wundern würde es mich nicht. Denn Anna hatte sich bestimmt

nicht angeschnallt.

Ich stürze hinaus, bin einen Augenblick später an der Fahrertür, die sich erst nach kräftigem Rütteln öffnen lässt, und ziehe die leblos scheinende Anna aus dem Wagen. Im richtigen Moment kommen Oscar und Tony zu Hilfe. Anna hat zwar kaum Fett auf den Rippen, aber es ist kein Vergnügen, eine reflexlose junge Frau von knapp sechzig Kilo allein zwanzig Meter weit zu tragen. Oscar und ich packen Anna unter den Armen. Tony schnappt sich die Füße. Und schon nach wenigen Sekunden liegt Anna im Rasthof auf einer gut gepolsterten Bank.

Dort stellen wir fest, dass sie atmet. Ein Krankenwagen ist unterwegs. Und wir pusten erst mal kräftig unsere Lungen durch.

Als unser Puls sich endlich wieder den Normalwerten nähert, schlägt Oscar mir auf die Schultern.

„Kannst du mir jetzt endlich erklären, was hier eigentlich los ist?“

Ich atme noch drei Mal tief durch, während sich auch Richard und Sandy dazugesellen.

„Es ist ganz einfach, Oscar. Ich lese gern auf der Toilette. Und wenn es nur der Reinigungsplan ist. Heute war Baranow für die Toilettenreinigung auf dem Rasthof verantwortlich. Anna

Baranow. Tochter von Olga Baranow. Der Olga Baranow, die vor fünfzehn Jahren in einem Parkhaus am Savignyplatz vergewaltigt wurde. Und zwar von Martin Wentdorf. Anna war heute dabei, als ich Martins Namen und Adresse an die Polizei weitergeben musste. Von diesem Moment an wusste sie genau, wen sie vor sich hatte. Den Mörder ihrer Mutter. Erinnern wir uns. Olga Baranow hat sich nach der Vergewaltigung das Leben genommen. Aber für Anna war klar, dass Martin sie auf dem Gewissen hatte. Und heute sieht sie dieses Scheusal wieder. Er war gerade einem

Mordanschlag entkommen. Das muss Anna in etwa so vorgekommen sein, als würde ein geständiger und verurteilter Mörder im letzten Moment seinen Kopf aus der Schlinge ziehen. In ihren Augen war es in jedem Fall eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit. Und als Martin zur Toilette ging, um sich zu übergeben, da ist sie ihm gefolgt und hat ihm ein Küchenmesser in den Rücken gestoßen. Sie fand ganz sicher, dass er das verdiente. Das ist alles, lieber Oscar.“

Oscar glotzt mich lange und schief an.

„Frank“, sagt er endlich. „Ich muss

höllisch aufpassen, wenn ich mich morgens rasiere. Ich muss den Spiegel umdrehen und sichergehen, dass du nicht dahinterstehst.“

Dann wendet er sich Richard zu.

„Richard, ich hätte Sie sehr gern verhaftet. Sie sind mit Abstand der schlechteste Gastronom, den ich kenne. Ich sage es ungern. Aber Sie sind ein freier Mann.“

Richard nickt traurig. Er weiß, die Nacht beginnt erst. Sandy hakt sich bei ihm ein und schiebt ihn in Richtung des Büros. Auf halbem Wege schon, klatscht ihre Hand auf Richards Hinterkopf. Der geht einfach weiter. So werden die beiden wohl die ganze

Nacht verbringen.

Der Krankenwagen kommt.

Als der Arzt sich vorstellt, will ich ihn am liebsten wieder nach Hause schicken. Er ist keine dreißig Jahre alt. Soll er sein schönes neues Rettungshandbuch doch an jemand anderem ausprobieren, denke ich. Aber schon die ersten Handgriffe sitzen.

Anna wird überleben.

Ich genieße die frische Abendluft und überquere zu Fuß den Adenauerplatz. Es ist beinahe dunkel geworden. Die verbliebenen Touristen haben sich auf die umliegenden Gaststätten verteilt. Von dort klingt leichte Musik herüber.

Auf der anderen Straßenseite sitzt ein Mann einsam auf einer Bank. Er ist stämmig, vielleicht Mitte vierzig und trägt ein weißes Shirt, von dem sich eine Kragenspitze in seinem Dreitagebart verfangen hat. Vorn am Hals glänzt ein breites goldenes Kettchen, und auf der Oberlippe

sprießt ein kräftiger dunkler Schnurrbart. Den Friseur für das Kopfhaar hat er sich gespart. Es ist auf einen halben Zentimeter gekürzt. So wie es aussieht, wurde das nach einer halben Flasche Schnaps mit einer stumpfen Papierschere erledigt.

Getrunken hat er mehr als genug. Er schwankt beträchtlich. Jetzt betrachtet er besoffen die von seinem Hirn produzierten Doppelbilder. Sie scheinen ihm nicht zu gefallen. Die Augen sind zusammengekniffen. Stirn und Nasenwurzel liegen in tiefen Falten. Seine Lippen schiebt er ständig nach oben, sodass sein behaartes Kinn unnatürlich lang erscheint.

Ein aufmerksamer Beobachter würde dem Mann einfach seine Ruhe lassen. Vielleicht ist er morgen wieder zu normalen Reaktionen fähig. Doch es ist ein warmer Sommerabend. Und der Ku'damm macht dich leichtsinnig, wie die blutjunge Prostituierte, die in der Kurfürstenstraße am Bordstein steht und dir lächelnd zuwinkt.

Ein junger Afrikaner geht auf den Mann zu. Er hat ein freundliches Gesicht mit einer runden schwarzen Brille darin. Sein dunkles Haar ist in der Mitte ordentlich gescheitelt. Und zu blauen Jeans, trägt er ein orangefarbenes Shirt mit einem dicken grünen Streifen quer über der

Brust. Offensichtlich will er Feuer für eine Zigarette, die kalt in seinem Mundwinkel hängt.

Der Mann auf der Bank nickt und kramt umständlich in seinen Taschen herum. Dann findet er ein Feuerzeug, und es gelingt ihm auch, es anzuzünden. Doch als er dem Jungen das Feuer reichen will, schwankt sein Arm vor Trunkenheit wie ein Wetterhahn im Wind.

Der Junge tänzelt ein Weilchen hin und her. Und als er dessen überdrüssig wird, hält er die Hand des Mannes fest und zündet seine Zigarette endlich an.

Dieser Moment genügt, um das

Gesicht des Jungen zu erhellen. Es ist gepflegt und frisch rasiert. Die Brille schiebt seine Ohrmuscheln etwas nach vorn, sodass es fast knabenhaft wirkt. Seine Haut ist schokoladenbraun. Aber seine knollenförmige Nase schimmert im Licht der gelben Flamme beinahe rosarot.

Der Mann hat genug gesehen. Mit einem heftigen Ruck zieht er das Feuerzeug zurück und richtet sich so schnell auf, wie es sein Zustand erlaubt. Dann steht er schwankend da und seine Gedanken ziehen schwerfällige Kreise.

„Du hast mich angefaßt“, sagt er

drohend. „Ich hab eine Allergie gegen schwarze Männer.“

„Heil Hitler!“, brüllt er dann dem Jungen ins Gesicht. Damit reißt er den rechten Arm hoch, verliert das Gleichgewicht und wäre beinahe lang hingefallen.

„Heil Hitler!“, brüllt der Mann zum zweiten Mal. Und sein Gesicht wird zur hässlichen Fratze. Der Geifer aus seinem Mund sprüht drei Meter weit.

„Heil Hitler!“, brüllt er ein drittes Mal. Und in diesen Ruf legt er seine ganze Kraft. Er beugt sich gleichzeitig leicht nach vorn, als könnte er den Jungen mit seinem ausgestreckten Arm aufspießen.

Der Junge war beim ersten Ruf zurückgeprallt. Dann hatte er sich gefangen und nun steht er vor dem Mann und betrachtet ihn neugierig, wie ein Kammerjäger einen Käfer betrachtet, der mühselig an seinem linken Ärmel heraufkrabbelt.

Ich würde jetzt einen Zehner darauf wetten, dass der Mann kein viertes Mal rufen wird. Der Junge ist einfach nicht so beeindruckt, wie er sein sollte. Und so etwas geht immer übel aus.

Der Schlag trifft den Mann gerade, als er die Lippen wieder nach oben schiebt. Er bietet dem Jungen also das ganze haarige Kinn. Danach fällt er

rücklings über die Bank und landet mit ausgebreiteten Armen dahinter im Gebüsch.

Was folgt, ist eine herrliche Stille, in etwa so, als wenn man nach einem aufregenden Telefongespräch den Hörer auflegt. Der Junge zieht an seiner glühenden Zigarette und geht seines Wegs. Und ein *Mercedes*, der vorüberfährt, gleitet wie auf Wolken.

Als ich an dem Mann vorbeigehe, sehe ich sein Gesicht. Es sieht heil aus. Die Falten sind daraus verschwunden. Sein Mund steht offen. Die Brust hebt und senkt sich. Vielleicht schläft er immer so. Ich nehme an, dass er sich morgen an nichts erinnern wird, und

ich finde das wirklich jammerschade.

Während ich auf Lauras Haus zugehe, kommen die Geräusche wieder zurück. Die Musik ist noch dieselbe geblieben. Und ein *Mercedes Diesel* fährt vorbei und röhrt und stinkt.

Laura holt mich an der Haustür ab. Sie muss geduscht haben. Ihr Haar glänzt und riecht nach frisch geschälten Äpfeln. Ich werde sie bitten, dieses Shampoo öfter zu benutzen, wenn sie mir die Gelegenheit dazugibt.

„Ah“, sagt sie gut gelaunt. „Der kleine Detektiv. Bringst du wieder Probleme mit, oder kannst du dich

auch mal entspannen?“

Ich muss grinsen.

„Für heute ist es genug.“

Das Loch in Carlas Wohnungstür hat sie mit einer kräftigen Pappe vernagelt. Ansonsten habe ich nur Blicke für ihre schlanken Beine, während wir hinaufgehen.

Sie platziert mich in ihrer Küche.

„Willst du etwas trinken?“

„Wenn du ein Glas Wein hast?“

Sie zaubert einen süßen Wermut herbei. Von dem Zeug bekomme ich immer Kopfschmerzen. Aber ich will kein Spielverderber sein.

Endlich legt sie ihre Strickjacke ab. Sie trägt ein Shirt mit schmalen

Trägern, sodass ihre Schultern beinahe freiliegen. Ihre Arme sind sehr schlank und haben eine feine durchgehende Naturbräune.

Nirgendwo sehe ich ein Härchen. Weder an den Armen, noch unter den Achseln. Ihre Haut ist vollkommen glatt und ich bräuchte eine Lupe, um eine einzige Pore auszumachen.

Sie gibt mir ein Glas von dem süßen Zeug und setzt sich auf meinen Schoß. Während wir trinken, umspielt ein feines Lächeln ihren Mund. Wenn mich morgen jemand nach der Farbe der Tapete fragt, werde ich ihm wohl die Antwort schuldig bleiben müssen.

Ihre Lippen kommen näher. Ich

berühre sie, so zart ich kann. Das entlockt ihr nur ein Grinsen. Dann packt sie meinen Kopf mit beiden Händen und drückt ihre Lippen so fest auf die meinen, dass ich kaum noch atmen kann.

„Geh bitte nicht so mit mir um, als ob ich kaputtgehen würde“, sagt sie dann. „Warum glauben Männer, dass Frauen es toll finden, wenn sie an ihnen herumknabbern?“

„Ich werde es mir zu Herzen nehmen“, sage ich.

Dann werde ich mutig und streichele ihre Brust. Sie ist genauso, wie ich es mir vorgestellt hatte. Klein, aber sehr fest. Sie schaut dabei zu und

lächelt kühl, als würde ich die Fassade ihres Hauses streichen. In ihren dunklen Augen spiegelt sich der Mount Everest, und ich spüre, Sie will mit mir zum Gipfel hinauf.

Eine Stunde später sitzen wir wieder am Küchentisch.

Laura sieht sehr besorgt aus.

„Denkst du jetzt schlecht über mich?“

Ich bin erstaunt.

„Warum sollte ich?“

„Ich kann sehr fordernd sein. Und ich weiß nicht, ob du das alles überhaupt wolltest.“

Ich grinse.

„Es war anstrengend und sehr ungewöhnlich. Das gebe ich zu. Aber wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann mach morgen dasselbe noch

mal.“

Sie kichert.

„Ich kenne auch noch andere Spielchen.“

Ich werfe ihr ein Handtuch ins Gesicht.

„Das glaube ich dir aufs Wort.“

Dann denke ich nach.

„Wo hast du das gelernt?“

„Eine Frau braucht so etwas nicht zu lernen. Sie träumt jede Nacht davon. Aber nur wenige fordern ihre Träume ein.“

„Da mag was dran sein“, sage ich.

„Ich denke, wir werden noch viel Spaß miteinander haben.“

Sie fährt mit der Hand meinen

Bauch hinunter.

„Angeber“, kichert sie. „Heute bestimmt nicht mehr.“

„Nein“, gebe ich zu. „Heute nicht mehr.“

Wir trinken wieder von dem süßen Wein, und ich hoffe, dass mein Kopf nicht so schwer wird, wenn ich an die frische Luft komme.

Ich seufze.

„Alles begann gestern Abend. Da war ich bei Denise. Sie hat mich beauftragt, Martin zu überwachen.“

„Wer ist Denise?“

„Oh, sie ist mit einem Anwalt verheiratet. Der ist schon sehr alt, und da vergnügt sie sich mit jüngeren

Männern. Martin war einer davon. Aber sie hatte Bedenken, dass sie nicht die Einzige war.“

„Der Anwalt, hat der auch einen Namen?“

„Bärenreuter.“

Laura stößt verächtlich die Luft aus.

„Sie sagt, ihr Mann ist ihr zu alt?“

„Ja. Warum?“

„Ihr Mann sagt genau dasselbe über sie.“

„Der ist zwanzig Jahre älter.“

„Und liebt nur ganz kleine Mädchen.“

„Du kennst ihn?“

„Natürlich.“

„Woher?“

„Ich bin öfter im Thaipark. Das Essen schmeckt. Und Henry taucht auch manchmal dort auf.“

„Wer ist Henry?“

„Henry Bärenreuter, der Anwalt.“

„Und?“

„Er spielt mit kleinen Mädchen, hebt sie hoch und schaut ihnen dabei unter den Rock. Wenn ein Junge an seinem Hosenbein zupft, nimmt er ihn gar nicht wahr.“

„Macht er was mit den Mädchen?“

„Ich weiß es nicht. Meine Freundin und ich lachen nur über ihn. Ein ekelhafter Kerl.“

Ich nicke.

„Außerdem stinkt er nach Fisch.“

Schlagartig werde ich wach.

„Nach Fisch?“

„Ja. Man kann das gar nicht beschreiben. Einfach ekelhaft.“

„Ich kenne den Kerl!“

Ich springe auf und gehe zum Fenster. Dort trommele ich mit den Fingern gegen die Scheibe.

Nach langem Suchen finde ich einen kleinen Zettel in meiner Hose. Ich nehme mein Handy und wähle die Nummer, die daraufsteht.

„Ja?“ Konny klingt wach und sehr neugierig.

„Hallo Konny. Hier ist Frank.“

„Guck an, der Detektiv.“

„Genau. Ist der alte Mann noch drin?“

„Hat sich nicht blicken lassen.“

„Gut. Halte die Stellung. Ich komme.“

Ich gebe Laura einen Klaps.

„Komm, zieh dich an. Wir müssen noch mal raus. Der Tag ist noch nicht zu Ende.“

„Was ist denn nun schon wieder los?“

„Erklär ich dir unterwegs.“

Als wir vor die Tür treten, ist es dunkel. Mir ist, als hätte uns ein riesiger Fisch verschluckt. Er lässt keinen Sonnenstrahl hindurch. Aber kleine Girlanden schimmern irgendwo

und geben uns etwas Licht. Als wir ein Stück gefahren sind, wir es auch nicht heller. Die ganze Stadt lebt in seinem Bauch. Doch die Menschen schreien nicht und gehen auch nicht aufeinander los. Sie nehmen die Gefangenschaft gelassen hin. Bis zum nächsten Morgen. Dann möchten sie wieder ausgespuckt werden.

Wir finden Konny im Gebüsch. Er lehnt grinsend mit dem Rücken an der Außenwand des Supermarktes und hat von hier aus tatsächlich Suchadas Haus im Visier.

Neben ihm sitzt eine schlanke junge Frau. Ihr Dekolleté braucht sie nicht zu verstecken. Es sind noch keine Falten darin. Der sonst makellose Hals ist stellenweise arg zerkratzt. Vielleicht war sie unvorsichtig. Manche der Sträucher haben scharfe Stacheln, wie die Rosen, die am Eingang stehen. Ihr Gesicht ist glatt. Nur die Nase ist

leicht geschwollen, mit feinen blauen Äderchen darin. Auf der Wange stehen flache pustulöse Flecken. Und wenn sie lächelt, zeigt sie fast weiße Zähne. Von einem Schneidezahn ist die Krone abgebrochen.

Auf ihrem Kopf sitzt eine modische Mütze aus weinrotem Stoff. Darunter quillt langes dunkles Haar in wilden Locken hervor. Sonst trägt sie nur noch ein kräftiges blaues Sommerkleid.

Eine schöne Frau, mit dem Gesicht einer Säuferin, die aber immer noch von ihrer Jugend zehrt. Wenn sie dieses Leben noch zehn Jahre durchhält, wird sie ihren letzten Reiz

verloren haben. Dann werden kleine Jungen Dreck nach ihr schmeißen und sie wird ihnen Schimpfworte hinterherrufen, so laut, dass die Leute sich nach ihr umdrehen, wie nach dem Abbild einer buckeligen Hexe aus einem guten alten Kinderbuch.

„Hallo“, sagt sie nett. Dann steht sie auf und eine billige Weinflasche klappert zwischen ihren Füßen. Sie geht ein paar Schritte in die Büsche hinein und hat den Anstand, sich beinahe geräuschlos zu übergeben. Dann richtet sie sich auf und starrt in den klaren Sternenhimmel.

„Wie findest du sie?“, fragt Konny grinsend.

„Mann, die säuft.“

„Stimmt. Und nicht zu knapp. Aber das treibe ich ihr aus.“

„Bist du sicher?“

„Ja. Ziemlich sicher.“

„Du bist verliebt.“

„Toll, nicht wahr?“

Ich nicke zufrieden.

„Das ist Laura.“

Beide lächeln sich an.

„Ihr arbeitet zusammen?“

„Nur heute Abend.“

„Soll ich mit reingehen?“

„Nein. Aber du hast einen guten Job gemacht.“

Konny winkt ab und ich betrachte ihn.

So könnte er auch auf einer Veranda sitzen, kurz vor dem Schlafengehen. Vielleicht mit einer Pfeife im Mund. Auf jeden Fall die Ruhe selbst. Auf der Straße gehen Leute vorüber, solche wie ich. Man grüßt sich, schwatzt und geht seines Weges.

Wir stehen vor Suchadas Wohnungstür und horchen.

Alles ist still.

Klingeln ist keine Option. Ich taste den Türrahmen ab. Er wirkt sehr stabil. Einen Moment lang bin ich ziemlich ratlos.

Laura stößt mich an.

„Du bist mir vielleicht ein Detektiv“, sagt sie leise.

Dann zieht sie ihre Weste aus, trennt einen Saum am Rücken auf und holt einen recht stabilen Draht heraus. In wenigen Sekunden hat sie ihn zurechtgebogen, fummelt damit

aber nicht im Schloss herum, sondern versenkt ihn darüber im Türspalt und zieht ihn vorsichtig nach unten. Als sie auf Widerstand stößt, hebt sie den Draht herunter, und ich höre ein leises Klicken, als hätte jemand die Mine eines Kugelschreibers hereingedrückt.

Dann steht die Tür einen Spalt weit offen, und ich staune.

„War nicht abgeschlossen“, flüstert Laura.

Ganz vorsichtig stoße ich die Tür etwas weiter auf. Dahinter ist es stockdunkel. Dann mache ich den ersten Schritt und gehe hinein. Auf Zehenspitzen durchqueren wir den

Flur. Aus der Küche riecht es nach gekochtem Gemüse mit eine Note Chili.

Im Wohnzimmer ist es still, wie in einer Kirche am Montagmorgen. Dort, wo vom Sternenhimmel etwas Licht auf den Boden fällt, sehe ich eine Menge Spielzeug herumliegen. Schemenhaft erkenne ich eine Couch an der Wand. Niemand schläft darauf.

Die Tür zum Nachbarraum steht offen. Meine Augen haben sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt. Ich sehe ein Fahrrad, einen alten Kinderwagen und jede Menge Kisten, die an der Wand bis zur Decke gestapelt sind. Kleinere Kisten liegen

mitten im Weg, sodass man nicht hindurchtreten kann.

Bleibt nur noch eine Möglichkeit. Leise öffne ich die Tür zum Schlafzimmer. An der Wand hängt irgendein Ölschinken. Was er darstellt, kann ich nicht erkennen. Die Gardinen sind vollständig zugezogen. Ein dreitüriger Kleiderschrank steht neben mir an der Wand und drüben am Fenster sehe ich einen Frisiertisch. Der Spiegel dazu ist riesig. Auf dem Boden liegt ein flauschiger Teppich mit breiten Zotteln an der Seite. Man versinkt darin, als würde man auf einer saftig grünen Wiese laufen.

In der Mitte des Raumes steht ein

modernes Doppelbett. Eines von diesen Dingen mit durchgehender Matratze aus rotem Samt und eingebautem Radio im Rückenteil. Von den meisten wird es nicht gekauft, um darin zu schlafen. Es ist unbequem. Du kannst es für Orgien benutzen oder zersägen und auf den Sperrmüll geben.

Sofort umfängt mich ein widerlicher Fischgeruch. Aber den hatte ich erwartet. Henry liegt seitwärts und völlig nackt, etwa in der Mitte des Bettes. Er schnauft ruhig vor sich hin und hat seinen Arm um die kleine Thip geschlungen. Sie atmet tief und fest. Ein dünnes Bettlaken sollte

sie bedecken. Aber sie hat es von sich gestrampelt.

Ich bleibe stehen und überlege, was zu tun ist. Dann schalte ich das Licht ein und rüttele kräftig an Henrys Schulter.

„Steh auf“, sage ich. „Wir haben mit dir zu reden.“

Er dreht sich um, macht die Augen auf und glotzt mich an. Völlig unaufgeregt. So als ob jede Nacht ein Fremder an seinem Bett steht, um ihn zu wecken. Sein Blick wandert zu Laura hinüber. Da wird er noch ruhiger. Er schaut zu meinen Füßen hinunter, als ob meine Schuhe ihm was sagen könnten.

„Wer bist Du?“, fragt er mit belegter Stimme.

„Mein Name ist Frank.“

„Und wie bist du hier reingekommen?“

„Das war sie“, sage ich und deute mit dem Kopf auf Laura. „Sie hat ein Händchen für verschlossene Türen, hinter denen Kinderschänder ihr Unwesen treiben.“

Henry richtet sich auf und greift nach seinem Slip. Die Haut an seinen Armen und Beinen ist großflächig marmoriert. Überall sind feine rotbraune Äderchen zu sehen, die ohne System wild durcheinanderlaufen. Sein Bauch

dagegen ist fleckig und voller Falten, wie ein altes Tischtuch.

„Und wer soll das sein, dieser Kinderschänder?“

„Du natürlich, Henry. Schließt dich hier ein und liegst nackt mit einer Fünfjährigen im Bett. Hast du da noch Fragen? Ich denke, du bist Anwalt?“

Endlich zieht er seinen Slip über das runzlige Gesäß. Der Anblick war kaum noch zu ertragen. Dann nimmt er seine Brille vom Nachttisch und setzt sie umständlich auf, als wäre er mit seinen Gedanken beim letzten Sommerurlaub in Mallorca. Schließlich schaut er mich mit denselben stechenden Augen an, mit denen er

im Gerichtssaal die Gegenseite durchbohrt.

„So wie ich das sehe“, doziert er „seid ihr beide diejenigen, die Ärger kriegen werden. Denn ihr seid hier eingebrochen, während ich mich um mein Patenkind kümmere. Dass es nicht allein schlafen kann, steht auf einem anderen Blatt.“

„Laura, sieh nach“, sage ich.

Sie geht um das Bett herum, dreht Thip vorsichtig auf den Rücken und öffnet ihre nackten Beine.

„Blut“, sagt sie nur.

Henry zuckt zusammen, wie ein gepeitschter Galeerensklave.

„Henry“, sage ich. „Wenn ich dir

keine kleben soll, tust du jetzt, was ich dir sage. Zuerst ziehst du dir was an. Wir stehn nicht auf alte Männer.“

Gleichmütig nimmt er ein Shirt und zieht es sich über.

„Was ist denn das?“, fragt Laura.

Sie ist gegen ein dreibeiniges Gestell gestoßen.

„Ein Stativ“, sage ich und schaue mich um. „Auf dem Frisiertisch liegt eine Videokamera. Sieh mal nach, ob was drauf ist.“

Laura geht mit dem Apparat so routiniert um, als wäre es ihr eigener.

Henry kratzt sich unbeteiligt am Knie. Währenddem lugt eine winzige Schweißperle hinter seinem linken

Ohr hervor, wird größer und fällt schließlich auf seine bleiche Schulter.

„Das ist ja zum Kotzen“, ruft Laura leise. „Er hat alles aufgenommen. Was will er damit?“

Ich werfe einen Blick darauf.

„Ruf die Polizei“, sage ich. „Sie sollen eine Beamtin mitbringen.“

Laura greift zum Handy und ich gebe Henry eine kräftige Kopfnuss.

„Rede jetzt endlich“, sage ich drohend. „Wofür drehst du die Videos. Verkaufst du das Zeug?“

Henry scheint um Jahre gealtert. Er hält die Augen geschlossen, atmet tief und beißt auf seinen dünnen Lippen herum, als wollte er sie verspeisen.

Die Videos reichen, um ihn für Jahre hinter Gitter zu bringen. Seine Nase scheint plötzlich spitz und vertrocknet, die Wangen gelb und hohl. Er knetet an seinen Fingern herum, als könnte er damit die bösen Geister vertreiben, die plötzlich in sein Leben gedrungen sind.

Endlich öffnet er die Augen und beginnt zu sprechen.

„Wie war dein Name?“

„Frank“, sage ich ruhig.

„Ich bin Anwalt“, sagt er.

„Das weiß ich“, entgegne ich gereizt.

„Aber ich hab auch gewisse Neigungen, Frank. Und ich komme

nicht dagegen an. Früher war alles einfacher. Da bin ich nach Kambodscha geflogen. Das waren noch Zeiten. Aber die Polizei dort ist auch nicht mehr das, was sie mal war. Vor acht Jahren haben die mich beinahe hochgenommen.“

„Gibt's dort eine Akte über Dich?“

Er winkt ab.

„Alles verjährt.“

„Weiter“, sage ich.

„Seitdem war ich nicht mehr in Asien. Dafür habe ich den Salon Anett gekauft. War eine günstige Gelegenheit.“

„Ich denke, der Laden gehört George?“

„Der ist mein Geschäftsführer.“

„Das war er mal.“

„Wieso?“

„Wurde heute erschossen.“

„Um Gottes willen. Von wem denn?“

„Tim Hinze hieß der Mann.“

„Polizeiobermeister Hinze?“, fragt er ungläubig.

„Ja.“

Henry schüttelt ungläubig den Kopf.

Ich grinse.

„Da ist was schiefgelaufen, nicht wahr?“

Eine Träne rollt über sein Gesicht.

Laura verdreht sie Augen.

„Hör auf zu heulen“, sage ich.

Er zwingt sich zur Ruhe.

„Vor zwei Jahren hat eine Thailänderin im Salon angefangen. Sie heißt Suchada, und unser bester Kunde ist auf sie aufmerksam geworden, beziehungsweise auf ihre Tochter.“

„Die kleine Thip hier.“

„Ja. Er fragte, ob wir Videos von der Kleinen machen könnten. Er wäre Mitglied in einem Tauschring. Kinderpornografie und solch Zeug. Er müsse auch ab und zu eigenes Material liefern und würde gut dafür bezahlen. Er war nicht so dumm, es selber mit der Kleinen zu treiben.“ Er hält inne und spitzt die Lippen. „Ich

dagegen schon.“

„Mach mal halblang. Das kam dir doch entgegen.“

„Anfangs ja. Aber er wollte immer mehr. Und das Ganze wurde ein regelmäßiger Job, der ja nicht ungefährlich ist. Jedenfalls haben wir Suchada ein Angebot gemacht. Die stand gerade schwer unter Druck. Wollte sich von ihrem deutschen Mann scheiden lassen. Der hatte sie aus einem Massagesalon in Pattaya geholt. Solche Beziehungen sind immer Schrott. Wie dem auch sei. Suchada brauchte eine Bleibe und da hab ich die Wohnung hier für sie angemietet.“

„Und dafür darfst du ab und zu auf Thip aufpassen.“

„Ja. Anfangs dachte ich, Suchada nimmt mir das ab. Aber so dumm ist sie nun auch wieder nicht. Es ist nur sehr bequem für sie.“

„Wie oft bist du hier?“

„Zweimal die Woche. An den anderen Tagen passt Suchadas Freundin auf die Kleine auf.“ Er schaut zu Thip hinüber. „Sie ist so ein liebes unschuldiges Kind.“

„Halt ja dein Maul“, sage ich.
Ich denke nach.

„Für wen drehst du die Videos?“

„Willst du das wirklich wissen?“

„Natürlich.“

„Für einen hohen Politiker.“

„Name.“

„Edward Brauner.“

„Unbekannt.“

„Sitzt für Bayern im Bundestag.“

„Welche Partei?“

„Ist das nicht egal?“

„Da hast du auch wieder recht.“

Ich denke nach.

„Weißt du, wo der Kerl wohnt?“

Henry nickt.

„Wir hatten uns mal dafür interessiert, falls er uns linkt. Aber so dumm war der nicht. Haus und Familie sind irgendwo in Bayern. Hier in Berlin hat er ein Appartement, gar nicht weit von hier. Fehrbelliner

Platz.“

„Wie praktisch. Gleich am Thaipark.“

„Ja.“ Er schaut zu mir hoch. „Willst du ihn besuchen?“

„Keine schlechte Idee.“

„Er ist ein Nachtmensch. Kommt manchmal erst nach Mitternacht nach Hause.“

Ich zeige meine Zähne.

Henry meint, er hätte jetzt was gut bei mir. Und da hat er gar nicht mal so unrecht.

„Die Polizei wird gleich hier sein“, sagt er. „Meine Sachen liegen im Bad. Ich will auch noch mal aufs Klo.“

Ich bringe ihn hin.

Seine Kleidung hängt tatsächlich im Bad, an einem Haken. Der Raum hat keine Fenster, nur eine Anlage zur Belüftung. Ich greife in die Taschen seines Anzugs. Nichts. Dann sehe ich mich um. Ein riesiges Badetuch an einem anderen Haken. Ein Spiegelschrank mit jeder Menge Drogerieartikel darin, vor allem Shampoos, aber keine Messer oder Scheren. Zwei Lampen. Eine an der Decke und die andere über dem Spiegelschrank. Über der Badewanne hängen ein paar Kindersachen zum Trocknen. Eine Toilette mit jeder Menge Urinstein. Eine Waschmaschine in der Ecke. Davor

eine Box, gefüllt mit Schmutzwäsche. Und auf dem Boden ein dicker Läufer, der dringend einer Reinigung bedarf.

Ich lasse ihn allein, schließe die Tür und ich lehne mich daneben an die Wand.

Lange höre ich überhaupt nichts. Dann ein schwaches Poltern.

Ich will die Tür öffnen. Doch Henry hat sie von innen verriegelt, leiser als ein Kastanienblatt zu Boden fällt.

Ich rufe und klopfe energisch.

Keine Antwort.

Dann schaue ich mir das Schloss an. Da ist eine Kerbe. Man kann den Vierkant von außen mit einem Geldstück zurückdrehen. Ich fummle

in der Hosentasche herum, finde einen Euro und öffne die Tür.

Seine Kleidung hängt immer noch am Haken. Er hat sie nicht angerührt. Die Schmutzwäsche hat er ausgekippt, die Box umgedreht und in die Mitte des Raumes gestellt. Die feuchten Kindersachen hat er in die Badewanne geworfen, die Deckenlampe abgenommen und daraufgelegt. Die dünne Wäscheleine hat er doppelt eingedreht, dann eine Schlinge gebunden und das Ende an dem Deckenhaken befestigt. Dann ist er auf den Rand der Badewanne gestiegen, hat seinen Kopf in die Schlinge gesteckt und sich fallen gelassen.

Er war sehr fleißig in der kurzen Zeit, wie ein junger Marder nachts unter einer warmen Motorhaube.

Ich schaue nach oben. Der Haken scheint kräftig zu sein. Er wird halten. Seine Finger zappeln und zucken, als würden sie ein Eigenleben führen, und seine Füße suchen fieberhaft nach einem Platz zum Ausruhen.

Ich rase in die Küche, hole ein Messer, steige auf die Box und schneide die Wäscheleine durch.

Als Henry auf dem Boden liegt, schnappt er nach Luft. Er ist zäh. Er wird das überleben. Irgendwann bekommt er soviel Luft, dass er sprechen kann.

„Das war nicht nett“, sagt er. „Du hättest mich hängen lassen sollen.“

„Verdient hättest du es“, sage ich.

Er zuckt mit den Schultern.

„Ich habe keine Angst vor dem Tod.“

Dann helfe ich ihm, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Es klingelt an der Tür. Laura öffnet. Zwei Polizisten kommen herein.

Der Erste hat grau melierte Schläfen und das ehrliche Gesicht eines Rangers, mit Falten genau dort, wo welche sein sollten: in der Mitte der Stirn, zwischen den Augenbrauen und um die Mundwinkel herum. Sonst ist seine Haut vollkommen glatt,

obwohl er stramm auf die sechzig zugeht. Vielleicht hat er ein Maßband in seinem Spind und zählt die Tage bis zur Pensionierung. Auf jeden Fall wird er sich für niemandem mehr die Hand brechen lassen, es sei denn, es geht um sein Leben. Ein kleiner Spitzbauch füllt die Bluse etwas aus. Aber das ist kein Fett, sondern nur altes Bindegewebe, das die Därme nicht mehr so gut beisammenhält. Er hat kräftige Unterarme, die behaart sind, wie die eines jungen Affen. Den einen oder anderen Ganoven wird er damit noch packen können.

Kurz gesagt, ein Mann, dem ich die Schlüssel für meine Wohnung

anvertrauen würde, während ich in den Urlaub fahre. Er würde meine Blumen gießen und das Licht ein und ausschalten, meine Hauspantoffeln tragen und fernsehen und dabei das Bier aus meinem Kühlschrank trinken. Und ich säße dreitausend Kilometer weiter weg, an einem steinigen Strand in einer Affenhitze und hätte einen hartnäckigen Durchfall von den vielen Wassermelonen. Aber wenn dann eine kleines Kärtchen von ihm käme, auf dem steht, dass es ihm gut gehe, dann wäre ich doch zufrieden.

Ich könnte ihn mir aber auch als Parkranger vorstellen. Vielleicht am Hundekehlesee im Grunewald. Hunde

und Hundekot, soweit das Auge reicht. Da gibt es viel zu tun für einen ehrlichen Mann, dem die Natur am Herzen liegt.

Der zweite Polizist ist eine Frau, nach meiner Schätzung Ende zwanzig und das Mäuschen der Wache. Sie hat ein nettes Lächeln und sehr schöne Zähne dabei, glänzende braune Augen, ein glattes Gesicht mit rosigen Wangen und angewachsene Ohrläppchen. Sie ist etwas füllig, was ihr gutsteht und hat eine Uniform, die dafür sitzt, wie angegossen.

Sie lächelt ununterbrochen. Irgendwann hat sie das vor dem Spiegel geübt und nun ist es in ihrem

Gesicht festgewachsen.

Der Ranger schiebt seine Daumen hinter den Gürtel und schaut prüfend in die Runde. Sein Blick bleibt an Henry haften, der auf seinem Stuhl kauert und um dessen Hals sich ein blaurotes Mal abzeichnet, das immer dunkler wird. Er meint schließlich, dass ich der Richtige wäre, um seine Fragen zu beantworten.

„Hast du den Mann so zugerichtet, mein Sohn?“

„Mitnichten. Er wollte sich hier im Badezimmer erhängen.“

„Gab es denn dafür einen Grund?“

„Das kann man wohl sagen. Wir haben ihn im Schlafzimmer

überrascht. Dort hat er mit einem fünfjährigen Thaimädchen im Bett gelegen. Zuerst behauptete er, dass er der Patenonkel wäre und sich um sie kümmern würde. Dann haben wir eine Videokamera gefunden. Dort kann man sehen, was er mit der Kleinen so treibt.“

„Und wem gehört diese Wohnung?“

„Der Mann zahlt die Miete. Polizeilich gemeldet ist die thailändische Mutter des Mädchens.“

„Ist die auch anwesend?“

„Leider nicht. Sie arbeitet im Puff. Das kann noch die ganze Nacht dauern.“

Der Ranger nickt traurig.

„Und was hast *du* hier zu suchen, mein Sohn?“

„Ich bin mit meiner Freundin Laura die Treppe hochgelaufen. Die Tür zu dieser Wohnung stand sperrangelweit offen. Wir haben die Hilferufe des Mädchens gehört, und sind dann rein, um zu helfen.“

„Wo ist denn das Mädchen?“

„Sie schläft nebenan.“

Der Ranger öffnet die Tür zum Schlafzimmer und schaut hinein. Thip schläft sehr tief und sehr fest.

„Und diese kleine Blume hat um Hilfe gerufen?“

Ich nicke.

„Durch diese Tür?“

„Nein. Auch die stand sperrangelweit offen.“

Der Ranger nickt langsam.

„Unser Kinderschänder hier war ganz schön leichtsinnig, nicht wahr? Kann ich trotzdem deinen Ausweis sehen, mein Sohn?“

Ich geb ihm meinen Pass und meine Karte.

Er studiert beides, ohne mit der Wimper zu zucken. Er gibt mir den Pass zurück, und lässt die Karte in seiner Brusttasche verschwinden.

„Dir sitzt der Schalk im Nacken. Das muss ich dir leider sagen. Ich kann ihn dort tanzen sehen. Irgendwann musst

du einen Knüppel nehmen, und ihm zeigen, wer der Herr ist. Sonst wird er dich ins Unglück stürzen.“

„Ich prügel ihn jeden Abend windelweich. Dann heult er und will mich nie mehr behelligen. Aber am nächsten Morgen, nach dem ersten Kaffee, ist wieder da.“

Er taxiert mich, als wäre ich ein Alkoholiker auf Entzug.

„Wo ist denn die besagte Kamera?“, fragt er dann.

Laura reicht ihm das Gerät.

Er besieht es sich, als wäre es ein UFO.

„Es war von Bildern die Rede“, sagt er schließlich.

Laura drückt einen Knopf und das Video läuft.

Der Ranger ist still und seine Mine verändert sich um keinen Millimeter. Er muss ganz schön abgebrüht sein, oder traurig und völlig ohne Illusionen.

Das Mäuschen sieht ihm neugierig über die Schulter und nach einem Weilchen fällt ihr doch das Lächeln aus ihrem Gesicht. Es zerspringt am Boden in tausend Stücke und sie wird sehr viel Mühe haben, es wieder aufzusammeln und zu reparieren.

„Du wirst uns begleiten“, sagt der Ranger schließlich zu Henry. „Ich hoffe, diese Wohnung liegt dir nicht

am Herzen, denn du wirst sie lange Zeit nicht wiedersehen.“

Er schaut sich um.

„Er sollte sich was anziehen. Er holt sich ja sonst den Tod da draußen.“

Wir kleiden Henry an.

„Der Mann ist Anwalt“, sage ich.
„Ihr müsst aufpassen, was ihr sagt.“

„Ein Anwalt“, sagt der Ranger sanft. „Die habe ich am liebsten.“
Damit dreht er Henry die Arme auf den Rücken und legt ihm dort Handschellen an.

Laura flüstert mir etwas zu.

Ich räuspere mich.

„Auf ein Wort noch“, sage ich.

Der Ranger dreht sich zu mir um. Er

ist wirklich sehr langsam, in allem, was er tut. Aber ich denke, dass er einen Rottweiler am Schwanz packen könnte, während der wedelt und die Hand schon wieder fortgezogen hat, bevor er zubeißt.

„Der Mann hat gestanden“, sage ich. „Ihr habt die Videokamera. Was wollt ihr noch mit der Kleinen? Laura möchte gern für sie sorgen. Ich verbürge mich für sie.“

Der Ranger sieht mich lange an.

„Und wer verbürgt sich für *dich* mein Sohn?“

„Es gibt ein paar Leute, die mich kennen. Manche von denen können mich sogar leiden. Vielleicht solltest

du Oscar anrufen. Oscar Wank, vom Morddezernat. Zugegeben, er ist einer von den Wenigen, die mich leiden können. Hoffe ich jedenfalls.“

Er tut es. Das Gespräch dauert zehn Minuten. Länger als ich kalkuliert hatte. Viel länger. Die Augen des Rangers taxieren mich unergründlich. Endlich legt er auf.

„So eine Rakete bist du nun nicht“, sagt er gedehnt. „Oscar denkt darüber nach, dich in Schutzhaft zu nehmen. Wie er sagte, hast du heute eine Spur der Verwüstung um den ganzen Ku’damm gezogen. Vier Tote und drei Verhaftungen. Diese hier eingerechnet.“

„Und ich bin noch nicht mal fertig“, grinse ich breit.

Er taxiert mich, wie einen notorischen Schulschwänzer.

„Kannst du mir diesen Punkt vielleicht näher erläutern? Aber langsam bitte, sodass ich auch jedes Wort verstehe.“

Mir fällt zum Glück Jakob ein.

„Heute Vormittag hat ein suspendierter Polizist seine alte Uniform angezogen und einen Mordanschlag verübt. Das war auf dem Rasthof am Ku'damm. Ich hab ihn nachmittags in seinem Bett gefunden, stockbesoffen. Dort hab ich ihn erst mal liegen gelassen. Hatte

Wichtigeres zu tun. Aber jetzt wäre ein guter Zeitpunkt, um ihn abzuholen.“

Sein Gesicht ist hart geworden.

„Ein ehemaliger Polizist? Und wo sagtest du, schläft er seinen Rausch aus?“

Ich nenne ihm die Adresse.

„Und den hat Oscar noch nicht auf seiner Rechnung?“

Ich schüttele den Kopf.

„Aber er gehört zu dem ganzen Schlamassel heute dazu.“

Der Ranger nickt langsam. Dann schaut er zu Thip hinüber und überlegt noch langsamer.

„Pass auf, Söhnchen“, sagt er

endlich. „Wir machen das so. Laura und die Kleine kommen jetzt mit zur Wache. Dort nehmen wir ein Protokoll auf. Und wenn ein Arzt sich die Kleine angesehen hat, frage ich mich durch. Und ich denke, ich bekomme die Genehmigung, dass sie erst mal bei ihrer Tante bleiben darf.“

Er schaut Laura an. „Du bist doch die Tante, nicht wahr?“

Laura nickt.

„Dann ist ja alles in Ordnung“, sagt er zufrieden.

Dann nimmt er mich wieder ins Visier.

„Und du willst dich jetzt ausschlafen, nicht wahr? Den falschen

Polizisten hole ich mir allein. Geht das in deinen sturen Kopf rein?“

Ich strahle ihn an. „Danke, dass Sie mir die Arbeit abnehmen, Polizeiobermeister.“

Er antwortet nicht, sondern kaut ein wenig auf seiner Unterlippe.

Dann wandern wir alle die Treppe hinunter.

Thip schläft fest in Lauras Armen.

Und Laura hat ein feines Lächeln im Gesicht. Es ist etwas Wärme darin, von der Sorte, die nach außen und nach innen strahlt. Fast bin ich ein wenig eifersüchtig. Und in ihren dunklen Augen tanzt ein kleines Licht, wie ein Glühwürmchen, das verirrt

Wanderern den Weg weist.

Wie man es von einem Politiker seines Kalibers erwartet, trägt er ein weißes Hemd und einen maßgeschneiderten dunklen Anzug. Das Sakko ist zugeknöpft. Der Schlips ist sehr breit und sehr rot, mit silbernen schrägstehenden Streifen darin. Sein Gesicht ist bäuerlich grobschlächtig. Er hat sauber gekämmtes, dünnes Haar, sicher gefärbt, denn die durchgehend rotbraune Pigmentierung sieht für einen Mittfünfziger eher unnatürlich aus. Schlank kann man ihn nicht nennen. Aber er trägt auch keinen

Fettwanst vor sich her.

Während er die Treppenstufen hinaufsteigt, schnauft er wie ein altes Walross. Auf jedem Absatz bleibt er stehen und schaut zum Fenster hinaus. Beim Ausatmen beult er seine Lippen aus und lässt die Luft durch einen schmalen Spalt entweichen. Das klingt wie ein ans Bett gefesselter Mann, der gerade versucht, sich aufzurichten. Wenn sein Puls wieder erträglich ist, nimmt er sich die nächsten Stufen vor. Dabei hat er kein Gewicht zu tragen. In der Hand hält er lediglich eine schmale schwarze Aktenmappe, ungefähr so schwer, wie drei Blatt Papier.

Ich lehne am Treppengeländer, neben der Tür zu seinem Appartement, und bis zum letzten Absatz bleibe ich ihm verborgen.

Als er mich endlich wahrnimmt, bleibt er abrupt stehen. Es ist schon nach Mitternacht, und ein fremder Mann vor der Tür ist um diese Zeit immer eine Überlegung wert. Seine Augen scannen mich ab, als wäre ich eine Bordsteinschwalbe in der Kurfürstenstraße. Er hat blaue Augen, kalt und schmutzig, wie tiefgefrorener Schnee und den Blick eines Kolkraben, geringschätzig und vollkommen furchtlos. Wäre ich ein aufdringlicher Autogrammjäger, würde er mir jetzt

ein Bildchen reichen. Auf dem würde sein grimmigstes Lächeln zu sehen sein, und ich könnte lesen: „Euer Edward Brauner. Ihr kriegt mich nie.“

Drei Stufen vor mir bleibt er stehen.

„Na mein Freund, hast du kein zu Hause?“

Seine Stimme klingt wie ein vorüberfahrender Schnellzug.

„Hallo Edward“, sage ich leise. „Ich warte schon eine halbe Ewigkeit.“

„Kennen wir uns?“, fragt er misstrauisch. Dabei legt er den Kopf schief und kneift die Augen etwas zusammen.

„Ich kenne dich ganz gut.“

„So. Und was willst Du?“

„Mit dir reden.“

Er lacht. Zuerst stößt er nur heiße Luft aus. Dann macht er das Geräusch eines aufgeregten Ganthers, der vor einem Jungen mit einer kräftigen Gerte flüchtet. Dabei wirft er den Kopf zurück und lässt mich seine Plomben zählen. Es sind sieben.

„Das war ein anstrengender Tag“, sagt er, als er den Kopf wieder unten hat. „Komm morgen in mein Büro. Dort können wir plaudern.“

„Den Teufel werd ich tun.“

Er überlegt. Seine Augen wandern hier und dorthin, als würde er eine Plastik für moderne Kunst betrachten

und das Ende oder den Anfang suchen.

„Woher weißt du, wo ich wohne?“

„Du hast nicht nur Freunde.“

„Und wie bist du an der Wache vorbeigekommen?“

„Meinst du die Schlaftablette dort unten? Ich hoffe, du hast ihm nicht dein Leben anvertraut.“

Er öffnet den Mund, steckt die Zunge in eine Zahnlücke, schiebt ein Stück Fleisch in die Backentasche und kaut schließlich ein Weilchen darauf herum.

„Ich weiß immer noch nicht, warum ich mit dir reden soll.“

„Henry wurde heute verhaftet.“

Ein feines Zucken geht durch sein Gesicht und seine Augenlider verengen sich um einen winzigen Millimeter. Er hätte mich mit einem Kühlschranks erschlagen können. Das hätte nicht mehr Aussagekraft gehabt, als diese winzige Bewegung.

„Ich kenne keinen Henry.“

„Hör doch auf. Henry Bärenreuter, Schickleriananwalt und Chef vom Salon Anett.“

Seine Augen blitzen auf, wie ein Messer im Mondlicht.

„Wie soll ich dich anreden, du kleine Ratte?“

„Nenn mich einfach Frank.“

„Hast du auch eine Karte?“

Ich gebe ihm eine.

Er liest, und sein Mund verzieht sich zu einem hässlichen Grinsen.

„Ein Privater“, sagt er verächtlich. „Solche, wie dich, verspeise, ich zum Frühstück.“

„Lass es lieber. Ich liege schwer im Magen.“

Er steckt meine Karte ein und grinst.

„Komm“, sagt er. „Gehen wir rein.“

Dann boxt er hart und scheinbar freundschaftlich gegen meine Schulter. Ich versuche, keine Miene zu verziehen. Wenn das alles ist, was er zu bieten hat, werden wir gut miteinander auskommen.

Er knurrt. „Du bekommst nichts zu trinken.“

„Ich werds überleben.“

Er nickt und schiebt sich an mir vorbei. Dann geht er federnden Schrittes auf seine Tür zu. Das Treppensteigen hat ihn beinahe umgebracht, jetzt geht er, als könne er es mit einem Zwanzigjährigen aufnehmen. Der geborene Blender. So verbringen diese Leute ihr halbes Leben im Bundestag.

Er schließt auf und geht hinein. Ich folge ihm.

Der Flur versprüht den Charme einer weißen aber schmutzigen Bergziege. Auf dem Boden liegt ein

viel zu schmaler Läufer. Sodass man darauf immer nur mit einem Schuh laufen kann. Der andere klappert dann auf dem zerkratzten Laminat. Ein kleines Regal aus Eisen steht auf dem Boden und bietet kaum Platz für zwei Paar Latschen. Eine Garderobe, bestehend aus fünf riesigen Haken, nimmt eine halbe Wand ein. Daran hängen ein kleiner bunter Regenschirm und ein Bügel aus Holz. Gegenüber steht eine antike Kommode mit vier breiten Schüben und einigen alten Zeitschriften darauf. Darüber hängt ein Spiegel mit einem schmiedeeisernen Rahmen. An einigen Stellen ist er blind und in der

rechten oberen Ecke steckt das Foto einer gepflegten Frau um die Fünfzig. Sie zeigt das unverbindliche Lächeln einer Hausdame, die entschlossen ist, diesen und auch den nächsten Staubsaugervertreter nicht durch die Tür zu lassen.

Edward hängt sein Sakko auf den Bügel und streicht es liebevoll glatt. Ein grimmiges Lächeln erscheint auf seinem Gesicht. Es wird immer breiter, und gerade als ich überlege, ob es auch bis zum Ohr reichen kann, wendet er sich blitzschnell um, packt mich am Kragen und drängt mich mit einer Wucht gegen die Wand, dass ich befürchte, sie könnte kaputtgehen.

„Machs Maul auf“, brüllt er. „Was willst du von mir!“

Sein Lächeln ist verschwunden und hat einer Grimasse Platz gemacht, mit der er leicht Kinder im Fahrstuhl erschrecken kann.

„Wenn du deinen Schniepel behalten willst, nimm deine Finger weg“, sage ich und drücke ihm Carlas Revolver in den Unterleib.

Seine Gesichtszüge entgleisen. Alles war ihm so einfach erschienen. Er hätte mir nur das Maul einschlagen brauchen, dann hätte ich winselnd zu seinen Füßen gelegen. Totaler Realitätsverlust. Wie ein Wurm, der sich daranmacht, seinen Haken zu

verbiegen.

Er streicht meinen Kragen glatt.

„Aber Frank. Wer wird denn gleich so rabiat werden“, sagt er ganz lieb.

„Setzen wir uns doch.“

Damit federt er in das nächstliegende Zimmer.

Hier sieht es schon freundlicher aus. An der Wand protzt ein stilvoller Schrank mit dunkelbrauner Maserung und drei Glastüren. Hinter der mittleren stehen in Leder gebundene Bücher in allen Farben und hinter den äußeren glänzt Geschirr aus weißem Porzellan. Ob es wertvoll ist, kann ich nicht beurteilen. Die Füße sind mit Gold schimmernden Platten

beschlagen. Ein großer Schreibtisch steht in der Mitte des Raumes. Er hat schön geschwungene Beine und sehr dunkles Holz, genau wie die beiden Stühle, die davor und dahinter stehen, wobei der hintere eine gepolsterte Rückenlehne hat. Auf dem Schreibtisch ein Telefon, ein Laptop und eine antike Lampe mit grünem Schirm. Beinahe den gesamten Boden bedeckt ein fein gemusterter Orientteppich, der in Anbetracht seiner Größe, sehr teuer gewesen sein muss. An den Wänden hängen Kopien von Spitzweg. Ich erkenne „Der ewige Hochzeiter“ (passend) und „Der arme Poet“ (unpassend). In einer Ecke

neben der Tür steht eine mannshohe palmenartige Pflanze.

Edward sitzt hinter dem Schreibtisch und grinst mich an. Ich halte den Revolver im Anschlag, gehe um den Tisch herum und durchsuche seine Schubfächer. Er hat nichts darin, was mir gefährlich werden könnte. Schließlich setze ich mich auf den Stuhl *ohne* Rückenpolsterung und warte.

Edward grinst immer noch. Irgendwann werde ich schon herausbringen, was ihn dazu verleitet. Vielleicht hat er nur den Anruf eines Stallburschen bekommen, und eine seiner Hennen hat ein Ei gelegt.

Ich fange an, mich wohlfühlen.

Edward stellt sein Grinsen ein und fängt an, die Utensilien auf seinem Schreibtisch zu ordnen. Ich lasse ihn gewähren. Der Kugelschreiber hat parallel zur Schreibunterlage zu liegen. Der Schlüssel gehört genau in die rechte obere Ecke. Das Telefon wird auch noch verschoben, obwohl niemand daran war. Solch pedantische Leute können einen zum Wahnsinn treiben: Ich freue mich ja über dein Geschenk, aber die Schleife hast du sehr nachlässig gebunden.

Endlich ist er fertig. Er greift in eine Schublade, holt eine Art Lippenstift heraus und streicht damit alles ein,

was sich in seinem Gesicht zwischen Nase und Kinn befindet.

„Ich habe so ein Brennen um die Lippen. Diese Dinger liegen überall rum“, sagt er.

Ich verkneife mir einen Kommentar.

„Also Frank“, sagt er endlich. „Dein Job ist ja nicht gerade der Hammer. Sogar ziemlich unseriös, würde ich sagen.“

„Erzähl mir nicht, was seriös ist, Edward. Was treibst *du* denn so den ganzen Tag?.“

„Soll ich dir aus Sitzungsprotokollen vorlesen?“

„Ich meine eher im Internet.“

Er zuckt mit den Schultern und seine Augen nehmen einen schläfrigen Ausdruck an.

„Im Grunde genommen gar nichts. Vielleicht erzählst du endlich, was du willst?“

„Dich gesellschaftlich erledigen.“

Seine Augen werden etwas größer und er überdenkt die Sache, etwa so lange, wie ich brauche, um mich am Kopf zu kratzen.

„Und wie willst du das bewerkstelligen?“

„Morgen wird ein Artikel in der Zeitung stehen.“

„Und wie lautet die Überschrift?“

„Edward, der Kinderschänder.“

Zuerst zieht er seine Augenbrauen hoch. Dann öffnet er seinen Mund. Ein leises Fiepen kriecht heraus und der Bauch wackelt wie ein Pudding. Dann kneift er die Augen zusammen und lässt ein brüllendes Gelächter hören, das einen Moment lang sogar echt klingt.

So gut kann man gar nicht schauspielern, denke ich und bin verunsichert. Aber vielleicht ist der Mann auch verrückt. Dann ist er gefährlicher, als ich dachte.

Als Edward mit Lachen fertig ist, kratzt er sich am Kopf. An der Haargrenze sehe ich dort mehrere erbsengroße Beulen. Er verzieht

schmerzhaft das Gesicht, als er sie berührt. Auf seinen Fingern tummeln sich Warzen.

„Hast du eine Frau hier?“, frage ich.

„Frank“, grinst er. „Meine Familie lebt im Schwarzwald.“

„Auch keine Freundin?“

„Junge, komm raus mit den Frikadellen.“

„Deine Abende müssen einsam sein.“

Er zuckt mit den Schultern.

„Wie mans nimmt. Das Los eines Politikers.“

„Henry sagt, du bist ab und zu im Salon Anett.“

„Nur wenn ich mich mit

Unternehmern treffe. Das ist mein Beruf.“

„Für so was zahlt man dir ein Büro.“

„Spielst du hier den Revisor? Man kann nicht alles im Büro besprechen.“

„Mit einer Nutte im Arm geht das besser.“

„Ich kenne keine Nuten.“

„Wen vögelst du dann im Salon?“

„Wenn ich dort mal eine Frau in den Fingern habe, dann ist die bestimmt keine Nutte.“

„Und ich bin der Weihnachtsmann. Glaubst du selber, was du erzählst?“

„Krieg dich ein, Frank. Willst du mich jetzt drankriegen, weil ich *nicht*

mit meiner Frau vögele?“

„Nein.“

Ich mache eine Kunstpause.

„Suchada ist schon ein scharfes Luder, nicht wahr?“

Wieder dieses Zucken in seinem Gesicht.

„Ker!“, brüllt er plötzlich und wird knallrot dabei. „Käs dich aus. Du willst mir hier nicht in den Arsch kriechen. So viel hab ich schon mitgekriegt!“

Ich bleibe kalt und ruhig.

„Henry sagt, dass du ihn auch noch für andere Leistungen bezahlst.“

„Er wird nicht mehr lange leben, wenn er weiter solchen Unsinn verbreitet“, knurrt Edward. „Was soll

denn das zum Beispiel sein?“

„Was hältst du denn von kleinen Kindern?“

„Wie klein?“

„Etwa vier oder fünf Jahre alt.“

„So klein? Mann, das ist ja widerlich.“

„Genau.“

„Frank, du bist verrückt. Weißt du, was du für eine Scheiße erzählst? Ich sollte dich achtkantig rausschmeißen.“

„Warum tust du es dann nicht?“

„Blöde Frage. Weil du mit einem Revolver herumfuchtelst.“

„Der?“ Ich schaue nach unten. „Ist nicht geladen.“

Edward richtet sich ruckartig auf.

Seine Füße scharren auf dem Boden.

„Oder vielleicht doch“, sage ich.
„Du kannst es ja mal darauf ankommen lassen.“

Er sackt wieder in sich zusammen und winkt ab.

Dann fasst er sich an die Brust und steht langsam auf, geht zum Fenster und öffnet es. Von mir aus kann er hinauspringen. Aber diesen Gefallen tut er mir nicht. Er atmet ein paar Mal tief durch, schließt das Fenster wieder und setzt sich.

„Also, was hast du noch?“

„Seit einem Jahr kaufst du Kinderpornos. Videos und Fotos. Zeig mir mal ein paar.“

Er grinst.

„Stehst du auf solches Zeug?“

„Nein, mich interessiert nur, wo du es hast. Auf deinem Computer würde ich wetten.“

Ich stehe auf, schiebe meinen Stuhl in die Zimmerecke, gehe zu ihm hinüber und werfe ihm ein paar Handschellen in den Schoß.

„Verschwinde da rüber.“ Ich zeige in die Zimmerecke. „Und kette dein rechtes Handgelenk an das Heizungsrohr.“

„Ich bin doch nicht verrückt.“

Ich ziele auf seinen Schoß. „Hättest du gern ein Ei weniger?“

Murrend geht er und kettet sich

an. Ich trete hinter ihn und rüttele an dem Rohr. Es scheint mir ausreichend stabil zu sein.

„Ich muss aufs Klo“, jammert er.

„Dann mach dir in die Hosen.“

Das macht ihn wütend.

„Wenn ich dich mal in die Finger kriege ...“

„Dann werd ich sie dir brechen“, sage ich gelangweilt.

Ich setze mich hinter den Schreibtisch, fahre seinen Laptop hoch und brauche nicht lange, bis mir eine Bilddatenbank ins Auge springt, natürlich gesichert.

„Das Passwort bitte“, sage ich.

Er schaut nur geradeaus.

Ich gehe zu ihm, halte ihm den Revolver ans Knie und drücke ab. Es gibt nur ein metallisches Klicken.

„Da war wohl keine Kugel im Lauf“, sage ich traurig. „Diese blöden alten Knarren.“

Seine Augen sind schreckgeweitet.

Ich hole das Magazin heraus und zeige es ihm. Es ist voll. Ich führe es wieder ein und lade die Waffe durch.

„Nun müsste es klappen.“

Er wird kreidebleich.

„Lisas Tampon“, sagt er schnell.

„Ist das ein Witz?“

„Nein, das Passwort.“

„Gut. Buchstabier das mal.“

Er tut es und ich gehe an den PC.

„Ok. Ich bin drin.“

Ich brauche ein paar Sekunden. Dann öffnet sich das Bild eines Mädchens, höchstens sieben Jahre alt. Sie hat eine kaffeebraune Haut, dicke schwarze Locken, und ihr Gesicht ist angemalt, wie das einer fünfzigjährigen Prostituierten. Sie liegt rücklings auf einem weißen Laken, kaut scheinbar an ihren Fingernägeln und lächelt in die Kamera, so wie ein Kind nicht lächeln sollte. Eine große, schwere Hand liegt zwischen ihren Beinen. Sie ist faltig und bleich und von rotblauen Äderchen durchzogen, und sie tut dem Mädchen etwas an, was sie nicht tun sollte. In der linken

oberen Ecke des Bildes grinst ein Mann in die Kamera. Man sieht nur sein unrasiertes Kinn und drei schadhafte Zähne. Er sieht sehr gemein und sehr glücklich aus.

Was für ein Unrat, denke ich und klicke mich durch die Datenbank. Was folgt, ist noch mehr Schmutz. Es ist unmöglich, dessen Herr zu werden. Zuerst bläht sich nur der Bildschirm auf, dann bekommt er einen Riss in der rechten unteren Ecke und es rieselt etwas Dreck heraus. Er ist körnig, hat eine graue nichtssagende Färbung und riecht wie ein offener Müllcontainer. Ich schiebe ihn mit einem Lineal beiseite, doch es rieselt

immer mehr davon herab und schon nach kurzer Zeit hat er den Rand des Tisches erreicht, von dem er lautlos zu Boden fällt. Nach fünf Minuten hört es auf, und am rechten hinteren Tischbein hat sich ein Dreckhaufen von gut einem halben Meter Höhe aufgetürmt. Völlig zwecklos, ihn unter den Teppich zu kehren.

„Das ist ja noch widerlicher, als ich dachte“, sage ich schließlich. „Aber gut. Den Laptop nehme ich mit. Ich hoffe, du hast nichts dagegen.“

Edward war in sich zusammengesunken. Jetzt rüttelt er mit den Handschellen etwas am Heizungsrohr und schaut auf.

„Mann, was hast du damit vor?“

„Ich lasse dich hochgehen. Deinen Job kannst du vergessen.“

„Wegen so einer kleinen Pissnelke?“

Ich schaue ihn scharf an.

„Du benutzt ihre Bilder zum Tauschen, nicht wahr?“

Er zuckt mit den Schultern.

„Ich könnte dich auch erschießen“, sage ich leise. „Vielleicht windest du dich aus der Sache raus.“

Dann schüttele ich den Kopf.

„Glaube ich nicht. Ich bring das Zeug zum Kurier. Ich mag ihn nicht. Er stand schon zu viel Mist drin. Aber es hat immer gegessen. Die werden sich

der Sache annehmen.“

„Dann bin ich erledigt“, sagt Edward düster.

Ich strahle ihn an.

„Genau.“

Ich kaue auf meiner Unterlippe.

„Wohnst du allein?“

„Ja, natürlich.“

„Hast du ein Handy?“

„In meiner Tasche.“

„Zeig es mir.“

Er tut es.

„Ok. Wenn ich draußen bin, kannst du jemanden anrufen. Ich lege die Schlüssel für die Handschellen hier auf den Tisch. Inzwischen kannst du dir was überlegen. Aber dir wird nicht viel

helfen. Morgen bist du ein toter Mann.“

Edward schnüffelt leise vor sich hin. Dann reibt er sich mit dem Handrücken über die Augen und schließlich rollen ein Paar Tränen über sein Gesicht. Vom Schniefen einmal abgesehen, macht er keinen Laut. Es sieht sehr echt aus und mit ein paar Beziehungen könnte er für diese Nummer vielleicht sogar einen Oscar kriegen.

„Weißt du, was es bedeutet, hier oben anzukommen?“ Er weist mit der Hand auf sein Büro. „Das ist ein Kampf, der das ganze Leben dauert. Niemand glaubt an dich. Du hast

keine Freunde. Aber du beißt dich durch. Die Ablehnung macht dich nur noch stärker. Stärke und Macht. Nur das zählt. Freunde kommen dann von ganz allein.“

„Speichellecker, Edward. Das solltest *du* eigentlich wissen. Außerdem ist das nicht der Anfang deiner Geschichte. Ich wette, du warst schon immer ein Kotzbrocken, zuerst im Laufstall und später auf dem Spielplatz erst recht. Und sehr früh schon, wusstest du, dass mit dir etwas nicht stimmt. Spätestens als du aufgehört hast, anderen von deinen geheimen Wünschen zu erzählen.“

Edward nickt schniefend.

„Solange ich denken kann, habe ich keine Gefühle. Für Nichts und für niemanden. Wenn jemand lacht, kapier ich nicht, warum. Wenn er sich freut, finde ich das widerlich. Versucht er, mir etwas Nettes zu sagen, könnte ich kotzen. Und wenn er traurig ist, feixe ich mir einen. Gruselig, nicht? Aber es kam noch schlimmer. Eines Tages, ich war vielleicht 14 Jahre alt, malte ich mir aus, wie es wäre, wenn ich jemanden in meiner Gewalt hätte, wenn ich ihn quälen könnte, und ich hatte die Idee, dann würde mir warm ums Herz. Hört sich Scheiße an, ich weiß. Aber es ist die Wahrheit. Jahrelang hab ich darunter gelitten,

wollte es ausprobieren. Glücklicherweise kam mir ein Porno in die Quere. Ein kleines Mädchen. Jemand hat ihr wehgetan. Sie war so sauber und rein. Da hab ich meinen Frieden gefunden. Lass mir doch diese eine Freude. Ich hab doch sonst nichts. Ich tue doch niemandem was. Es sind doch nur Videos und Fotos. Ich greif doch die Kleine nicht an.“

Ich schaue Edward ins Gesicht. Seine Augen glänzen. Er sieht ehrlich aus. Er hat sich verausgabt. Er würde das nicht mal seiner Mutter erzählen. Aber ich bin kein Psychiater. Ich will nicht in seiner Kindheit herumwühlen. Es hätte keinen Zweck. Er würde sich

nie ändern. Genauso wenig, wie ich mich ändern könnte. Die Leute sind so, wie sie sind. Und ich bin nicht bereit, ihm Absolution zu erteilen, nur weil er verweinte kalte blaue Augen hat.

„Leute wie du, sind früher ins KZ gegangen“, sage ich endlich. „Freiwillig, als Aufseher. Und sie sind nicht gestorben, sondern leben unter uns. Sie sind Briefträger oder Handwerker, oder auch Krankenschwestern oder Manager. In jeder Straße, wenn sie nur lang genug ist, findest du ein solches Scheusal. Sie trauen sich nicht ans Licht. Irgendjemand hält den Deckel drauf.“

Ein dickes Seil ist darum geschlungen und ordentlich verknotet. Aber eine Anarchie würde den Knoten lösen. Dann würden sie hervorkriechen und uns an den Haaren packen und durch die Straßen schleifen. Und wir würden uns wundern, was denn in den Bäcker gefahren ist, der immer die schmackhaften Brötchen gebacken hat. Nur wenige würden verstehen, dass er schon immer dieses Scheusal war. Dass er nur nicht hochkam. Aber du Edward, du bist ans Licht gekommen und erzählst mir, du würdest niemandem etwas tun. Schau deine Hände an. Da klebt Blut dran und das Grauen. Was glaubst du, wie

deine Videos zustande kommen?
Jedes Mal, wenn Henry dir eins schickt, ist das am Vorabend passiert. Das sind Kinder, keine Legomännchen. Jemand fügt ihnen Schmerzen zu, und du bezahlst dafür. Das ist dein Verbrechen.“

Edward schüttelt den Kopf.

„Ich habe nichts getan. Das einzige Geschöpf, das ich in meinem Leben je gequält habe, war ein Katze.“

„Und ich wette, du hast Spaß daran gehabt.“

Seine Augen leuchten.

„Das kannst du laut sagen.“

Beinahe muss ich lachen.

„Dir ist nicht zu helfen, Edward.“

Ich trenne den Laptop von allen Anschlüssen, klappe ihn zusammen und wende mich um zum Gehen.

„Du kannst mich doch hier nicht so sitzen lassen“, jammert Edward und rutscht auf dem Stuhl hin und her. „Ich habe schreckliche Hämorrhoiden. Weißt du, wie weh das tut?“

„Doch, ich kann. Ruf einen Freund an. Aber versuch es nicht bei Henry. Der sitzt im Knast. Und auch nicht bei George. Der ist tot.“

Seine Augen werden immer größer.

„Ja“, sage ich. „Hast du geglaubt, Euer Spiel läuft für die Ewigkeit? Jedes Video, das ihr mit Thip gedreht habt, war ein Risiko. Und heute habt ihr

verloren.“

Ich schaue mich ein letztes Mal um.
„Nimm es nicht persönlich,
Edward.“

Dann gehe ich.

Im Flur sehe ich einen kleinen Marienkäfer an der Wand. Er sitzt neben dem bunten Regenschirm und rührt sich nicht. Ich öffne die Tür, dann nehme ich von der Kommode eine Zeitung in die Hand und halte sie ihm vor die Brust. Er krabbelt darauf, genau in die Mitte und bleibt dann einfach stehen. Ich gehe hinaus und langsam die Treppe hinunter und versuche die Zeitung gerade zu halten, damit er nicht herunterfällt. Die Tür

lasse ich offen stehen.

Auf halbem Wege höre ich Edward oben fluchen. Vielleicht hat er noch keinen seiner Freunde erreicht. Vielleicht schmerzt auch nur eine seiner Hämorrhoiden.

Unten setze ich den Käfer in das nächste Gebüsch. Er krabbelt auf ein grünes Blatt und scheint dann einzuschlafen. Oder er genießt die völlig neue Erfahrung. Es muss für ihn das Paradies sein. Einen kurzen Moment lang spiegelt sich das Mondlicht in seinen Augen, und wenn ich mich sehr bemühe, dann sehe ich Dankbarkeit darin. Die Dankbarkeit einer kleinen Kreatur, die soeben

einem überdimensionalen Gefängnis entkommen ist.

Ich sitze in meinem verstaubten Büro und habe die Beine hochgelegt. Es ist früh am Nachmittag und draußen herrscht eine stille und drückende Hitze. Zwei gegenüberliegende Fenster sind geöffnet, und eine leichte Brise streift mein Gesicht. In einiger Entfernung nimmt eine S-Bahn quietschend eine enge Kurve. Ansonsten rauscht ab und zu ein Fahrzeug vorüber, scheinbar mit gedämpften Motoren. An kühlen Tagen ertönt öfter mal ein ärgerliches Hupen. Doch heute drücken sich alle ruhig aneinander vorbei.

Gerade will ich behaglich in den Schlaf hinüberdämmern, da klingelt es an der Tür. Niemand hat sich angemeldet. Also rühre ich mich nicht. Wer auch immer vor der Tür steht, muss sich angeschlichen haben. Der Fahrstuhl hätte bei seiner Ankunft einen hellen Gong von sich gegeben. Und normales Treppensteigen hätte die Stille zerrissen, wie ein Hustenanfall um vier Uhr morgens in einer Bahnhofstoilette. Es ist ein sehr hellhöriges Haus.

Es klingelt erneut. Seufzend nehme ich die Füße vom Tisch und quäle mich zur Tür. Draußen steht ein kleiner Mann und grinst, wie ein

Vertreter auf Urlaub. Er trägt eine braune Anzughose, schwarze Schuhe und oben herum ein hellblaues Hemd. Auf ein Sakko hat er verzichtet. Beinahe hätte ich seinen Schlips übersehen, so farblos und öde sieht der aus.

Die Hände des Mannes sind voller Falten und gelb an den Spitzen, wie die eines starken Rauchers. Die Haut am Hals und im Gesicht sieht nicht viel besser aus. Seine Lippen sind beinahe schwarz und die Wangen stark gerötet. Sein Kinn ist glatt rasiert und das Kopfhaar hat er aus der Stirn gekämmt. Eine Brille trägt er nicht. Das irritiert mich. Sie hätte gut zu ihm

gepasst. Typen wie er, nutzen jede Gelegenheit, um sich eine aufzusetzen. Sicher hat er Augen wie ein Luchs. Eine Nase hat er auch. Die ist mit dicken roten Pusteln übersät.

Ein Adonis ist er also nicht. Er macht aber keinerlei Anstalten, deshalb im Erdboden zu versinken. Ganz im Gegenteil. Wenn es die Situation erfordert, würde er, ohne mit der Wimper zu zucken, an einem Schönheitswettbewerb teilnehmen und dabei ganz sicher nicht den letzten Platz belegen.

Ich starre ihn an. Er grinst immer noch. Wie ein Mann, der gerade sein Grundstück neu vermessen hat und

feststellt, dass der Kirschbaum des Nachbarn von jetzt an ihm gehört. Ich lehne mich gegen den Türrahmen und lasse ihn grinsen. Er wird bald aufhören damit. Ich habe keinen Kirschbaum.

„Privatdetektiv Frank Ross?“, fragt er süffisant.

„Richtig“, sage ich ziemlich lahm.

„Ich habe da etwas für Sie.“

Er trägt eine dünne Aktentasche bei sich und macht keinerlei Anstalten sie zu öffnen. Ich spitze die Lippen und wiege den Kopf.

„Viel kann es nicht sein. Oder kommt noch was mit dem Fahrstuhl hoch?“

„Sie sind aber raffgierig“, sagt er, und sein Grinsen wird breiter. „Nun lassen Sie mich schon rein.“

„Nur, wenn Sie was wirklich Überzeugendes haben. Ich bin nicht im Dienst.“

Er fasst sich ans Kinn.

„Was Überzeugendes? Warten Sie mal. Vielleicht kann ich da was machen.“ Er versucht, nachdenklich auszusehen. „Wie wäre es denn mit Ihrer Lizenz? Ich könnte heute noch dafür sorgen, dass Sie die verlieren, und zwar auf Lebenszeit.“ Seine Augen leuchten auf. „Na, ist das was?“

Ganz weit hinten, in einer kleinen Stube, klopft ein Gedanke an seine

Tür. Ich sehe nach. In diesem Teil des Hauses war ich schon sehr lange nicht mehr. Ich öffne die Tür und der Gedanke kommt heraus. Er trägt eine weiße Hose, ein kariertes Hemd und hat eine Hakennase im Gesicht. Wie Gedanken eben so aussehen. Er legt die Hand auf meine Schulter und flüstert mir etwas ins Ohr. Dann geht er einen Schritt zurück und betrachtet mein Gesicht. Dabei pult er mit einem Fingernagel in seinen Zähnen herum. Er wartet. Nach einer halben Ewigkeit blitzen meine Augen auf, und ich sage leise: „Ich habe den Kerl schon mal gesehen.“ Der Gedanke kneift ein Auge zu, sodass die Hakennase etwas schief

steht. Dann dreht er sich um, geht in seine Stube zurück, und ich schließe die Tür.

„Sind Sie denn eine so große Nummer?“, frage ich den grinsenden Mann. „Das haben andere nämlich auch schon versucht.“

„Ich brauche nur mit den Fingern zu schnipsen“, sagt er und kriegt etwas zustande, das wie ein Lächeln aussieht.

„Dann wäre jetzt der richtige Zeitpunkt, zu sagen, wer Sie eigentlich sind“, knurre ich.

„Stefan Amboß“, sagt er und grinst nun doch wieder. „Brauchen Sie eine Karte?“

Wieder klopft ein Gedanke an seine Tür, und ich will nachsehen. Doch ein anderer Gedanke stellt sich mir in den Weg und hält ein Schild vor seine Brust. Ich beuge mich hinab, um es zu lesen. Da gibt er mir eine kräftige Ohrfeige. Ich schüttele mich, will weiterlesen und bekomme eine zweite Ohrfeige. Da reiße ich ihm das Schild aus der Hand und renne fort. Er folgt mir nicht. Keuchend setze ich mich an den Wegesrand, lese das Schild und nach einer halben Ewigkeit kriege ich ein Leuchten in den Augen. Ich gehe zurück. Da steht der Gedanke wieder im Weg. Er hat jetzt einen Knüppel in der Hand, so groß wie eine

Ochsenkeule. Ich halte den Daumen hoch und schaue ihn mit leuchtenden Augen an. Da wirft er den Knüppel fort und verschwindet.

„Du bist doch der kleine Sachbearbeiter aus dem Gewerbeamt“, sage ich zu dem Mann. „Wie oft war ich schon bei dir ... zehn Mal?“

Er dreht verlegen sein Kärtchen in den Händen.

„Nun ja, inzwischen bin ich Abteilungsleiter.“

„Glückwunsch, Kleiner.“

Er macht ein Gesicht, als hätte ihn eine Mücke in den Rücken gestochen.

„Können wir reingehen?“, fragt er

pikiert. „Ich meine, ich kann dich auch hier draußen arbeitslos machen.“

„Fein, du glaubst gar nicht, wie satt ich diesen Job habe.“

Ein wenig irritiert ihn das.

„Im Grunde will ich ja nur mit dir reden.“

Ich zucke mit den Schultern.

„Der Platz hinter dem Schreibtisch ist meiner“, knurre ich und winke ihn hinein.

Er setzt sich und tut das Übliche.

„Hör jetzt endlich auf zu grinsen“, sage ich. „Geburtstag habe ich erst in drei Monaten.“

„Ich bin eben ein netter Kerl. Die Leute verstehen mich nur manchmal

nicht.“

„Hm. Ich weiß noch, wie du die Sache mit Melanie geregelt hast.“

„Wer ist *das* denn?“

„Sie hatte einen Kiosk am Fehrbelliner Platz.“

Seine Augen leuchten auf.

„Ja, diese kleine Blonde. Ich bin jeden Tag an ihrem blöden Kiosk vorbeigegangen und sie hat nie an meine Tür geklopft. Der Kiosk war schwarz. Da musste ich reagieren.“

„Mit Gewerbeverbot?“

Er strahlt. „Natürlich.“

„Mann, sie hatte ein paar Tausender investiert. Die Anmeldung hatte sie vergessen. Ein Bußgeld hätte

gereicht.“

Stefan winkt ab.

„War ein Riesenspaß, wie sie ihren blöden Kiosk wieder abbaut, rot vor Wut im Gesicht.“

„Sie säuft jetzt.“

Er zuckt mit den Schultern.

„Hoffentlich schmeckt es ihr.“

„Und sie wünscht sich, dass du ihr mal im Dunkeln begegnest.“

Er lacht. „Das bin ich gewohnt.“

Ich schüttele den Kopf.

„Also, was willst du von mir?“

„Ein Freund war heute bei mir.“

„Du hast Freunde?“

Eine andere Mücke sticht ihn im Rücken.

„Du warst gestern ein sehr böser Detektiv.“

„Lass mich raten: Edward, der kleine Abgeordnete.“

„Edward. Genau der. Aber so klein ist er nicht.“

„Feiert ihr zusammen im Salon Anett?“

Er schüttelt den Kopf.

„Glaubst du, ich lasse mich bei so was erwischen?“

Ein Seufzen entfleucht meinem Mund.

„Ich bin müde. Hast du irgendwas?“

„Das kann man wohl sagen.“

Er öffnet seine Aktentasche, holt

ein Bild heraus und schiebt es zu mir hinüber. Ich nehme es in die Hand und starre darauf. Das dauert bestimmt eine Minute. Je länger es dauert, um so breiter grinst das kleine Scheusal. Und ich muss leider eingestehen, dass er allen Grund dazu hat.

Ich habe schon bessere Fotos gesehen. Aber für eine Aufnahme aus einer Überwachungskamera ist es vollkommen ausreichend. Ich sehe ein Zimmer und im Hintergrund eine offene Tür. Davor sitzt ein Mann auf einem Stuhl. Er hat einen Revolver in der Hand. Es sieht nicht so aus, als wolle er ihn gleich benutzen. Aber

sein Gesichtsausdruck ist ziemlich wütend.

„Ich hätte daran denken müssen, dass dieser Oberschleimer eine Überwachungskamera hat. Ich habe ihn nur nach Waffen durchsucht. Wo ist denn der Auslöser für dieses Drecksding?“

Stefan feixt.

„Sobald die Wohnungstür aufgeht, schaltet sie sich ein. Bringt er Besuch mit, lässt er sie einfach laufen. Raffiniert, nicht?“

„Gut, dass ich ihn nicht erschossen habe.“

„Dann würde es jetzt jede Menge schöne Aufnahmen davon geben.“

„Und, was hast du damit zu tun?“

Er räuspert sich.

„Der Punkt ist doch der. Vor ein paar Jahren wolltest du deinen Waffenschein verlängern.“

„Hm. Und du hast das verhindert.“

„Vorschriften, Frank. Ich mache nur meine Arbeit.“ Er lächelt geschmeichelt. „Nun ist die Sache aber die ... Ich meine, wenn ich mir das Foto so ansehe, dann sehe ich doch einen Revolver in deiner Hand. Ich meine, ich bin vielleicht blöd, und das Foto ist nicht besonders gut. Aber ich würde wetten, dass es ein Revolver ist. Und da frage ich mich, wo du doch keinen Waffenschein hast, was hat

das Ding dann in deiner Hand zu suchen? Das sieht mir irgendwie illegal aus. Und wenn dem so ist, dann kann ich gar nicht anders, dann muss ich dir die Lizenz entziehen.“ Er hebt abwehrend die Hände. „Nicht, dass ich scharf darauf wäre. Mein Tisch ist voll bis obenhin. Ich hätte auch was anderes zu tun. Aber vielleicht kannst du mir helfen. Ist das nun ein Revolver? Ich meine, vier Augen sehen ja mehr als zwei.“

Ich überlege. „Auf den ersten Blick würde ich auch sagen, dass dieses Ding ein Revolver ist.“

„Angenommen, das ist einer. Wo wäre der dann hergekommen?“

„Gestern hat eine alte Dame auf mich geschossen. Ich habe ihr die Knarre abgenommen.“

Er spitzt nur die Lippen. „Weiber gibt’s.“

„Auf den zweiten Blick würde ich sagen, dass dieses Ding auch eine Saftpresse sein könnte. Eine Bekannte von mir benutzt solch ein Teil. Und vielleicht hatte ich zufällig eine in der Hand und habe damit herumgespielt.“

„Gib mal her“, sagt Stefan neugierig.

Er nimmt das Foto und starrt darauf.

„Jetzt wo du es sagst, sehe ich es auch“, sinniert er. „Mit etwas Fantasie

sieht es einer Saftpresse wirklich sehr ähnlich. Wie man sich täuschen kann.“

„Wenn wir schon mal so weit sind“, beginne ich mutiger. „Was könnte denn deine Fantasie soweit beflügeln?“

Er lehnt sich zurück und lächelt breit.

„Das ist eine sehr vernünftige Frage. Und ich kann dir die frohe Botschaft übermitteln, du mußt natürlich etwas dafür tun. Aber es kostet dich kein Geld und keine Reputation. Du mußt lediglich einem Freund unter die Arme greifen.“

„Edward“, sage ich, und meine Stimme klingt, wie regennasses

Totholz, das auseinanderbricht.

„Richtig. Sieh mal, deine Freunde bei der Zeitung haben ganze Arbeit geleistet. Seit einigen Stunden kriegst du es praktisch überall vor die Füße geworfen: Edward der Kinderschänder. Edward der Pornoschreck. Edward der Sexgangster. Wenn das noch einen Tag so weitergeht, dann ist der arme Kerl erledigt. Schon jetzt gibt ihm keiner mehr die Hand. So leer wie heute, war sein Büro noch nie.“

Jetzt bin ich es, der breit grinst.

„Die Bombe hat eingeschlagen“, spricht Stefan weiter. „Aber jetzt sollten wir die ganze Strecke

zurückrudern. Es ist schwer, doch es ist zu schaffen.“

Ich ziehe ein Gesicht. „Wohl kaum.“

Stefan hebt die Hand.

„Heute Abend gibt Edward eine Pressekonferenz.“

Ich richte mich auf.

„Der Kerl muss verrückt sein. Die machen ihn fertig.“

„Nicht, wenn du ihm unter die Arme greifst.“

Ich lehne mich zurück.

„Das wird nicht klappen. Und im Übrigen kann mich das eine ganze Menge Reputation kosten.“

„Frank, du bist der Einzige, dem die

Leute glauben werden.“

Ich schaue auf meine Lizenz. Sie hängt in einem Rahmen an der Wand. Es ist wirklich ein hässliches Stück Papier. Keine aufgemalten Blumen, keine rosa Wolken. Nur ein paar dürre Worte, dann ein hässliches Viereck, und irgendein zu Tode gelangweiter Sachbearbeiter hat meinen Namen darin eingetragen. Aber ich mag diesen Fetzen Papier. Weil er dort hängt, kann ich meinen verrosteten Kühlschrank vollstopfen, mit all dem billigen grässlichen Zeug, das man nicht essen sollte. Und manchmal kann ich mich sonntags sogar ins *Kentucky Fried Chicken* an der

Gedächtniskirche setzen und mir für zehn Euro den Bauch vollschlagen, dass ich platzen könnte. Und wenn ich dann den Nachmittag ausklingen lasse, am Bahnhof Zoo, wo ich einem Obdachlosen einen Euro in den Kaffeebecher werfe, dann sage ich mir, dass mein Leben fast zu perfekt ist, und dass ich große Angst habe von da oben runterzufallen, aus dieser schwindelerregenden Höhe, mit all dem Glitter und Glamour.

„Und was soll ich denen sagen?“, frage ich.

Beinahe hätte Stefan in die Hände geklatscht.

„Dass du jemandem auf dem Leim

gegangen bist, der unserem Edward was unterjubeln wollte. Auf die Art sind erst mal alle fein raus.“

Ich überlege sehr lange.

„So hätte er eine Chance“, sage ich endlich. „Und was wird mit den Bildern?“

„Hat es nie gegeben“, grinst Stefan.

Für einen Augenblick bin ich überrascht.

„Stefan, ich wusste gar nicht, dass man mit dir Geschäfte machen kann“, sage ich anerkennend.

Ihm schwillt die Brust.

„Aber hältst du mich eigentlich für blöd?“

Er bekommt große Augen.

„Der einzige, der ohne Schaden aus der Sache rausgeht, ist Edward. Und an mir beißen sich die Medien fest. Ich greife Edward unter die Arme und bekomme selber Ärger und dann bleiben auch noch die Kunden weg. Warum sollte ich das tun?“

Stefan schiebt die Unterlippe nach vorn. Dann wandert seine Hand zum Mund, um an den Nägeln zu kauen. Einen nach dem anderen nimmt er sich vor. Dabei zucken seine Mundwinkel, wie bei einem Busfahrer im Tiefschlaf. Und hinter der graugelben Stirn sehe ich seine Alternativen vorüberfliegen, wie ein Vogelschwarm auf der Reise in den

Süden. Die meisten sind wohl nicht zu gebrauchen. Manchen wirft er sogar Steine hinterher. Dann endlich setzt sich eine Kreatur. Sie schwankt und schaut den anderen wehmütig hinterher, aber sie fliegt nicht wieder fort.

„Also, Frank, dumm bist du nicht. Hast den Haken an der Sache gleich erkannt. Würde dir ein bisschen Bares über den Schmerz hinweghelfen?“

„Oh, das müsste eine Menge sein. Ich lebe auf großem Fuß.“

Stefan schaut sich um und verzieht das Gesicht.

„Was hältst du von zehntausend? Damit könntest du dein Büro auf

Vordermann bringen.“

„Ziemlich mickrig. Zwanzig müssten es schon sein.“

Stefan atmet tief durch. Wenn das nicht echt ist, dann ist es gut gespielt.

„Ich werde mit Edward reden. Wären fünfzehntausend auch in Ordnung?“

„Mann, ihr handelt ja wie auf dem Basar. Wenn man bedenkt, dass Edwards Arsch auf der Grillplatte sitzt.“

„Du überschätzt seine finanzielle Situation.“

„Er bekommt fette Diäten.“

„Davon bezahlt er seine Mitarbeiter.“

„Wird schon noch was übrig bleiben.“

„Und sein Haus steckt seit einem Jahr im Rohbau.“

„Gleich kommen mir die Tränen. Was sollte es denn kosten?“

„Für seine Verhältnisse nicht viel. Eine Million.“

Ich ziehe die Augenbrauen hoch.

„Davon kann ich zehn Häuser bauen.“

Stefan hebt die Schultern.

„Man wird übermütig, wenn man da oben sitzt.“

Mein Gesicht wird hart.

„Zwanzigtausend, und keinen Cent weniger.“

Stefan nickt müde. „Ich denke, das geht klar.“ Er gähnt. „Hast du eigentlich gar nichts zu trinken?“

„Einen starken Kaffee kann ich dir anbieten“

Ich schiebe ihm eine Tasse rüber und gieße etwas aus meiner Thermoskanne ein. Er legt seine schwarzen Lippen vorsichtig an den Tassenrand, und während der Kaffee in seinen Mund läuft, zittern sie wie Espenlaub. Wenigstens schlürft er nicht. Unter den Haaren schimmert seine Kopfhaut schuppig und trocken. Er verwendet wirklich nicht viel Mühe auf sein Äußeres.

„Jetzt, wo wir uns einig sind“, sage

ich. „Wo ist denn die Pressekonferenz heute Abend?“

„Edward hat einen Freund, Baron von Spitzhagen. Der hat ein kleines Schloss in Grunewald, in der Königsallee.“

„Hm. Nobler geht's nicht.“

„Eigentlich ist es eher ein Schlösschen. Aber hintendran ist ein schöner Park. Und dort, unter einer alten Kastanie, werden ein paar Stühle aufgestellt.“

„Wann beginnt der Zirkus?“

„Sei um achtzehn Uhr da. Dann wirst du nichts verpassen und kannst deinen Senf dazugeben.“

Ich nicke kurz.

„Das Geld wird dann auch da sein. Ich kann dir vorher einen netten kleinen Umschlag übergeben.“

Ich winke ab.

„Das wär ja noch schöner. Zwei solch honorige Partner. Du kannst es mir hinterher geben.“

Stefan überlegt.

„Gefällt mir sogar noch besser“, sagt er dann, steht auf und gibt mir die Hand. Sie ist trocken und schuppig, wie alles an ihm. Bei der Hitze hätte ich etwas anderes erwartet. Er schüttelt meine Hand, wie die von einem sehr guten Freund und ich begleite ihn zur Tür, wie einen ordentlichen, netten Mann.

Danach gehe ich ins Bad, wasche mir die Hände und reibe sie mit dem Handtuch trocken. Ich hänge das Handtuch auf einen Haken und nehme die Klinke in die Hand. Da juckt es mich am Unterarm. Was bin ich heute wieder empfindlich. Ich ziehe mein Hemd aus, seife meine Arme bis zum Ellenbogen ein und spüle sie lange mit dem warmen Wasser. Ich trockne sie gut, aber kleide mich nicht wieder an, sondern bleibe einfach stehen und warte. Da spüre ich ein zartes Jucken zwischen den Schulterblättern. Es kriecht den Nacken hinauf und krabbelt dann in den Haaren herum. Ich hole tief Luft, entkleide mich und

schaue schließlich in den Spiegel. Die Augen sind von roten Äderchen durchzogen und die Wangen haben eine ungesunde Röte, wie entzündet.

Ich kratze mich am Kopf, gehe dann sehr lange unter die Dusche und schmiere mir danach eine Menge Feuchtigkeitscreme ins Gesicht. So sieht das schon besser aus. Und morgen wird dieses verdammte Neonlicht ausgetauscht. Darunter sieht man ja aus, wie ein verdammtes Monster.

Besonders helle ist sie nicht. Wäre sie an der Decke herumgewandert, hätte ich sie in Ruhe gelassen. Von mir aus hätte sie dort überwintern können. Aber sie hat es darauf angelegt, mir den letzten Nerv zu klauen. Nun sitzt sie auf der Schreibtischkante und starrt mich an. Es geht nicht darum, wer schneller ist. Das ist sie auf jeden Fall. Ich muss ihr nur verkaufen, dass ich das Interesse an ihr verloren habe, obwohl die gefaltete Zeitung in der Luft direkt über ihr steht. Sie glaubt es, die dumme Nuss.

Im selben Moment klingelt das Telefon. Fast hätte ich sie verfehlt. Ich greife zum Hörer und lasse sie nicht aus den Augen. Sie liegt auf dem Rücken und bewegt sich nicht. Nach zwei Sekunden erkläre ich sie für tot und nehme den Hörer ab.

„Hallo Frank“, sagt Oscar müde.
„Dein Wartezimmer ist leer?“

„Bis auf ein paar runtergefallene Brotkrümel.“

Er seufzt.

„Trotzdem würde ich mit dir tauschen.“

„Dann schmeiß den Laden doch hin.“

„Meine Frau würde mich in den

Arsch treten.“

„Und die Polizeikantine weniger Eier verkaufen.“

Er brummt.

„Was machst du gerade?“

„Fliegen totschiagen. Früher gab es diese klebrigen Fliegenfänger. Da haben die Viecher sich selber erledigt. Heute rennen wir jeder einzelnen mit einer Zeitung hinterher. Das nennt man Fortschritt.“

„Deine Zeit möchte ich haben.“

Es war mehr eine Feststellung. Aber es lag auch ein gespanntes Lauern in der Luft.

„Spucks aus, Oscar. Was ist los?“

Ich höre, wie er sich streckt.

„Gestern Abend im Rasthof warst du richtig gut.“

„Wenn *du* das sagst.“

„Ich hätte dir auch gern einen Orden verliehen.“

„Tu dir keinen Zwang an.“

„Wenn du nur nicht so einen Riesenhaufen Scheiße erzählt hättest.“

Ich richte mich auf.

„Was ist passiert?“

„Anna hat Martin nicht getötet.“

„Hast du was getrunken?“

„Leider nicht. Mein Hals ist staubtrocken, wie ein vergessenes Stück Seife unter der Badewanne.“

„Es passte doch alles so schön

zusammen?“

„Das fand ich auch.“

Ich denke nach. „Du hast den Obduktionsbericht gekriegt.“

„Ja.“

„Und?“

„Todesursache Ersticken.“

„Das ist doch Blödsinn.“

„Frank, ich kanns dir nicht anders sagen. Martin wurde erwürgt.“

„Von Anna?“

„Nein. Die Würgemale am Hals passen nicht zu Annas Patschhändchen.“

Ein kleines Karussell dreht sich in meinem Kopf. Es hält an. Ein großer Mann steigt aus und fällt mir vor die

Füße. Ich helfe ihm hoch. Er stolpert davon. Das Karussell dreht sich weiter und schon vom Zuschauen wird mir schwindelig.

„Anna hat Martin also nicht in den Rücken gestochen?“

„Doch, das schon. Das volle Programm. Wir haben das Messer gefunden, es waren Blutspuren dran, alles passt.“

„Aber?“

„Er war schon vorher tot. Davon abgesehen, war das Messer zu kurz. Sie hätte genauso gut versuchen können, ihn mit einer Gabel zu erstechen.“

„Und wer hat ihn erwürgt?“

„Ich dachte, du kannst mir das sagen. Schließlich warst du den ganzen Tag an ihm dran.“

„Nein, tut mir leid.“

„Wenn ichs richtig zusammenzähle, dann wollten dem Kerl drei Leute ans Leder, zur selben Zeit. Und dir fällt gar nichts dazu ein?“

„Mein Hirn ist wie eine weiche Pflaume.“

„Vielleicht sind schon ein paar Maden drin.“

„Kann sein.“

„Ok“, stöhnt Oscar. „Von dir krieg ich also nichts. Grüß deine Frau.“

„Ich bin geschieden.“

„Seit wann denn das?“

„Seit vier Jahren.“

„Wir sind alt geworden, Frank.“

„Hm. Die Platte hast du mir gestern erst vorgespielt.“

„Dann werd *ich* wohl alt. Aber Dicke leben länger.“

„Nicht so Dicke.“

„Trampel nicht auf meinem Eierbauch herum.“

Dann legt er auf.

Ich suche mir ein Blatt Papier, schiebe die Fliege vorsichtig darauf und balanciere mit ihr in Richtung Küche zum Mülleimer. Auf halbem Wege klingelt das Telefon. Ich bleibe stehen. Sehr unentschlossen. Dann gehe ich wieder zurück, lege das

Papier vorsichtig ab und angele mir den Hörer.

Oscar ist wieder dran.

„Ich dachte schon, du wärest ausgeflogen.“

„So schnell bin ich heute nicht.“

„Ich hätte da noch was.“

„Oscar, ich bin schon ganz weich gekocht.“

„Soll ichs dir erzählen, oder nicht?“

„Ja, natürlich.“

„Dann sperr die Ohren auf: Vor zwei Jahren, im September, wurde der Bürgermeister von Rosenheim erstochen. Am hellichten Tag und auf offener Straße. Altmeier war sein Name, sagt der dir was?“

„Nein, überhaupt nichts.“

Mir fällt ein Auge zu. Ein Vortrag über die Pflanzenwelt in den peruanischen Anden hätte mich vielleicht wach gehalten.

„Der Altmeier kam aus dem Rathaus und wollte zum Mittagessen ins Restaurant gegenüber. Ein Obdachloser kampierte auf dem Gehweg und verwickelte ihn in einen Streit. Völlig untypisch für den Altmeier. Er war so überfreundlich, dass er einen guten Pfarrer abgegeben hätte. Am Ende lag der Altmeier am Boden mit einem Messer in der Brust und der Obdachlose war verschwunden.“

Ich unterdrücke ein Gähnen.

„Dolle Story. Haben sie ihn gekriegt?“

„Nein. Die haben jedem Obdachlosen in ganz Bayern auf den Zahn gefühlt. Nichts. Der Penner war wie vom Erdboden verschwunden.“

„Hoffentlich gibt's eine Pointe.“

„Da kannst du Gift drauf nehmen. Wir haben Martins DNA in der Fahndungscomputer eingegeben. Ich hab mir ungefähr so viel Hoffnungen gemacht, wie eine Jungfrau beim Schwangerschaftstest. Aber dann gab es einen Treffer.“

„Und?“

„*Er* wars.“

Zwei Gedanken stehen sich gegenüber. Zwischen ihnen ein reißender Fluss. Jeder versucht dem anderen ein Seil zuzuwerfen. Doch beide stellen sich sehr ungeschickt an. Die Seilenden klatschen immer wieder ins Wasser. Schließlich geben sie auf. Sie winken mir zu, heben die Schulter, drehen sich um und verschwinden.

„Kein Irrtum möglich?“, frage ich.

„Der Altmeier hatte Hautpartikel unter den Fingernägeln ... von Martin. Höchste Übereinstimmung.“

„Noch mal langsam. Nur damit ich das richtig verstehe. Der Martin fährt vor zwei Jahren nach Rosenheim ... wo liegt das?“

„In Bayern.“

„Danke ... verkleidet sich dort als Penner und ersticht den Bürgermeister ... Warum?“

„Das wollte ich *dich* fragen.“

„Oscar, hellsehen kann ich nicht.“

„Du bist doch der Staranalytiker. Oder spinnst du dir immer irgendwelchen Kack zusammen?“

„Verarsch mich nicht. War das alles?“

„Nein. Wir haben Martins Konto gefilzt. Seit einem Jahr macht er wöchentliche Bareinzahlungen von 500 Euro, die wohl nichts mit seiner Firma zu tun haben. Und in seiner Wohnung haben wir eine Liste

gefunden mit genau denselben Zahlungen. Diese Liste beginnt mit einer Summe in Höhe von 35.000 Euro, datiert auf den September vor zwei Jahren.“

Ich bin hellwach.

„Dem Monat, wo er den Altmeier erstochen hat.“

„Richtig.“

„Dann war er als Auftragskiller unterwegs“, sage ich düster.

„Und er hat den Job bestimmt nicht beim Finanzamt angemeldet. Aber was sollten die wöchentlichen Zahlungen?“

„Wann haben die begonnen?“

„Die 35.000 datieren auf den

September vor zwei Jahren. Dann war ein Jahr lang Ruhe. Und im Oktober letzten Jahres kam die erste 500 Euro Rate. Von da an lief das wöchentlich.“

„Hat er immer ein konkretes Datum angegeben?“

„Ja.“

„War es jeweils der gleiche Wochentag?“

„Moment.“ Oscar prüft das nach.
„Immer ein Mittwoch.“

„Wann kam die letzte Rate?“

„Vergangenen Mittwoch.“

„Dann war gestern Zahltag.“

„Verdammt ... du hast recht ... gottverdammt.“

„Und sein Todestag. Sein

Auftraggeber hat ihn erledigt.“

„Frank, ich nehm alles zurück.“

Bei Oscar geht eine Tür.

„Machs gut. Ich krieg Besuch. Und entschuldige. Ich bin heute etwas angepisst. Wenn du eine winzige Idee hast, wäre ich froh, wenn du dich meldest. Mein kleines Gehirn ist total verkalkt.“

„Du futterst nur zu viele Eier.“

„Ich schäl die Dinger vorher, Frank.“

Er legt auf.

Die Fliege bekommt ein Schnellbegräbnis im Papierkorb. Dazu fische ich einen alten Briefumschlag heraus, lasse sie hineingleiten und

klebe ihn zu. Das muss reichen. Schließlich habe ich zu arbeiten.

Dann nehme ich einen weißen Bogen Papier und male mit einem kräftigen Kugelschreiber schöne runde Kreise darauf. Die verbinde ich dann mit geraden Strichen. Es kommt darauf an, mit den Linien immer die Mitte der Kreise zu treffen. Als alle Kreise miteinander verbunden sind, bekommt jede Linie noch einen Querbalken. Dann lege ich den Stift beiseite.

Mein Blick wandert an der Decke entlang, genau dort, wo Wand und Decke sich treffen. Immer hin und her. Ganz langsam. Von Zeit zu Zeit ertönt

ein leises Knirschen. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist nicht unangenehm. Ich fange an zu denken.

Villenkolonie Grunewald, oder besser, Kolonie der Millionäre. Mir wird regelmäßig schlecht, wenn ich hier entlangfahre. An vielen Briefkästen keine Namen. Die Angst der Reichen vor dem Rest der Welt. Die Villen eingemauert oder hoch umzäunt, und in den Vorgärten gähnende Leere. Irgendwo da drin spielt sich richtiges Leben ab. Die Hausfrau sitzt in der Küche und hat ein blaues Auge, weil sie es mit dem Handwerker getrieben hat. Der Mann sortiert im Kellerbüro seine Rechnungen und weiß, dass er sie

bezahlen kann, aber er weint jedem Cent hinterher. Der Verlust tut ihm körperlich weh, und so hat er morgen einen Termin beim Spezialisten. Der Druck auf der Brust wird in letzter Zeit unerträglich. Und abends, wenn die Tochter viel zu spät nach Hause kommt und ihn einen langweiligen Idioten schimpft, kommen auch noch Depressionen hinzu, sodass er nachts, wenn alles schläft, vor dem Fenster in seinem Herrenzimmer steht, und versucht zu weinen. Aber da ist nichts zu machen. Das letzte Mal ist so lange her, dass er sich gar nicht mehr daran erinnern kann. Dann wird sein Mund ganz schmal und er beschließt morgen

den Handwerker anzurufen. Er will ein kräftigeres Gitter vor dem Fenster haben, die Diebe rüsten ja auch auf. Dann dreht er sich grimmig um und steigt ins Bett. Der Schlaf übermannt ihn genauso, wie die Arbeit. Alles geht viel zu schnell. Und manchmal erwacht er atemlos, als hätte er all seine Schließfächer bei der Bank geleert und das ganze Zeug im Garten vergraben. Das wäre eine ganz schöne Schweinearbeit, denkt er dann und schläft mit einem Grinsen wieder ein. Aber im Schlaf flattern seine Lippen hin und her und legen seine Zähne frei, teuer aber falsch. Und dann ist er nur ein alter Mann, der auch

irgendwann gehen muss und nichts mitnehmen kann, von dem, was ihm so lieb und teuer ist. Das tut ihm am meisten weh.

Das Schlösschen des Barons von Spitzhagen ist ein zweistöckiges Wohnhaus. Gegen die protzigen Villen der Umgebung würde es einfach nur ärmlich aussehen, wären da nicht die schneeweiße Fassade und das wuchtige Eingangsportal mit seinen breiten ausladenden Treppen und Säulen, die so dick sind, wie hundertjährige Eichen.

Vor dem Schlösschen könnten durchaus ein paar Dutzend Wagen parken, sofern ein geschickter

Einweiser das in die Hand nähme. Genug jedenfalls, um eine affektierte Party soweit vollzukriegen, dass von jeder versnobten Art etwas dabei wäre.

Heute parken weniger Nobelkarossen hier. Die Presseleute sind mit grauen, staubigen Dienstwagen gekommen, von denen einige so aussehen, als kämen sie geradewegs aus dem Kriegsgebiet. Ich stelle meinen *Chrysler* neben einen gelben *Käfer*, an dessen Innenspiegel einer von diesen grünen Duftbäumen hängt, von denen mir immer so übel wird.

Dann steige ich aus. Der Ku'damm

mit seinen Menschenmassen ist nur wenige Minuten entfernt. Aber hier empfangen mich fleißige Grillen und ein nervöses Eichhörnchen, das hakenschlagend den Platz überquert und bald im Wipfel einer schmalen Birke verschwindet. Deren Blätter rauschen, wie das Brokatkleid einer französischen Kurtisane.

Man traut sich kaum einen Fuß vor den anderen zu setzen, so rein und weiß sind die Kieselsteine auf dem Weg. Erst auf den zweiten Blick sind ein paar Zigarettentummel in den Ritzen auszumachen, die ein gut bezahlter Gärtner längst eingesammelt hätte.

Mein Weg führt an einem Wagen vorbei, der aussieht, wie der ultimative Traum eines siebzigjährigen Buchhalters. Ein *Phaeton* mit einem Kühlergrill, der einen dazu animiert, einen alten Freund anzurufen, den man schon seit Jahren nicht mehr gesehen hat und der einem auch weiterhin gestohlen bleiben kann.

An der Windschutzscheibe klebt einer dieser blauen Aufkleber, die jeder Snob erwerben kann, der etwas gegen junge Rumänen hat, die mit ihren Schlüsseln am Hosenbund den Lack zerkratzen, während sie am Seitenfenster stehen und die Hand aufhalten: ein blauer Kreis, ein großer

Wischer darin, mit einem dicken Querbalken darüber. Soll heißen: „Meine Scheibe bitte nicht putzen“. Könnte aber auch heißen: „Betteln oder Hausieren verboten“.

„Wie kann man sich ein Auto kaufen, das so viel kostet, wie ein Haus?“, frage ich mich und bleibe im selben Moment wie angewurzelt stehen.

Einer meiner Gedanken macht sich an einem Mühlrad zu schaffen. Er hat eine lustige Knollennase und kratzt sich am Kopf. Das Mühlrad dreht sich nicht. Aber so macht es doch keinen Sinn. Da entdeckt er weiter oben einen trockenen Mühlgraben. Dem

geht er nach, und an dessen Ende findet er ein Wehr und öffnet es. So füllt der Mühlgraben sich mit Wasser und endlich beginnt das Mühlrad sich zu drehen, langsam und gleichmäßig, so als hätte es seit Jahrhunderten nichts anderes getan.

„Wie kann man sich ein Auto kaufen, das so viel kostet, wie ein Haus ... diese Platte hast du doch gestern erst gespielt“, sage ich und schaue mir den Wagen genauer an.

Dieselbe Farbe würde ich sagen. Das Kennzeichen? Vergiss es. Aber der Aufkleber. Wie viele dieser Protzkarren fahren wohl in Berlin? Hundert, zweihundert? Und wie viele

haben diesen dämlichen Aufkleber dran? Einer, und zwar genau dieser hier.

Ich hole tief Luft und schaue mich um.

Das Schlösschen hat einen kitschigen Vorgarten. Einige kunstvoll geschnittene Bäumchen versuchen Eindruck zu schinden. Manche sehen aus, wie riesige grüne Korkenzieher, andere erinnern an Comicfiguren mit birnenförmigen Nasen. Dazwischen stehen Rosen in allen Farben und weitläufige Rhododendronbüsche. Und überall schwirren Bienen, Hummeln und Schmetterlinge herum.

Der breite Weg aus weißen

Kieselsteinen führt direkt zur geschwungenen Treppe des Hauses. Aber durch den Vorgarten schlängelt sich ein Trampelpfad, der so schmal ist, als hätte ihn ein Kind angelegt. Er endet vor einer Tür an der rechten Seite des Hauses, die wohl ein Gelass für Gartengeräte öffnet. Daneben sitzt ein vergittertes Fenster im Mauerwerk, das nur noch von viel Dreck im Rahmen gehalten wird. Unter diesem Fenster steht ein Tischchen mit drei schmiedeeisernen Füßen, und ihm zur Seite glänzen zwei Stühle von derselben Machart. Auf einem der Stühle sitzt ein dürrer alter Mann.

Er schaut mit seinen kleinen schmalen Augen zu mir herüber, und ich bleibe ihm keinen Blick schuldig, denn ich weiß gern, mit wem ich es zu tun habe.

Vielleicht ist er fünfundziebig. Aber ich habe schon kräftigere Männer gesehen, die weit über achtzig waren. Dieser hier scheint nicht stämmiger zu sein, als ein Suppenhuhn. Das Alter hat ihm mächtig zugesetzt. Er trägt ein weißes Hemd mit rosa Streifen, und aus den kurzen Ärmeln schauen Arme heraus, so dünn, wie die eines zwölfjährigen Knaben. Am linken Ringfinger klappert ein breiter goldener Ehering gegen die

mageren Knochen. Die Schultern sind schmal, wie eine Putenbrust. Er scheint kein Gramm Fett am Leib zu haben.

Seine Haut ist zwar voller Falten, aber doch von so gesunder Farbe, dass man ihm ruhig noch zwanzig weitere Jahre geben möchte. Um seine dünnen Beine flattert eine Hose von nichtssagender grauer Farbe. Sie wird an den Hüften von einem breiten Gürtel gehalten, der mit einem metallenen Koppelschloss versehen ist, so eines, wie ich es schon seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen habe. An den Füßen trägt er schwarze, staubige Schuhe, die viel zu klobig

erscheinen, für seine schwächliche Gestalt.

Auf dem Kopf sitzt ein weißer Strohhut, dessen Krempe so breit ist, dass die Schultern beim nächsten Regen keinen einzigen Tropfen abkriegen werden. Und die Ohren sind so lang, dass sie am oberen Ende von der Last des Strohhutes einknicken. Unter dem Hut quillt dichtes, weißes Haar hervor und flattert ungebändigt im leichten Wind. Viel zu lange Koteletten, ein dichter Schnurrbart und ein Dreitagebart, lassen ihn etwas verwegen aussehen, soweit das in seinem Alter möglich ist.

Die Augenbrauen hat er nach oben

gezogen. Die Oberlider machen dieses Spiel mit und legen grünbraune Pupillen frei, die zwar etwas blass erscheinen, sich aber dennoch über die vielen Jahre ein listiges Funkeln bewahrt haben.

Die Nase ragt in großem Bogen aus seinem Gesicht heraus, und an der Spitze glänzt sie rötlich, aber ohne jene verräterischen blauen Äderchen, die aus ihm einen Säufer gemacht hätten.

„Du bist vom Weg abgekommen, Fremder“, sagt er mit einer Fistelstimme, die ich mir genau so vorgestellt hatte.

Ich kratze mich am Kinn.

„Wenn es überall so gemütlich ist, wo man vom Weg abkommt, dann gewöhne ich mich noch daran“, sage ich.

Eine kleine schwarze Fliege krabbelt auf seinem Unterarm herum. Er nimmt keine Notiz davon. Sonst ist es sehr still. Genauso wie es sein soll, im Sommer, an einem schönen Ort.

„Kann ich mich setzen?“

„Wenn du müde Knochen hast, will ich es dir nicht verwehren.“

„Ein schönes Stück Land“, sage ich.

„Halten Sie das in Ordnung?“

„Nenn mich Hannes“, sagt er. „Das macht die Sache einfacher.“

„Danke. Ich heiße Frank.“

Er holt eine kleine Schachtel aus der Hosentasche, nimmt eine Zigarre heraus, schneidet mit einem Cutter die Spitze ab und dreht sie versonnen in den Fingern.

„Ich bin hier Mädchen für alles. Den Garten mach ich auch. Und womit verdienst du dein Brot?“

„Ich bin Detektiv ... Privatdetektiv.“

Er nickt, als hätte er genau diese Antwort erwartet. Ansonsten geht er überhaupt nicht darauf ein.

Er nimmt ein Gasfeuerzeug, zündet es an und hält die Spitze seiner Zigarre in die Flamme. Er dreht sie dabei solange, bis sich an allen Seiten Asche gebildet hat. Dann macht er ein

paar kräftige Züge, bläst noch einmal in die Glut und sieht dann ganz zufrieden aus.

„Du solltest nicht rauchen. Dann kannst du locker hundert Jahre alt werden.“

„Ich rauche nur in Gesellschaft.“

„Nur in *guter* Gesellschaft?“

Er schaut mich an, und ein listiges Funkeln erhellt seine Augen.

„Ich habe zehn Jahre gebraucht, um zu begreifen, dass meine Exfrau keine gute Gesellschaft ist.“

Er zieht an seiner Zigarre.

Ich beschließe mit der Tür ins Haus zu fallen.

„Ich bin eben an einem *Phaeton*

vorbeigelaufen, dunkelblau. Du weißt nicht zufällig, wer damit aufgekreuzt ist?“

Er pafft ruhig vor sich hin. Ein Mann, der sein Leben schon hinter sich hat und schon vor langer Zeit beschlossen hat, Leute zu ignorieren, die neugierige Fragen stellen. Es ist sehr schwierig, mit so einem ins Geschäft zu kommen.

„Dein Wagen ist doch auch nicht übel“, sagt er plötzlich.

„Na ja, frisst ein bisschen viel Sprit.“

Sein Kopf ruckt herum.

„Seit wann achtet man auf so was?“

„In der heutigen Zeit. Alle wollen sparen. Und wenn es nur ein paar Cent für die Zeitung sind.“

Er pafft wieder. „Welche Generation?“

„Die Vierte“, sage ich. „Automatik.“

„Fünf Meter lang, zwei breit.“ Seine Augen glänzen. „Die Amis, die können Autos bauen.“

„Am Wochenende habe ich das Baby ausgefahren. A2, Berlin - Magdeburg. Sechs Spuren, und immer in der Mitte. Eine Sänfte ist ein Scheißdreck dagegen.“

Er pafft. „Es gibt bessere Karren.“

„Würde ich bestreiten.“

Er schiebt den Hut etwas ins

Genick.

„Lust drauf ein richtiges Auto zu sehen?“

„Da sag ich nicht Nein“, antworte ich.

„Dann komm“, sagt er und ruckt mit dem Kopf zum Schuppen hin.

Der hat ein großes Holztor. Hannes öffnet es mit einem Pfeifen in der Lunge. Zuerst sehe ich nur ein schwarzes Loch, doch bald haben sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Rechts an der Wand steht ein rostiges Regal. Darin allerlei Zeug, was man zum Basteln an Autos so braucht. In einer Ecke sind ein paar Reifen aufgeschichtet. Der Boden ist

nicht betoniert, aber festgefahren. Es fehlen die üblichen Öl- oder Benzinlachen. Die sind lange versickert.

In der Mitte der Halle steht ein Oldtimer. Er hat viel Platz. Selbst wenn man seine Türen öffnet, könnte man noch bequem um ihn herumlaufen.

„68er Ford Mustang GT 390“, sage ich. „Bin beeindruckt.“

Hannes grinst über beide Backen.

Ich schaue genauer hin.

„Schwarzer Maschengrill, fünfarmige Felgen, dunkelgrüne Lackierung. Das Teil erinnert mich an irgendwas.“

„Nur zu“, grinst Hannes. „Wenn du es rauskriegst, geb ich dir einen aus.“

Ich brauche zwei Minuten.

„Bullitt“, rufe ich dann fast. „Steve McQueen. Die berühmteste Verfolgungsjagd der Filmgeschichte. Verdammt, wo hast du die Karre her?“

Hannes macht wieder einen Zug.

„Gehört nicht mir, Junge. Der Baron hat ihn sich zugelegt. Aber zuletzt hat er ihn vor drei Jahren gefahren. Im Grunde ist es mein Baby.“

„Kann ich ne Runde drehen?“

„Keine Chance. Beulen reinfahren darf nur der Baron.“

Ich strahle den Mustang an.

„Mit dem Ding hetzt McQueen durch San Francisco. Was war das noch für eine Karre, die ihn verfolgt?“

„Ein Dodge Charger.“

„Ja. Der Fahrer ein Gesicht aus Eisen. Sein Partner zeigt Nerven, ist aber auch nur eine Ratte. Zwei Mafiakiller, die ihn erledigen wollen. Aber McQueen kann entweichen und taucht plötzlich hinter ihnen auf. Die Typen wollen ihn an einer Kreuzung abhängen, schaffen es aber nicht. McQueen hängt wie ein Klette dran und die Jagd wird immer schneller. Bocksprünge über die Hügel. Qualmende Reifen. Verlorene Radkappen.“

„Hm. Jedes Auto verliert mehr als zehn.“

„Geschenkt. Weiter geht die Jagd auf der Landstraße. Die Killer legen eine üble Flinte auf ihn an. Aber McQueen kann sie von der Straße drängen. Eisengesicht verliert die Kontrolle über den Dodge und rast in eine Tankstelle. Und dort gibt es eine spektakuläre Explosion. Die Killer verbrennen im Wagen, zusammen mit ihren blöden Regenmänteln.“

Hannes pafft, dass die Zigarre glüht und sieht sehr zufrieden aus.

Ich streichele über die Kühlerhaube des Mustang.

Er zieht ein Tuch aus der

Hosentasche und poliert die Stelle, die ich gerade berührt habe. Als ich einen Schritt zurücktrete, drängt er mich geschickt aus der Tür.

„Ende der Vorstellung“, piepst er.
„Machst mir nur einen Kratzer rein.“

Wir schlendern zurück.

„Der Baron hat dich angestellt?“

Hannes winkt lachend ab. Es klingt wie eine aufgeregte Maus.

„Der ist ein Geizhals. Wenn ich Geld nehmen würde fürs Rasenmähen, würde er sich lieber eine Kuh kaufen.“

„Er zahlt dir gar nichts?“

„Drei Euro pro Stunde.“

„Der Mann gehört angezeigt“, sage

ich kopfschüttelnd.

„Nun mal langsam mit den jungen Pferden“, sagt er.

Wir setzen uns wieder.

Hannes pafft.

„Du wolltest wissen, wer mit dem dicken Volkswagen gekommen ist“, sagt er endlich.

Ich sage nichts und schaue ihn an.

„Ihr Detektive habt doch immer jemanden, den ihr anrufen könnt für solche Sachen.“

„Schon wahr, aber nicht um diese Uhrzeit.“

„Könnte was dran sein“, sagt er.

Eine große Hummel tänzelt auf einer roten Blütenstaude herum. Ihr

Saugrüssel stochert in verschiedenen Blütenkelchen herum. Einige Blüten lässt sie einfach aus. Dann fliegt sie fort. Auch nur ein müder Arbeiter, der abends genervt ins Bett fällt.

„Ein Mann kam damit. Mittelalt, würde ich sagen“, sagt Hannes endlich.

„Hat der auch einen Namen?“, frage ich gepresst.

Er nennt ihn mir.

Meine Gedanken schlagen Purzelbaum.

„Unangenehmer Typ“, sagt Hannes dann.

„Warum?“

„Hab den Mustang vor ein paar

Wochen in der Sonne gewaschen. Der Typ kam dazu. Wollte wissen, wo der Baron steckt. Ich sagte es ihm. Den Mustang hat er dabei angeguckt, als wäre er der allerletzte Schrott. Ob ich mir kein richtiges Auto leisten könne, hat er gefragt. Es könne nicht jeder so eine Sackkarre fahren wie er, habe ich geantwortet. Dann waren wir fertig miteinander.“

„So ein Ignorant“, knurre ich.

Dann starren wir ein Weilchen geradeaus.

„Stört es dich, wenn ich telefoniere?“, frage ich und krame das Handy aus der Tasche.

„Nur zu.“ Er beäugt misstrauisch

die kleine Tastatur. „Wenn du dir unbedingt die Finger brechen willst.“

Ich wähle eine Nummer und es klingelt drei mal.

„Chronik ... Mannsfeld“, klingt es träge.

„Hallo Karsten. Frank hier.“

„Nanu, was hat dich denn gebissen?“

„Ich bin da an einer Sache dran. Könntest du für mich was recherchieren? Ich weiß, du hast zu tun. Aber es eilt.“

„So schlimm ist es nicht. Ich arbeite an einem Text für die dritte Seite. Der wird schon noch fertig. Schieß los.“

„Danke. Also: Vor zwei Jahren im

September wurde der Bürgermeister von Rosenheim erstochen. Von einem Obdachlosen, tagsüber, vor dem Rathaus, auf offener Straße. Erzähl mir alles darüber, was du rausfinden kannst. Wenn möglich gleich.“

„Hört sich spannend an. Warte einen Moment.“

Es dauert zehn Minuten.“

„Frank?“

„Ich höre.“

„Je tiefer man da eintaucht, um so interessanter scheint die Sache. Ein bisschen was, kann ich mir zusammenreimen. Wenn es dir weiterhilft, dann sag mit bitte Bescheid. Aber exklusiv, ok?“

„Versprochen.“

„Also, was ich rausgefunden habe, ist Folgendes: ...“

Er spricht ungefähr zehn Minuten. Ich stelle zwei, drei Fragen, die er dann genauso beantwortet, wie ich es erwartet hatte.

Am Ende bin ich nicht überrascht. Es ist wie beim Puzzlespiel. Wenn nur noch ein Teil fehlt, dann liegt auch nur noch eine Möglichkeit auf dem Tisch. Alles andere wäre gegen die Logik. Und der Fall erscheint mir nun sehr logisch.

„Du bist ganz schön rührig“, sagt Hannes, nachdem ich das Gespräch beendet habe. „Ich hoffe, du willst

dem Baron keinen Ärger machen.“

„Dem Baron? Nein. Mit Sicherheit nicht.“

„Gut. Ich würde nämlich ungern auf meinen DreiEuroJob verzichten.“

Hannes legt seine Zigarre in den Aschenbecher. Dort darf das letzte Drittel ausglühen. Er ist wirklich ein Genießer.

„Du willst zur Party im Park?“

„Na ja, Party. Aber stimmt schon. Dort will ich hin.“

„Durch die Eingangshalle in den Garten und immer geradeaus. Dann kommt eine große Kastanie. Dort hab ich ein paar Stühle aufgestellt. Du kannst es nicht verfehlen.“

„Ist der Baron schon da?“

„Du meinst an der Kastanie? Nein. Er wartet in der Bibliothek. Ich nehme an, bis der Laden voll ist.“

„Danke Hannes“, sage ich und stehe auf.

Er winkt ab.

„Wie oft schaust du dir Bullitt eigentlich an?“

„Immer zu Weihnachten. Und das seit zwanzig Jahren.“

„Betrüger. Ich muss dir noch einen ausgeben.“

„Ein ander Mal. Ich melde mich.“

Hannes nickt und starrt in die flimmernde Sommerluft. Ich hebe die Hand. Dann gehe ich langsam auf das

Schlösschen zu.

Glücklicherweise gibt es keinen Diener am Eingang. Ich hätte mich vielleicht übergeben. Das Haus ist heute vollkommen offen. Ich gehe durch die große Eingangshalle, die merkwürdigerweise sehr sparsam eingerichtet ist.

Die Treppe zum Garten hin ist nicht halb so spektakulär, wie die zur Straße, und die Kastanie ist wirklich nicht zu übersehen. Ein Riese von einem Baum.

Hannes hat vier Stuhlreihen aufgestellt, und die sind beinahe bis auf den letzten Platz besetzt. Ich stelle

mich unter die Kastanie und habe dort vorerst meine Ruhe.

Vorn gibt es ein Stehpult. Das wurde sicher für Edward angeschleppt. Daneben steht ein kleines Tischchen, mit einer Flasche Mineralwasser und drei umgekippten Gläsern darauf.

Ein kleiner Mann kommt auf mich zu. Zuerst erkenne ich ihn nicht. Er trägt ein braunes Jackett zu einer grauen Hose. Das Jackett scheint ihm zwei Nummern zu groß zu sein. Wenn er die Schultern etwas anhebt, verschwindet sein Hals darin. Dann sieht er aus wie ein buckliger Zwerg auf der Hochzeit eines alten Freundes.

„Hallo Stefan“, sage ich. „Hat man dich reingelassen?“

Er wackelt hektisch mit den Augen.

„Keine Witze bitte“, flüstert er.

Dann lässt er seinen Blick über die Menge schweifen und ist offensichtlich schwer beeindruckt. Es ist noch derselbe Mann, wie heute Nachmittag in meinem Büro. Was fehlt, ist das breite selbstgefällige Grinsen. Er hat es für heute Abend irgendwo in Verwahrung gegeben. Jetzt wirkt sein Gesicht austauschbar, wie ein Pappbecher in einem Schnellrestaurant.

„Bist du aufgeregt?“, fragt er heiser.

„Warum sollte ich?“

„Es sind viele Leute da. Könnte ja sein, du kriegst plötzlich einen Schluckauf oder so was. Wäre ein bisschen peinlich.“

„Keine Angst. Ich weiß nur noch nicht, was ich sagen soll.“

Er bekommt große Augen.

Ich grinse. „Improvisier ich eben ein bisschen.“

Sein Blick ist voller Zweifel. Aber es ist zu spät. Er kann nur darauf vertrauen, dass meine Lizenz mir lieb und teuer ist ... und das Geld. Seine Brust ist an einer Stelle etwas ausgebeult. Von den zwanzig Riesen hoffe ich. Die bin ich auf jeden Fall

wert.

Er klopft mir auf die Schulter.

„Ich werde hier vorn sitzen“, flüstert er.

Ein Regenwurm könnte mir mehr Mut machen.

„Hau endlich ab“, sage ich.

Er kneift ein Auge zu und verschwindet.

In der ersten Reihe, auf einem der äußeren Plätze, sitzt eine Dame, vielleicht Mitte fünfzig. Sie scheint mir von einer alternativen Zeitung zu kommen.

Sie ist sehr schlank. Ihr langes Gesicht ist trocken und faltig. In der rechten Hand hält sie eine extra lange

Zigarette, die auch mächtig qualmt. Das schulterlange braune Haar fällt glatt herunter. Sie trägt ein blaues Stirnband, dazu passend eine kreisrunde Brille ohne Rahmen, mit hellblau getönten Gläsern, und eine Lederkette mit einem Anhänger, dessen Sinn ich nicht deuten kann. Silberne Ohrringe, so groß wie meine Handfläche, und eine mit kreischenden Farben bedruckte Leinenbluse runden das Bild ab.

Sie sieht zu mir hinüber und scheint zu überlegen, welche Rolle ich in dieser Veranstaltung spielen will. Nun nimmt sie einen langen Zug und pustet den Rauch in meine Richtung.

Dabei spitzt sie die Lippen, sodass sich um ihren Mund noch mehr Falten bilden. In diesem Augenblick wirkt sie wie eine kleine blaue Maus, die parfümierte Zigaretten raucht, und ich warte darauf, dass sie den Stängel in beide Hände nimmt, daran herumnagt, und ihn schließlich trotz Glut und Qualm heftig kopfnickend verspeist.

Plötzlich verliert sie das Interesse an meiner Person.

Edward hat sich entschlossen, aufzutauchen. Er kommt in Begleitung des Barons auf uns zu. Auch der scheint zu den großen Schauspielern zu gehören. Er ist glatzköpfig und sehr

alternativ gekleidet. Knallrotes Hemd, gelber Seidenschal und giftgrüne Hose. Kerle wie der, können überall so herumlaufen, und kriegen doch immer neue Freunde. Unsereins hätte schon nach hundert Metern ein faules Ei auf dem Kopf.

Edward zeigt uns das andere Extrem. Kein einziges Zugeständnis an seine Kleidung. Korrekter schwarzer Anzug. Zugeknöpft. Ein dezenter roter Schlips. Der Kragen wie angegossen. Die Bügelfalten messerscharf. Und schwarze Schuhe, die glänzen, wie die Augen eines indischen Rosenverkäufers.

In der rechten Hand trägt er ein

kräftiges braunes Kuvert, ungefähr so groß wie eine Handtasche und genauso dick.

Beide gackern, als sie auf die Pressehorde zukommen, als hätte jemand einen herrlichen Witz gerissen. Schauspieler. Alles einstudiert.

Die Hälfte der Schreiberlinge springt auf und schneidet Edward den Weg ab.

„Haben Sie sich an Kindern vergriffen?“

„Handeln Sie mit pornografischem Material?“

„Wie werden Sie heute zu den Vorwürfen Stellung nehmen?“

Edward bleibt stehen, setzt sein schelmisches Grinsen auf und markiert ganz den abgebrühten Politiker.

„Wissen Sie, meine Damen und Herren, das wird sicher interessant heute. Auch für Sie wird es ein Lehrstück sein, was im Politikbetrieb so alles möglich ist. Lassen Sie sich doch einfach überraschen.“

Damit ist er fertig, drängelt sich durch und geht zum Stehpult hinüber, wohin sich der Baron längst geflüchtet hatte. Dort legt er das dicke Kuvert auf den Tisch, faltet die Hände vor dem Bauch und überlässt dem Baron vorerst das Wort.

„Meine Damen und Herren“, sagt der Baron mit viel zu hoher Stimme. „Fangen wir doch an. Baron von Spitzhagen mein Name. Ich bin heute Abend lediglich der Gastgeber. Wenn Sie etwas brauchen, kommen Sie einfach ins Haus. Ansonsten übergebe ich an den Bundestagsabgeordneten Edward Brauner.“

Kaum ist sein letztes Wort verklungen, schert er mit einem Ruck aus und geht langsamen Schrittes auf sein Schlösschen zu.

Wie man sich täuschen kann. Auf den ersten Blick wirkt er so klug, wie ein Stück Brot. Doch jetzt verdrückt er sich. Vielleicht verfügt er über

untrügliche Instinkte, die ihm über Generationen vererbt wurden und die ihm jetzt einflüstern, diesen Ort so schnell wie möglich zu verlassen.

Die Kameras surren. Alle starren gespannt nach vorn, doch Edward zeigt nicht die geringste Nervosität.

„Hallo, meine Damen und Herren. Ich für meinen Teil fühle mich ja in der Hitze sauwohl. Wenn jemand aber das Bedürfnis verspürt, sein Jackett abzulegen, dann sollte er sich keinen Zwang antun.“

Zerknautschte Gesichter. Niemand war auf die Idee gekommen, bei dieser Hitze ein Jackett anzuziehen. Von Stefan einmal abgesehen und der

schaut stur geradeaus.

„Das einzige, was mir mächtig auf die Nerven geht, sind diese grässlichen Mücken. Hat jemand von euch schon ein Wundermittel gegen die Viecher gefunden? Dann raus mit der Sprache. Ich werde das dann auf dem nächsten Gesundheitsausschuss zur Sprache bringen.“

Er lacht.

Noch mehr zerknautschte Gesichter. Und völlige Stille.

War einen Versuch wert.

„In Ordnung, meine Damen und Herren. Dann fangen wir einfach an. Haben Sie schon mal eine liebe Person an ihr Herz gedrückt, nur um

festzustellen, dass Sie sich geirrt haben, weil es nicht die Person war, für die Sie sie gehalten hatten? Nein? Nun, heute Morgen ist es mir so ergangen. Ich habe eine Mitarbeiterin, die ich mit meinen mageren Abgeordnetendiäten durchfüttere ...“

„Hört, hört!“, ruft jemand aus der Mitte.

Edward beachtet ihn nicht.

„Und wir haben da so einen Begrüßungsritus im Büro. Wir werfen uns nicht einfach einen Gruß zu. Wir geben uns nicht nur die Hand. Sondern wir umarmen uns ...“

„Wie alt ist denn die Betreffende?“

„Pfui“, sagt Edward. „Sie sollten

sich was schämen.“

Er sucht den Zwischenrufer mit den Augen, aber noch duckt der sich weg. Ein feines Zucken im rechten Mundwinkel, das ist alles, was Edward sich erlaubt, dann fährt er fort.

„Ich umarme also die Frau, wie jeden Morgen, und da bemerke ich so einen Widerstand, als ob eine Betonwand zwischen uns wäre. Ich frage Sie, was denn los sei. Und sie sagt, ich solle doch einfach mal ins Internet schauen. Dann dreht sie sich brüsk um und verschwindet. Ich hatte das Gefühl, sie nicht mehr zu kennen. Sie war eine andere geworden.“

Er macht ein betroffenes Gesicht.

Es ist ein Dutzendgesicht. Du kannst es an jeder Ecke haben, für zehn Cent. Und wenn du einen Hamburger kaufst, geben sie dir eins gratis dazu.

„Natürlich ging ich sofort ins Internet“, sagt er. „Und ich muss Ihnen sagen, was ich dort zu lesen bekam, hat mich zutiefst erschüttert. Heute Morgen hat offensichtlich ein beispielloser Feldzug gegen meine Person begonnen. Und ich möchte die Gelegenheit nutzen, dazu Stellung zu beziehen. Das soll jetzt kein Referat werden. Ich will Ihnen einfach nur sagen, dass die Vorwürfe nicht den Tatsachen entsprechen. Sie sind von A bis Z erlogen. So einfach ist das.“

Edward verstummt und faltet lächelnd die Hände vor den Bauch.

Anschwellendes Gemurmel.

Ein Mann richtet sich auf. Mitten in der Pressemeute. Er hat sauber gescheiteltes Haar und trägt ein nettes fleckenloses Hemd. Trotzdem ist er nicht der Schwiegermuttertyp. Sein Gesicht ist hart und kalt, wie ein Eiszapfen.

„Bachstein vom Abendblatt“, sagt er ruhig. „Was ich bisher gehört habe, ist einfach nur Bullenscheiße, Herr Brauner. Sie sitzen mit Ihrem dicken Arsch direkt auf einem riesigen Fleischwolf, und wenn Sie nicht mehr zu bieten haben, dann sind Sie noch

heute Abend Hackfleisch. Ich meine, Sie sollten das wissen; fairerweise.“

Mehr gibt es nicht zu sagen. Er setzt sich wieder.

Edwards Augen fliegen hin und her. Für den Bruchteil einer Sekunde hat er ein lahmes Bein und ist auf der Flucht. Dann räuspert er sich, nimmt einen Schluck Mineralwasser und lächelt wieder.

„Sehr anschaulich, mein Herr“, sagt er. „Vielen Dank. Wirklich vielen Dank. Aber ich gebe Ihnen recht. Wenn das schon alles wäre, was es dazu zu sagen gäbe, dann wäre das heute Abend wirklich eine traurige Veranstaltung. Ich habe natürlich

mehr zu bieten. Nämlich den Mann, der die ganze Geschichte in die Welt gesetzt hat ... Versehentlich, wie er sagt ... Und da steht er ... Mein Freund Frank Ross, seines Zeichens Privatdetektiv. Komm doch einfach näher, Frank. Wir wollen dich alle mal kennenlernen und dann erzählst du uns einfach deine Geschichte.“

Edward breitet die Arme aus, und als ich nahe genug heran bin, klopf er mir auf die Schulter. Er lächelt, und auch ich mache einen kläglichen Versuch. Schließlich gehören wir zusammen. Wie zwei alte Goldgräber, die drei lächerliche Unzen ausgebuddelt haben. Genug, um sich

einen Abend lang zu besaufen. Nicht genug, um für immer von hier zu verschwinden.

Eine ganze Weile lang sage ich kein Wort, stehe einfach nur da oder fahre mit den Fingern über mein Gesicht und muss wohl einen sehr unschlüssigen Eindruck machen. Die blaue Maus legt den Kopf schief und knabbert auf ihren Lippen herum. Stefans Gesicht ist ein einziger Schrei: „Rede, du Trottel!“

Edward beugt sich zu mir hinab.

„Das ist jetzt der richtige Moment“, knurrt er leise, ohne die Lippen zu bewegen. Kein schmieriger Puppenspieler hätte das besser

gekonnt.

„Nun ja“, sage ich endlich. „Da bin ich also. Und wenn ich schon mal hier bin. Dann kann ich ja auch was sagen.“

„Darum möchten wir auch gebeten haben“, ruft es wieder aus der Mitte.

Jetzt zeigt er sich auch. Ein Mann in den mittleren Jahren. Eingefallene Wangen, eine wulstig nach vorn geschobene Unterlippe, ein Kinn wie ein Rammbock und buschige Augenbrauen. Ein hellblaues Hemd, sehr zerknittert, ein fader Schlips mit lockerem Knoten. Dünne lange Finger, die so gar nicht zu seinem Gesicht passen wollen.

„Wenn Sie nach vorn kommen wollen“, sage ich leicht, „tun Sie sich keinen Zwang an.“

Er starrt mich an. Seine Kinnbacken mahlen. Vielleicht überlegt er auch nur, wie er mir am geschicktesten eine kleben kann. Auf jeden Fall dauert es zu lange. Er beginnt Blicke auf sich zu ziehen.

„Zur Sache bitte“, knurrt er endlich, und die Blicke wenden sich ab.

„Recht und Unrecht“, sage ich. „Manchmal hängt alles nur vom Blickwinkel ab. Sicher hat der eine oder andere von Ihnen schon mal diese vierschrötigen Hütchenspieler beobachtet, die unseren geliebten

Ku'damm unsicher machen. Sie tragen billige Anzüge, sprechen gebrochen deutsch und schieben ihre Nussschalen so geschickt hin und her, dass wir glauben, alles gesehen zu haben. Aber was wir gesehen haben, ist nicht die Wahrheit. Sie werden wissen, wie sich die Struktur aufbaut. Der Spieler bewegt die Nussschalen und ist ganz klar der eigentliche große Betrüger in diesem Spiel. Dann gibt es da noch den Aufpasser. Der hustet oder pfeift, wenn die Polizei kommt. Der nächste ist der Lockvogel. Er animiert die Passanten mitzuspielen. Er gewinnt immer und überzeugt so das Opfer. Ja und das Opfer ist der

kleine Passant, der auch mal das schnelle Geld machen will, aber immer verliert.

Diese Struktur lässt sich sehr schön auf den heutigen Abend übertragen. Da ergibt sich natürlich die interessante Frage, wer ist in diesem Spiel.“

Ich hole tief Luft.

„Wer sind Sie, meine Dame?“, frage ich die blaue Maus.

Sie verschluckt fast ihre Zigarette und sieht sich Hilfe suchend um.

„Oder der Herr in der Mitte. Wer wären Sie gern in diesem Spiel? Fakt ist, Sie sind drin.“

„Keine Quizfragen bitte“, knurrt er.

„Es geht um ein ernstes Thema. *Wir* wollen Antworten.“

„Ungeduld ist ein schlimmes Laster. Wussten Sie, dass dadurch schon Kriege entfesselt wurden? Warten Sie einfach, bis der Vorhang sich hebt. Es steht Ihnen natürlich frei, vorher zu gehen.“

Niemand geht.

„Ihnen allen, meine Damen und Herren, wurde die Rolle des Opfers zugedacht. Ob es Ihnen gefällt oder nicht. Ich kann daran auch nichts ändern. Aber beruhigen Sie sich. Opfer zu sein ist ja nichts Verwerfliches. Sicher ist es besser, außerhalb des Spiels zu stehen. Aber ihr seid

hergekommen, um Schlittschuh zu laufen, und da müsst ihr euch mit der Rolle des Schlittschuhläufers auch zufriedengeben. Die nächste Frage, die es zu klären gilt: Welche Rolle spiele ich? Nun das ist ganz einfach. Ich bin der Lockvogel, der euch aufs Glatteis führen soll. Keine schöne Aufgabe. Aber der eigentliche Betrüger bin ich nicht. Ich bin nur dazu da, euch Mut zu machen. Bleibt hier, hört euch das an, schreibt, was ihr hört, was ihr schreiben sollt. Ja, so ist das gedacht.“

Edward stößt leise Luft durch die Nase, als wolle er eine Verstopfung lösen. Ich schaue mich um. Das Grinsen hat er immer noch im Gesicht.

Aber es ist schief geworden. Seine Augen spießen mich auf. Er kocht vor Wut. Ich versuche das zu ignorieren.

Auch Stefan wird es ungemütlich. Er rutscht auf seinem Stuhl hin und her, trampelt mit den Füßen, schaut hierhin und dorthin. Er ist auf dem Sprung, aber ich kann ihn noch erwischen.

„Haben wir auch einen Aufpasser?“, rede ich weiter. „Ich würde sagen, das müsste ein Mann sein, der sich ganz klein macht. Da haben wir ihn ja schon. Unseren lieben Stefan Amboß. Seines Zeichens Leiter des Ordnungsamtes von Charlottenburg. Steh doch mal auf,

Stefan, und sag Guten Abend.“

Stefan erhebt sich mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung, hustet erregt und geht langsam fort, mit meinem Geld.

„Da hüstelt er hin“, sage ich. „Aber was macht ihn zum Aufpasser in diesem Spiel? Nun, das müssen Sie mir jetzt einfach abnehmen, er ist ein enger Freund des Spielers ... Und wer ist *das* nun? Sie haben es sicher schon erraten: unser lieber Bundestagsabgeordneter Edward Brauner. Was, werden Sie sagen, er soll der große Betrüger sein? Warum ist er dann noch hier und lächelt so eisern in die Runde? Darauf muss ich

Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Aber seien Sie sicher, er wird es uns noch heute Abend verraten.“

Edward hat aufgehört zu grunzen. Sein Grinsen ist eine Maske.

„Mit dir würde ich mich gern mal allein unterhalten“, zischt er durch die Zähne.

„Können wir“, sage ich leise.

„Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht“, rede ich wieder zur Meute. „Aber ich habe keine Lust, dieses Spiel länger mitzumachen. Opfer, Lockvogel oder was auch immer. Sie meine Damen und Herren, sind hiermit aus der Opferrolle entlassen. Edward und ich wollen uns unterhalten. Bist du

bereit?“

„Jederzeit, du kleiner Schleimer“, grinst Edward. „Die Wahrheit muss ans Licht. Da bin ich immer dabei.“

„Setz dich doch.“

Ich hole Stefans Stuhl und besorge mir auch einen.

„So ist es doch viel gemütlicher. Können wir loslegen?“

„Auf jeden Fall. Ich bin schon höllisch gespannt, was du uns auftischen willst.“

„Auf jeden Fall will ich nicht alles wieder verkauen, was ohnehin schon durch die Medien gegangen ist. Das wäre ja langweilig.“

„Da bin ich aber froh“, sagt Edward

sarkastisch.

Er rutscht ein wenig auf dem Stuhl hin und her. Die Hämorrhoiden quälen ihn.

„Erste Frage: Kennst du das Märchen von Hänsel und Gretel?“

Edward lacht. Er wirft den Kopf zurück, und es ertönt ein Pfeifen und Knirschen, als ob eine Schaufel in harten Schnee eindringt.

„Kennst du es?“, frage ich, als er fertig ist.

„Im Grunde ja. Aber ich soll es hoffentlich nicht vortragen.“

„Nein, das übernehme ich: Hänsel und Gretel gehen also durch den tiefen Wald und finden ein

Pfefferkuchenhaus. Weil sie schrecklichen Hunger haben, brechen sie ein Stück heraus und verspeisen es. Eine alte Frau kommt aus der Tür und lädt die Kinder ein, bei ihr zu übernachten. Am nächsten Morgen sperrt sie Hänsel in einen Stall und zwingt Gretel, für alle zu kochen. Wenn das Märchen hier enden würde, und du müsstest eine Rolle übernehmen, für welche würdest du dich entscheiden?“

„Ganz klar für die Hexe.“

„Und warum?“

„Sie hat ein Haus, sie hat zu essen, sie hat die Macht.“

„Sind Besitztümer und Macht denn

so wichtig?“

„Enorm wichtig. Ja.“

Die Meute macht sich Notizen.

„Nächste Frage: Bist du ein ausgeglichener Mensch?“

„Würde ich sagen, ja.“

„Überlegst du lange und gründlich, bevor du etwas tust?“

„Nein, ich werde getrieben. Zwei Stimmen kämpfen in mir. Die eine befiehlt, was die andere verbietet.“

„Und welche gewinnt?“

Edward schmunzelt.

„Ich sage mal ganz diplomatisch: diejenige, die die interessantere Option verteidigt.“

„Nächste Frage: Hast du

angenehme Träume?“

„Kann ich nicht sagen. Nein.“

„Warum nicht?“

„Ich weiß nicht, ob das hierher gehört.“

„Öffne dich, Edward. Die Leute lieben es, wenn man sein Herz öffnet.“

Er windet sich.

„Nun gut. Sie sind schrecklich. Ich habe kein Gesicht.“

„Und das bedrückt Dich?“

„Ja. Ich frage mich, warum das so ist.“

„Nächste Frage: Nimm an, ich gehe mit einer Frau ins Bett.“

„Hoho, jetzt wird es spannend.“

„Ich streichele sie überall. Das kann

ruhig sehr lange dauern. Wir küssen uns ausgiebig. Alles sehr zart. Man nennt das Vorspiel. Wäre das was für Dich?“

„Definitiv nicht.“

„Was sollte anders sein?“

„Ich denke, man könnte sich auch mal härter anfassen.“

„So Sadomaso?“

„Etwas in der Art. Ja.“

„Findest du das normal?“

„Ja, natürlich. Viele Menschen praktizieren das. Da ist überhaupt nichts Abartiges dran.“

„Nächste Frage: du sagst, du hast dich in deinem Job hochgekämpft.“

„Ja, das war sehr hart.“

„Wie ist es, wenn man so weit oben ist?“

„Wie guter Sex.“

„Was denkt man über die Kleinen, die da unten rumlaufen und es nicht geschafft haben?“

„Versager und Würmchen.“

„Wenn man es geschafft hat, und man trifft einen Versager, ein Würmchen, will man dem dann helfen, oder tritt man schon mal nach ihm?“

„Ich bin doch kein Samariter. Er soll gefälligst den Daumen aus dem Arsch nehmen. Ein Tritt in den Hintern könnte ihn vielleicht aufwecken.“

„So einen zu treten. Wie fühlst du

dich danach?“

„Besser.“

Ein Flüstern geht durch die Menge.

„Nächste Frage: Bist du manchmal wütend und frustriert?“

„Natürlich. Das Abgeordnetenleben ist kein Zuckerschlecken, das kann ich dir sagen.“

„Wie ist es, wenn der Frust hochkommt. Knöpfst du dir dann jemanden vor und lässt deine Wut an ihm aus?“

Edward schüttelt den Kopf.

„Nein, das geht leider nicht.“

„Und wie ist es, wenn eine Katze dich nervt?“

Er lacht.

„Da kann das schon mal passieren.“

„Gestern hast du mir erzählt, du hättest dir mal eine Katze vorgenommen, die frech geworden ist.“

„Stimmt.“

„Wo war das?“

„Im Haus meiner Eltern.“

„Was hat dich an der Katze genervt?“

„Ich hatte ihr gesagt, sie soll verschwinden.“

„Aber sie ist geblieben?“

„Genau.“

„Und wie hast du ihr das ausgetrieben?“

„Ich hab sie an einem Deckenbalken aufgehängt und ihr Feuer unterm Hintern gemacht.“

„Lebt sie noch?“

„Natürlich. Ich bin doch kein Monster. Nur das Fell war etwas angekockelt.“

„Hat es Spaß gemacht?“

Edward nickt heftig.

„Kann ich nur jedem empfehlen, der Stress hat.“

Ein Raunen geht durch die Menge.

„Letzte Frage: Magst du rumänische Scheibenputzer?“

Sein Gesicht verhärtet sich.

„Nein. Ich bin auch einer der wenigen Politiker, die ganz klar, die

Ausweisung dieses frechen Gesindels fordern.“

„Du hast einen dieser Aufkleber an deinem Wagen. Ein Verbotsszeichen mit einem Handwischer drin. Soll bedeuten: Meine Scheibe bitte nicht putzen.“

„Ja, und dazu stehe ich auch.“

„Haben viele solch einen Aufkleber dran?“

„Außer meinem eigenen, habe ich noch keinen einzigen gesehen. Aber es wurden etliche verkauft.“

„Du fährst einen Phaeton?“

Edward nickt. „Ein toller Wagen.“

„Wie viele Phaeton fahren in Berlin?“

„Nicht mehr als hundert würde ich sagen. VW verkauft ja kaum 5.000 im Jahr, und die meisten gehen nach China.“

„Nicht mehr als hundert. Was meist Du: Wie viele von denen fahren mit diesem Aufkleber herum?“

„Da bin ich wohl der Einzige.“

Ich kratze mich am Kinn.

„Ist dir der Name Martin Wentdorf ein Begriff?“

Für den Bruchteil einer Sekunde brechen seine Augen aus.

„Nie gehört.“

„Komisch. Ein Mann dieses Namens wurde gestern Mittag ermordet, und zwar auf dem Rasthof am Ku'damm.“

„Und was soll daran komisch sein?“

„Zur Tatzeit stand ein Phaeton mit genau diesem Aufkleber neben dem Eingang des Restaurants.“

Wieder brechen seine Augen aus.

„Und das soll jetzt ausgerechnet meiner gewesen sein?“

„Du hast selbst gesagt, dass dein Phaeton der Einzige ...“

„Ich weiß selbst, was ich gesagt habe. Dann habe ich mich eben geirrt.“

Ich kratze mich am Kopf.

„Schade, alles hätte so schön zusammengepasst. Gestern habe ich diesen Martin Wentdorf beschattet. Offensichtlich war er mehreren Leuten

im Wege. Jedenfalls wurde ich Zeuge, wie ein falscher Polizist ihn mitsamt seiner Handwerkerkarre in die Luft jagen wollte. Ich konnte Martin gerade noch aus dem Wagen ziehen, bevor der explodierte. Aber er hatte einen Schlag mit dem Gummiknüppel abbekommen, auf den Hinterkopf. Davon war er ganz schön benommen. Also habe ich ihn zum Restaurant geschleppt, und neben dem Eingang fiel mir dein Phaeton mit diesem Aufkleber ins Auge. Meiner Meinung nach, hat sich folgendes zugetragen: Du bist uns gefolgt und hast einen günstigen Moment abgepasst. Das war nicht besonders schwer. Martin ist

übel geworden. Er ging zur Toilette, um sich zu übergeben, und du hast ihn erwürgt, während er vor einem Klosett kniete.“

„Schöne Geschichte. Und warum hätte ich das tun sollen?“

Ich kratze mich am Hinterkopf.

„Wann sind eigentlich Neuwahlen?“

„Für den Bundestag? In knapp zwei Jahren.“

„Dann wurdest du vor zwei Jahren wiedergewählt?“

„Richtig.“

„In welchem Wahlkreis?“

„Spielt das eine Rolle?“

„Ich sage mal, ja.“

„Rosenheim.“

„Liegt in Bayern, nicht wahr?“

„Ja.“

„War da nicht irgendwas wegen der Wahlen? Ich komm nicht drauf ...“

Ich kratze mich wieder am Kopf.

„... Jetzt fällt's mir wieder ein. Die Parteibasis wollte dich nicht haben. Sie wollten ihren eigenen Kandidaten aufstellen. Den Bürgermeister von Rosenheim. Altmeier hieß der.“

„Stimmt. Aber das ist normal. Diese Art von Streit ist ein Dauerbrenner und zieht sich durch alle Parteien. Die Basis will eben nicht immer so, wie die Parteispitze.“

„Der Wahlkreis war sicher, nicht

wahr?“

Edward nickt. „Die Partei sitzt dort seit über zwanzig Jahren fest im Sattel.“

„Das heißt, wer dort von der Parteibasis nominiert wird, der konnte mit Sicherheit davon ausgehen, dass er für die nächsten vier Jahre in den Bundestag einzieht?“

„Das kann man so sagen.“

„Aber in diesem Fall hast du den Streit gewonnen?“

„Ja. Sonst säße ich heute nicht hier.“

„Warum eigentlich?“

„Was meinst Du?“

„Warum hast du gewonnen? Hatte

der Altmeier plötzlich keine Lust mehr?“

„Das mußt du ihn schon selber fragen.“

„Wollte ich ja. Aber dann sagte man mir, ein Obdachloser hätte ihn vor dem Rathaus erstochen, noch vor seiner offiziellen Nominierung.“

„Ja, ich erinnere mich. Traurige Geschichte.“

„Kann man sagen, dass du dem Obdachlosen dein Mandat zu verdanken hast?“

„Das ist jetzt aber geschmacklos.“

„Aber Fakt ist doch, wenn der Altmeier nicht erstochen worden wäre, dann wärst du wahrscheinlich

nicht wiedergewählt worden.“

Edward nickt. „Jedenfalls nicht in diesem Wahlkreis.“

Ich kratze mich am Kopf.

„Den Obdachlosen hat die Polizei nie gefunden. Er hat sich nach dem Mord in Luft aufgelöst. Der Fall wurde nie geklärt.“

„Ja.“ Edward nickt. „Und dabei ist die personelle Ausstattung der Polizei dort nicht die schlechteste. Aber die Ermittlungen blieben irgendwo stecken.“

Ich kratze mich wieder am Kopf.

„Der Martin Wentdorf war ein ganz schönes Früchtchen. Vor 15 Jahren hat er eine Deutschrussin vergewaltigt

und dafür vier Jahre gesessen.“

„Na, da hat es ja mal den richtigen getroffen.“

„Die Polizei dachte so ähnlich: Der hat noch mehr auf dem Kerbholz, haben die sich gesagt und haben seine DNA in den Fahndungscomputer eingegeben. Und da gab es einen Volltreffer.“

„Schön. Ich gönne denen das.“

Ich schaue ihn zweifelnd an.

„Nachdem der Altmeier in Rosenheim erstochen wurde, fand man Hautpartikel unter seinen Fingernägeln. Er hatte mit seinem Mörder gerungen. Und diese Hautpartikel passten jetzt zur DNA

von Martin Wentdorf.“

„Und?“

„Ist das so schwer zu begreifen? Der Obdachlose, der den Altmeier auf dem Gewissen hat, war niemand anderes, als Martin Wentdorf.“

„Entschuldige. Da komm ich nicht mehr mit.“

„Hm. Dann noch mal von vorn, zum mitschreiben: Vor knapp zwei Jahren standen Neuwahlen für dich an. Das ist eine sehr nervenzehrende Angelegenheit. Schließlich geht es um alles oder nichts. Du warst schon Anfang fünfzig und stecktest mitten im Hausbau. Ein Millionenprojekt, das noch nicht mal im Rohbau fertig war.

Es hat schon genügend Abgeordnete gegeben, die nach einer verlorenen Wahl in der Arbeitslosigkeit versackten. Dann hättest du dein Haus abschreiben können. Das wolltest du verhindern, um jeden Preis. Was also tun? Du brauchtest einen sicheren Wahlkreis. Die Bonzen hier in Berlin zu überzeugen, war kein Problem. Ihr habt euch auf Rosenheim geeinigt. Aber die Parteibasis vor Ort wollte nicht mitspielen. Die wollten den Bürgermeister Altmeier nominieren. Dem trauten sie einfach eher zu, sich für ihre Belange einzusetzen. Du warst für sie bloß ein Berliner Bonze, der noch mal vier Jahre lang seinen fetten

Arsch in die Spree halten wollte. In dieser Zeit des Zweifels, lernst du Martin Wentdorf kennen. Er hat in Berlin eine Firma für Hausservice-Dienstleistungen und ist, genau wie du, sexuell sehr aktiv. Man könnte eure Visagen in den Erotikbars oder Swingerklubs herumzeigen. In irgendeinem werdet ihr euch schon getroffen haben. Er bietet sich an, deinen Konkurrenten Altmeier aus dem Weg zu räumen, und du zahlst ihm dafür 35.000 Euro. Das lässt sich nachprüfen. Bei Martin wurde eine Liste mit schwarzen Zahlungen gefunden, mit Datum. Man muss also nur gucken, ob dein Konto sich in

dieser Zeit geleert hat. Martin fährt also nach Rosenheim, verkleidet sich als Penner und lungert mehrere Tage vor dem Rathaus herum. Als der Altmeier rauskommt, verwickelt Martin ihn in einen Streit und sticht ihn nieder. Dann fährt er nach Berlin zurück, während die Polizei in der bayerischen Obdachlosenszene jeden Stein umdreht. Bis dahin ein genialer Mord. Für dich brechen goldene Zeiten an. Der Parteibasis in Rosenheim fehlt plötzlich ein Kandidat. Du erklärst dich bereit, einzuspringen, gewinnst natürlich die Wahl und kannst hier weitere vier Jahre abhängen. Ein ganzes Jahr hast

du Ruhe, dann klopft Martin wieder an deine Tür. Die 35.000 hat er durchgebracht. Er will Nachschub, sonst will er alles öffentlich machen. Ihr einigt euch auf ein Schweigegeld von 500 Euro pro Woche. Auch über diese Zahlungen hat er penibel Buch geführt. Du hast das Geld zwar immer persönlich übergeben, aber auf deinem Konto wird es die passenden Barauszahlungen geben. Doch mit der Zeit, werden dir die Zahlungen lästig. Du bekommst so eine Ahnung, dass die Erpressung nie aufhören wird. Und wer sagt denn, dass der Martin nicht eines Tages mehr verlangt. Es sind ja jetzt schon 25.000 im Jahr. Also

beschließt du, ihn aus dem Weg zu räumen. Zumindest nimmst du dir vor, die nächstbeste Gelegenheit zu nutzen. Jeden Mittwoch ist Zahltag. Ihr trefft euch auf dem Rasthof am Ku'damm, wie gestern. Aber dieses Mal hast du das Geld gespart und ihm lieber die Hände um den Hals gelegt.“

Edward hat sich in den letzten Minuten kaum verändert, wenn man davon absieht, dass er blass geworden ist. Auf dem ehemals rosigen Gesicht, sind nur noch seine fleischfarbenen Lippen zu erkennen. Alle anderen Farben sind wie ausradiert. Besonders um die Nase, ist er weiß wie ein Laken. Auf der Stirn zeigen sich ein

paar Schweißperlen. Aber beim Hinabrollen verdunsten sie einfach auf der blutleeren, vertrockneten Haut.

Er hat sich keinen Zentimeter bewegt, während der ganzen Zeit. Seine Körperhaltung ist immer steifer geworden. Man könnte ihn jetzt in Beton gießen und würde einen guten Abdruck kriegen.

Er starrt mich an.

„Ich habe die Stimme meiner Mutter gehört“, sagt er heiser, ohne einen einzigen Augenaufschlag. „Während du hier deinen Mist abgelassen hast, habe ich meine Mutter gehört.“

Darauf wäre einiges zu erwidern gewesen. Aber ich halte es für klüger, mich totzustellen.

Edward schaut nach unten auf seine Hände, als sei ihm erst jetzt bewusst, dass er welche hat.

„Sie ist schon viele Jahre tot“, sagt er leise zu seinen Händen. „Und sie rief meinen Namen.“

Dann wird er still und nach einer Weile hebt er den Kopf. Sein Augenweiß ist jetzt von hundert roten Äderchen durchzogen.

„Verschwinde“, sagt er tonlos.

Nichts lieber als das. Auf die Gesellschaft eines Untoten kann ich verzichten. Zwanzig Schritte weiter

lehne ich mich an den Stamm der Kastanie.

Nun ist Edward allein mit der Meute. Wie ein Braunbär im Zoo, der gerade seinen Wärter gefressen hat. Er macht keinen Sinn mehr, sich in Szene zu setzen. Er hat es ja doch verbockt. Jederzeit kann sich der Lauf einer riesigen Flinte über die Brüstung schieben. Und dann enden freie Kost und Logis. Nur einen Gedanken hat er noch: Kann ich dem zuvorkommen?

Edward schraubt sich aus dem Stuhl nach oben. Es dauert unendlich lange, bis er sich zur vollen Größe aufgerichtet hat. Einen Moment lang, sieht es so aus, als würden seine

Beine ihn nicht tragen. Doch dann steht er da, wie ein morscher Baum im Herbstwind, blattleer und mit knarrenden Ästen.

Die Meute ist ratlos. Was tun mit einem Mann, der vollständig entkernt wurde? Zweifellos schuldig, aber ungestraft. Sollen wir ihn greifen? Dazu sind wir nicht gemacht. Wir reißen nur schreckliche Wunden und treiben so die Wahrheit ans Licht. Jedes Mal, wenn es uns gelingt, jemanden derart aus der Mitte zu stoßen, dann zittern wir ehrfürchtig vor unserer Kraft und betteln inständig, dass sie sich niemals gegen uns selber richten möge. Mord macht

das Leben unerträglich. Keine Frage. Aber da gibt es auch noch Hochmut, Geiz, Begehren, Zorn, Maßlosigkeit, Missgunst und Ignoranz. Gegen eine dieser Todsünden, hat jeder von uns verstoßen, die meisten jeden Tag. Wollen wir, dass alle Welt davon erfährt? Um Gottes willen, nein, haltet den Deckel drauf, dafür sind wir doch Menschen! Hier nun haben wir jemanden ausgepresst, und er gibt nichts mehr her, außer ein blutleeres Sabbern. Was sollen wir noch mit ihm? Mein Gott, erlöst uns endlich. Gibt es niemanden, der ihn richtet?

Vielleicht.

Edward greift nach dem dicken

Umschlag auf dem Tisch. Er öffnet ihn ohne Hast und zieht mit einer eleganten Selbstverständlichkeit einen Revolver heraus.

Die Menge prallt zurück. Die meisten verlieren keine Zeit. Springen auf, stoßen ihre Stühle fort und rennen zum Schlösschen hin. Andere kreischen erst und tun es dann den anderen gleich.

Ich bleibe einfach stehen. Für Edward ist der Kampf vorüber. Was hätte er davon, hier weiter Unheil anzurichten?

Er hebt die linke Hand. „Bleibt doch ruhig, Leute“, ruft er. „Meine Mutter hat gerufen, nicht Eure. Setzt

euch wieder.“

Dann steckt er sich den Revolver in den Mund, sehr tief, sodass er Mühe hat, sich nicht zu übergeben und drückt einfach ab.

Der Schuss hallt trocken durch den Park, wie ein Hammerschlag auf ein Scheunentor. Eine Fontäne roten Blutes verteilt sich über die nähere Umgebung. Der Baron wird diesen Tag verfluchen.

Für wenige Augenblicke bleibt Edward vollkommen aufrecht stehen. Auch den Revolver hält er noch auf Höhe seiner Brust. Dann sackt er in sich zusammen, wie ein Kartenhaus, dem das Pik Ass entzogen wurde.

Zuerst fällt der Kopf auf seine Brust und zeigt eine schreckliche Wunde, welche die austretende Kugel gerissen hat. Dann fallen seine Schultern nach vorn, die Arme nach unten, und der Revolver rutscht ihm aus der Hand. Danach scheint seine Wirbelsäule in den Lenden einzuknicken, als hätte ihn der Schlaf im Stehen übermannt. Dann knicken seine Knie und Hüften ein, und endlich sackt er rücklings auf die grüne Wiese.

Arme und Beine sind merkwürdig verdreht, ansonsten aber herrscht Ordnung, wie gewohnt. Sein Jackett ist zugeknöpft, der Hemdkragen liegt glatt darunter, die Krawatte sitzt, als

wäre sie ans Hemd genäht. Die Bügelfalten der Hose stehen messerscharf nach oben. Nur das linke Hosenbein ist etwas nach oben gerutscht und legt, neben seinen kurzen schwarzen Socken, auch die hellbraunen Härchen an den weißen Waden frei.

Er kommt auf dem Hinterkopf zu liegen. Das austretende Blut versickert im Gras, und doch färbt es die Erde um ihn herum in leuchtendem Rot.

Sein Blick ist zwar erloschen, dennoch sind die Augen offen und die Pupillen scheinen auf irgendetwas zu blicken, das sich oben, hinter seiner Stirn bewegt.

Das Grinsen ist aus seinem Gesicht verschwunden. Die Mundwinkel sind leicht nach unten gezogen, wie bei einer verbitterten Hausfrau, die der Fleischer um das Wechselgeld betrogen hat.

Zwischen den Lippen tritt ein kleines blutiges Rinnsal hervor und fließt über die Kinnmulde und die rechte Wange ab. Das braun gefärbte Haar, wo es noch vorhanden ist, liegt immer noch sauber gescheitelt, doch die Kolorierung sieht nun sehr unnatürlich aus. Die blasse Gesichtshaut bildet einen zu schreienden Kontrast.

Insgesamt bietet er nicht den

Anblick, den er sich gewünscht hätte, für seinen Tod. Aber wer bietet den schon. Und immerhin war es ein schneller Tod, fernab von den Quälereien, die er so liebte, aber nur anderen antun wollte, niemals sich selbst. Im Grunde war er auch nur ein Feigling.

Die Presseleute sind verschwunden. Die meisten sind in das Schlösschen gerannt oder stehen atemlos davor und schauen herüber. Auch die blaue Maus kniet dort auf dem Rasen und muss sich übergeben. Ihr lautes Würgen scheint bis hierher zu dringen. So hat Edward die Journaille also doch noch erfolgreich

in die Flucht getrieben.

Ich stehe an der Kastanie. Edward liegt, kaum zehn Meter entfernt, auf dem englischen Rasen und eine merkwürdige Stille breitet sich aus, wie auf einem Schulhof am Sonntagmorgen. Es ist kaum zu ertragen. Was ist mit den Vögeln und Insekten drumherum; haben die auch die Flucht ergriffen?

Nein.

Ein pechschwarzer Kolkrabe segelt herab und landet zwei, drei Meter neben Edward im Gras. Zuerst steht er nur da und rollt wachsam mit den Augen. Dann hüpfte er vorsichtig voran, aber Edward rührt sich nicht. Das Vieh

schaut zu mir herüber, klettert dann auf Edwards Bein und stolziert auf dessen Brust herum. Schließlich hüpfte er auf den Kopf, stellt sich in Mitte der Stirn, beugt den Kopf nach vorn und schaut mit seinen kalten, mitleidlosen Augen auf Edwards Gesicht herab.

Edward scheint zu ihm hochzublicken und für einen kurzen Moment ist mir, als würden seine Augen sich weiten, wie durch Angst oder einen stummen Schrei.

Dann hebt der Rabe seinen Kopf, dreht ihn ganz langsam zu mir und schaut mich durchdringend an. Schließlich öffnet er seinen Schnabel und ein kurzes, widerliches Krächzen

ertönt, als würde eine alte Eisentür aufgestoßen, in einem dunklen, verwunschenen Schloss. Kalter Schweiß läuft mir den Rücken runter, und der Vogel stiert mich weiter an, völlig unaufgeregt. Und endlich ist mir, als wollte er sagen: „Das ist deine Sache nicht. Geh jetzt. Verschwinde von hier.“

Also drehe ich mich um und begeben mich langsam zum Schlösschen hin. Einmal noch schaue ich zurück. Der Rabe hat mich entlassen. Seine Krallen graben sich tief in Edward Stirn. Seine kalten Augen starren auf sein Gesicht. Und mir ist, als halten beide Zwiesprache

miteinander. Der Kopf des Raben nickt ganz langsam. Ein kalter Windhauch streicht mir übers Haar. Edward ist auf dem Weg in die Hölle.

Denise hat mich ins Café Reinhard's bestellt. Sie will dort zu Mittag essen. Ich finde sie draußen, direkt auf dem Ku'damm, an den Voyeurtischen, von denen aus sie die Passanten beobachten kann, wie sie sich an ihrem Tisch vorüberdrängen.

Sie bekommt soeben ein großes Glas mit einer lächerlichen Pfütze Wein darin, für glatte sieben Euro. Rechnet man hinzu, was sonst noch auf dem Tisch steht, wird ihre Rechnung ausfallen, wie ein Einkauf für vier Personen im Supermarkt. Sie wird das bezahlen, als wäre sie im Zoo

und hätte in dem kleinen vermoderten Holzhäuschen an der Brücke Entenfutter für zwanzig Cent gekauft.

Der Kellner sieht aus wie der *Malboro Man* am Anfang seiner Karriere. Er trägt schwarze Hosen und eine dunkelblaue Kellnerweste. Darunter ein weißes Stehkragenhemd mit einer breiten kaminroten Fliege. Über dem Kragen blitzen stahlblaue Augen, ein gekonntes Lächeln, blendend weiße Zähne und dickes blondes seitengescheiteltes Haar. Nur die Ohren waren eine Fehldisposition; viel zu lang und am oberen Ende leicht eingeknickt.

„Liebster Detlef“, sagt Denise affektiert, „essen Sie das eigentlich alles selber? Das sollte verboten werden, so gut schmeckt das.“

Über dem weißen Stehkragen erscheint ein bescheidenes Lächeln.

„Wissen Sie, was hier noch fehlt? Ein wenig Musik, am besten Flamenco. Dann würde ich auch meine Abende hier verbringen.“

Detlef wiegt den Kopf. Das kann bedeuten, dass er sie auch abends gern bedienen würde, oder aber auch nicht. Ich mag Menschen mit einer klaren direkten Ansage. Man fühlt sich immer so sicher in ihrer Umgebung.

„Ich habe mit dem Chef darüber

gesprochen, Denise. Er mag keinen Flamenco.“

„Was für ein schrecklicher Mensch. Gehen Sie nur, und sagen sie ihm das.“

„Ich werd noch mal mit ihm reden“, sagt er galant.

Ich bestelle ein Mineralwasser, und Detlef streift mich mit einem Blick, der ebenfalls alles bedeuten kann, dann macht er seinen Rücken gerade und stolziert davon. Gar nicht auszudenken, wären nur noch Leute, wie er, um mich herum. Dann müsste ich Bücher lesen, um Menschen zu treffen.

Denise nimmt eine Speisekarte,

reißt sie in der Mitte durch und schiebt sie wieder in den dazugehörigen Ständer.

„Warum tun Sie das?“

„Es macht Spaß“, sagt sie aufgekratzt. „Und Detlef wird nie ein Wort darüber verlieren.“

Ich zucke mit den Schultern.

„Der Auftrag hat sich also erledigt“, sage ich endlich.

„Wieso das denn?“, fragt sie leichthin.

„Martin wurde ermordet.“

Sie verschluckt sich fast an ihrem Wein.

„Ist das ihr Ernst?“

„Ich pflege nicht zu scherzen, wenn

sich tausend Euro Honorar in Luft auflösen.“

Sie macht große Augen. Offensichtlich ihre Art nachzudenken.

„Ich hab nichts damit zu tun.“

„Natürlich nicht“, sage ich. „Er ist ein paar Leuten auf die Füße getreten, und bekam die Quittung dafür.“

„Der arme Martin.“

Ich zucke mit den Schultern. „Ein mieser Krimineller.“

„Er hatte so ein einnehmendes Wesen.“

„Das haben sie alle.“

Sie funkelt mich an. Geldsäcke ärgern sich immer, wenn jemand das letzte Wort hat, der für sein Hemd

weniger als einen Hunderter hingelegt hat.

„Ich nehme an, wir sind quitt“, sagt sie schnippisch.

„Das stimmt.“

Sie nickt zufrieden.

„Eins noch. Es betrifft Ihren Mann. Bald pfeifen es die Spatzen von den Dächern, und ich finde, Sie sollten es vorher erfahren. Für so was haben Sie mich schließlich bezahlt.“

„Der alte Langweiler. Was gibt es von dem schon zu erzählen.“

„Früher war er öfter in Asien, nicht wahr?“

Sie nickt. „Er hat mich nie mitgenommen, und ich war froh

drüber. Zu heiß dort unten.“

„In Kambodscha war ihm die Polizei auf der Spur, wegen Sex mit Minderjährigen.“

Sie nimmt ihre Unterlippe zwischen die Finger. Etwas Make-up haftet an ihrem Zeigefinger. Sie reibt die Hände aneinander. Aber sie sagt kein Wort.

„Das war vor acht Jahren. Danach ist er nicht mehr runtergefliegen. Etwa um diese Zeit hat er in der Kantstraße den Salon Anett gekauft. Ein ganz ordinärer Puff.“

Denise zieht ihre Mundwinkel ein wenig nach unten, als hätte sie ihre liebste Brosche zum Schätzen gegeben und erfahren, dass sie falsch ist.

„Vor einiger Zeit hat er dann für eine thailändische Prostituierte eine Wohnung angemietet, in der Düsseldorfer Straße. Dort hat er Sexvideos mit deren Tochter gedreht. Die ist fünf Jahre alt.“

Denise spitzt die Lippen und pustet etwas Luft hindurch.

„In dieser Wohnung wurde er gestern hochgenommen. Was ich sagen will, er wird nicht so schnell wieder nach Hause kommen, Denise.“

„Was wollte er mit den blöden Videos?“

„Er hat sie verkauft, an einen Politiker, der sich gestern Abend erschossen hat.“

„Ich habe davon gehört. Und da steckte Henry mit drin?“

„Nicht in allem. Aber die Kinderpornos waren sein Werk.“

„Um Gottes willen.“

Sie stochert in einem Eiersalat herum. Er scheint ihr nicht mehr zu schmecken.

„Frank“, sagt sie pikiert. „Sie wurden engagiert, um rauszukriegen, ob Martin es noch mit anderen Weibern treibt. So wie ich das sehe, haben Sie in der Sache überhaupt nichts erreicht, dafür aber einen Haufen Dreck aufgewühlt.“

Sie duzt mich nicht mehr. Ich nehme an, dass das unsere Beziehung

auf eine völlig neue Grundlage stellt.

„Ihnen wäre es lieber, der ganze Dreck wäre unter dem Teppich geblieben?“

„Natürlich. Ich habe einen Ruf zu verlieren.“

Einen Augenblick lang sieht es so aus, als ob sie um Fassung ringt. Dann dreht sie den schmalen goldenen Ring am Finger. Es macht nicht den Eindruck, als würde sie träumen.

„Wissen Sie“, sagt sie. „Ich habe so viel beiseitegeschafft, das würde für zwei Leben reichen. Henry war ein fleißiger Mann, und ich hab ihn zwanzig Jahre lang ausgenommen. Es wird nicht lange dauern, und die

Leute haben seinen Namen vergessen. Dann zählt nur noch das Geld. Und davon habe ich mehr als genug.“ Sie richtet sich auf. „Wollen Sie noch was trinken?“

„Danke. Aber vielleicht könnten Sie etwas für die Kleine tun?“

Sie schaut mich an, als hätte ich den goldenen Ring verlangt, und ihren Wagen und den Schlüssel zu ihrem weißen Haus mit den vielen Erkern und den teuren Wandteppichen darin.

„Ich habe immer darauf geachtet, dass ich keine Kinder bekomme, und jetzt soll ich mich um ein Nuttenbaby kümmern?“

Sie wird ungemütlich, wie ein Wespenstich.

Ich winke ab und erhebe mich.

„Ich gehe mein Wasser bezahlen“, sage ich und schnipse mit dem Finger gegen die Speisekarte. „Bevor Sie mir noch mein Hemd zerreißen.“

Sie schaut mich spöttisch an.

„Ihr Hemd interessiert mich nicht mehr, als ein vertrockneter Regenwurm.“

Ich versuche einen Mundwinkel nach oben zu ziehen. Er ist schwer wie Blei.

Im Restaurant herrscht gähnende Leere. An einem Tisch, vorn am Tresen, sitzt eine mollige Blondine. Sie

sieht wirklich gut aus, wenn man mollige Blondinen mag. Sie trägt ein weinrotes Kleid mit einem tiefen Dekolleté, das die Vertiefung zwischen zwei riesigen Brüsten freilegt. Sie muss sehr jung sein. Die Haut ist faltenfrei und wie hingemalt. Langes blondes Haar fällt leicht gelockt auf ihre kräftigen Schultern. Ihr Gesicht ist das einer Barbiepuppe, jedoch mit rosigen dicken Wangen.

Detlef, der Kellner, steht dicht neben ihr und redet auf sie ein. Ich kann nicht hören, was er sagt, aber es scheint ihr nicht zu gefallen. Lustlos stochert sie in einem Tortenstück herum, mit einem Blick, der jedem

Berliner Taxifahrer den Mund verschlossen hätte.

Ich gehe zum Tresen und lege ein Geldstück auf das Blech. Detlef fährt herum und funkelt mich an. Ich komme sicher ungelegen.

Die Blondine steht auf. Detlef legt seine Hand auf ihr Gesäß und flüstert ihr grinsend etwas ins Ohr. Das war wohl sehr deutlich.

Sie dreht sich um und schlägt ihm die rechte Hand ins Gesicht. Es schallt durch den Raum, als wäre ein Wilderer auf einen trockenen Ast getreten. Dann stürmt sie hinaus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Detlef räumt, immer noch

grinsend, die Torte beiseite und kommt auf mich zu.

„Zwei fünfzig“, sagt er leicht.

„Gepfeffelter Preis“, sage ich.

„Bezahl ich für die Kleine mit?“

„Die ist meine ganz persönliche Investition“, sagt er versonnen und reibt sich die linke Wange, auf der sich eine flammende Röte abzeichnet.

Er kriegt sein Geld.

Irgendwann wird er auch die Blonde kriegen. Das Leben dreht sich so verrückt. Aber glücklich werden die beiden nicht.

Detlef wird auch in zwanzig Jahren noch allein sitzenden Frauen Anträge machen, auf seine direkte Art, mit

Fliege und Stehkragen. Und wird damit durchkommen. Und irgendwann, wenn er ganz faltig geworden ist, steigt er eines abends in sein Kellnerbett in einer winzigen Dachkammer und sagt zu sich: „Mein Leben war perfekt, in den letzten vierzig Jahren. Ich bereue gar nichts.“ Dann schläft er ein, mit einem zufriedenen Lächeln. Und ein Gast, im Zimmer unter ihm, tut es ihm gleich, hat aber eine Zigarette im Mund, die bald den uralten Teppich ankokelt. Durch die Lüftung steigt der Rauch nach oben. Und zwei Stunden später holt die Feuerwehr den vor Glück triefenden Detlef aus dem Bett, schlaff

und vergiftet vom Kohlenmonoxid. Und auf die Frage, ob Angehörige zu benachrichtigen sind, schütteln alle nur den Kopf. Und dann ist er verschwunden von dieser Welt.

Die Gedächtniskirche - eine Ruine voller Löcher. Kaum Fenster, und wo welche drin sind, wirken sie, wie Legohühner auf dem Bauernhof. Ein zerfressenes Dach, verfallene Türmchen drumherum, die zu nichts nutze sind. Eine riesige Uhr mit vergoldetem Zifferblatt, das weithin in der Sonne glitzert, wie blanker Maschendraht vor einem Rapsfeld.

Und doch hat das Ding Klasse. Steht da, uralt und verfallen, jeder Sims und jede Säule schwarz vor Dreck. Und gerade deshalb ein wunderbarer Kontrast zu den

Glasfassaden drumherum, die für sich nicht mehr Ausstrahlung hätten, als ein Neuwagen auf einem verlassenen Fabrikhof, voller Schlammlöcher und Müll.

Ich suche eine Bank auf dem Breitscheidplatz und werde neben der Gedächtniskirche fündig. Zehn Schritte weiter, hat ein Straßenmusikant seinen Gitarrenkasten aufgeschlagen. Jede Menge Zehncentmünzen glänzen darin, und alle paar Minuten schleicht jemand heran, der es gut mit ihm meint, und wirft zu dem ganzen unglaublichen Reichtum noch ein Stück dazu.

Er ist vielleicht Ende vierzig, mit

einer nach hinten geworfenen braunen Künstlermähne, an den Schläfen ergraut und mit tiefen Krähenfüßen um die Augen. Er trägt einfache Schuhe, Jeans, ein weißes Hemd und um die Schultern eine rote Konzertgitarre, die ungefähr so verloren klingt, wie *Jingle Bells* auf dem Dach des Europa Center.

Ein Kätzchen schleicht um mich herum. Sein Fell ist grau und hat einen Stich, der ins Blaue geht. An den Spitzen schimmert es silbrig, und so erinnert es mich an Rocco, den Kater, der sterben musste, weil Carla beschlossen hatte reich zu werden.

Ich rufe einen Eismann heran, der

mit seinem Bauchladen an einem Geländer lümmelt, kaufe ihm etwas ab, das klein, grün und wässrig aussieht, und werfe dem Kätzchen ein paar Bröckchen davon hin. Keine Ahnung, ob es ihm gut tut. Aber es leckt gierig daran herum.

„Kürzlich ist ein Verwandter von dir gestorben“, sage ich leise. „Nimm dich in acht vor alten Weibern, die in den Bergen im Dreck wühlen und Knollen vom Blauen Eisenhut ausgraben.“

Dann schaue ich zum Ku'damm hin. Laura und Thip kommen auf mich zu. Fast sehen sie wie Mutter und Tochter aus. Es könnte was werden mit den beiden. Vielleicht sogar mit uns

Dreien.

Ich gehe auf sie zu. Es ist heiß, und ein sanftes Flimmern liegt in der Luft. Und mir ist, als webte jemand ein Band zwischen uns, das golden schimmert und immer fester wird, mit jedem Schritt.